SCHRIFTEN ZUR ANGEWANDTEN SEELENKUNDE
HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. **SIGM. FREUD**
ACHTZEHNTES HEFT

FRIEDRICH HEBBEL

EIN PSYCHOANALYTISCHER VERSUCH

VON

DR. J. SADGER
NERVENARZT IN WIEN



LEIPZIG UND WIEN
FRANZ DEUTICKE
1920

Verlags-Nr. 2516

SCHRIFTEN ZUR ANGEWANDTEN SEELENKUNDE
HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. SIGM. FREUD
ACHTZEHNTES HEFT

FRIEDRICH HEBBEL

EIN PSYCHOANALYTISCHER VERSUCH

VON

DR. J. SADGER,
NERVENARZT IN WIEN

WIEN
FRANZ DEUTICKE
1920

»Die großen Schriftsteller, überhaupt die anerkannten Größen der Weltgeschichte, sind für ein eingehendes Studium schon deshalb besonders geeignet, weil sie über aller Anklage stehen. Sie sind von vornherein des Freispruchs sicher infolge der Bedeutung, der großen Rolle, die ihnen zugefallen ist. Wie immer auch sie in der Nähe erscheinen mögen, sie sind im Rechte, zu beredt zeugen für sie ihre Werke — monumenta aere perenniora. Und wenn wir vom Durchschnittsmenschen mit Nachsicht zu reden geneigt sind und auf seine Fehler oder das, was gemeiniglich seine Fehler genannt wird, durch die Finger sehen, so können wir an die Großen offenen Auges herantreten und brauchen nicht zu fürchten, ihre Eigenschaften und Eigenheiten beim richtigen Namen zu nennen. Was täte es, wenn sich bei Alexander von Mazedonien auch Feigheit auffände, bei Plato und Aristoteles auch Unwissenheit und Oberflächlichkeit, beim heiligen Augustin auch Ungläubigkeit! Wie schlicht und ruhig berichtet doch das Evangelium, daß der Apostel Petrus sich in einer einzigen Nacht dreimal von Christus losgesagt habe.

Und dies hat ebensowenig die Menschheit daran gehindert, ihm in Rom einen herrlichen Tempel zu errichten, wie es unzählige Millionen von Gläubigen davon abhält, ehrfurchtsvoll den Fuß seiner Statue zu küssen, ja, seine Stellvertreter gelten noch heute als unfehlbar. Die Mängel der Großen der Menschheit können ihnen nicht als persönliche Mängel angerechnet werden; die Armut dieser Reichen ist eine allmenschliche, man möchte sagen, kosmische Armut. Enthüllungen und Anklagen sind da schlecht angebracht. Hinter dieser Armut ruht ein großes Geheimnis, dem sich zu nahen, ein ewiges Bedürfnis der Sterblichen ist.

Und die Großen fürchten nicht, ihre Dürftigkeit zu zeigen.«

LEO SCHESTOW.

INHALT

Verlags-Nr. 2516.

EINLEITUNG.

In diesen Blättern beabsichtige ich nicht, einen Beitrag zu liefern zur Biographie oder Würdigung des Dichters Friedrich Hebbel. Wer also neue Lebensumstände oder eine ästhetische Wertung erwartet und strahlende Aufhellung über beide Gebiete, wird einer Enttäuschung kaum entgehen. Denn der Zweck meiner Arbeit ist ein ganz anderer. Sie will einzig und allein auf Grund des bekannten Tatsachenmaterials und der neuesten Ergebnisse moderner Seelentiefenforschung die psychischen Zusammenhänge in des Dichters Leben und Schaffen aufzeigen. Darum setzt sie erst an jenem Punkte ein, wo die bisherigen Biographien keinen Aufschluß mehr geben. Ich verzichte demnach von vornherein auf eine umfassende Lebensdarstellung oder gar eine kritische Kunstbetrachtung und wähle nur jene Kapitel aus, die mir für Hebbels Entwicklung und Werden bedeutsam erscheinen. Es werden also manche seiner Lebenszeiten, vor allem die Kindheit, die breiteste Beleuchtung erfahren, andere dagegen nur kurz gestreift oder zusammengefaßt werden. Ist mir doch lediglich darum zu tun, dem Leser zu zeigen, wie Hebbel kraft seiner Konstitution, Anlagen und Triebe, darunter ganz besonders des Geschlechtstriebes, in zweiter Linie seines Milieus und seiner mißlichen Lebensumstände so werden mußte, wie er in der Menschheitsgeschichte dasteht. Ich hoffe Aufklärung bieten zu können für so manches Rätsel in unseres Poeten Dasein und Dichten, das ohne vertiefte Psychologie kaum zu lösen wäre. Immer wieder wird die Triebgebundenheit seines Schaffens in die Augen springen und nicht zum letzten durchsichtig werden, warum ein Dichter von solcher Kraft so wenig in die breiten Volksmassen drang. Meine Arbeit will gewertet sein nicht als eine neue Bio-

graphie, sondern als Vertiefung der schon bestehenden, indem es dort aufzuhellen sucht, wo einzig und allein die moderne Neuro-Psychologie hinableuchten kann.

Noch eines sei gleich hier besprochen. Ich habe den Vorsatz — der Leser beurteile, ob er mir gelungen — ein durchaus ehrliches Buch zu schreiben, d. h. den Menschen Friedrich Hebbel also zu zeichnen, wie er mir erscheint, nicht bloß in den Vorzügen und grandiosen Leistungen, sondern auch mit all seinen vielen Schwächen. Man sehe dies nicht als Lieblosigkeit an gegenüber dem Genius, der der Welt so Großes, Unsterbliches schenkte. Mich dünkt dem Verständnis eines Genies recht wenig gedient, wenn man sich nur in ewigen Lobpsalmen ergießt. Denn Weihrauch ist nur der Gottheit kein Gift, den erdgebundenen Menschen umnebelt und betäubt er, die Wahrheit verschleiernd. Und die Warheit zu finden, niemand zuliebe, aber auch niemand zuleide, dünkt mich die erste Aufgabe des Forschers.

I. Kapitel.

KINDHEIT.

Es wird wohl kaum einen zweiten Dichter, vielleicht keinen zweiten Menschen geben, der eine fortlaufende Erinnerungskette, nicht nur vereinzelte Erinnerungsbrocken, vom zweiten bis zum sechsten Lebensjahre zu künden vermochte wie Friedrich Hebbel. In seinem 34. Lebensjahre schrieb er ins Tagebuch: „Ich habe angefangen, meine Jugendgeschichte aufzuschreiben, und bin überrascht, wie klar sich das längst vergessen Geglaubte wieder vor mir auseinanderbreitet. Nun darf ich fortfahren, denn nun bin ich gewiß, daß ich mein Leben darstellen kann und nicht darüber zu räsonieren brauche.“ Was Hebbel in seinen „Aufzeichnungen aus meiner Kindheit“ erzählt, ist ein durchaus einzigartiges Zeugnis. Mit dem inneren Seherauge begabt und geradezu phänomenalem Gedächtnis, hat er in einer Skizze und anderen Erinnerungen, die sich in den Tagebüchern und Briefen verstreut noch finden, ein Denkmal gebaut, das nicht bloß individuell einen Schatz, sondern auch ganz allgemein ein Unikum darstellt[1]). Und es kann seinen Wert nur etwas mindern, aber keineswegs aufheben, daß alles Sexuelle darin nur gestreift wird, so daß man es mehr aus den Wirkungen

[1]) Selbst Rousseaus „Bekenntnisse“ und Kellers „Grüner Heinrich“, die noch am ehesten zu vergleichen wären, bringen nicht aus so frühen Jahren fortlaufende Erinnerungen der Dichter, sondern bestenfalls Berichte ihrer Angehörigen nebst einzelnem, das sie selber behielten. Erst die allerjüngste Zeit hat die obige Behauptung zu erschüttern vermocht. Da hat nämlich Spitteler, der Schweizer Dichter, unter dem Titel „Meine frühesten Erlebnisse“ fortlaufende deutliche Erinnerungen von seinem ersten bis zum fünften Lebensjahr erzählt, die alles in Schatten stellen, was bisher jemals berichtet wurde.

auf Hebbels Leben und Schaffen, als aus direkter Erinnerung folgern muß.

„Wer sein Leben darstellt," schrieb der Dichter 1842 in sein Tagebuch, „der soll wie Goethe nur das Liebliche, Schöne, das Beschwichtigende und Ausgleichende hervorheben, das man auch in den dunkelsten Verhältnissen auffinden kann, und das übrige auf sich beruhen lassen." Dies Rezept zu befolgen, ward Hebbel um so leichter, als seine frühesten Lebensjahre, wie vermutlich der allermeisten Menschen, in der Erinnerung sonnedurchflutet. Beruht doch nach seinen eigenen Worten „der Hauptreiz der Kindheit darauf, daß alles, bis zu den Haustieren herab, freundlich und wohlwollend gegen sie ist, denn daraus entspringt ein Gefühl der Sicherheit, das bei dem ersten Schritt in die feindselige Welt hinaus entweicht und nie zurückkehrt. Besonders in den unteren Ständen ist dies der Fall. Das Kind spielt nicht vor der Tür, ohne daß die benachbarte Dienstmagd, die zum Einkaufen oder Wasserschöpfen über die Straße geschickt wird, ihm eine Blume schenkt; die Obsthändlerin wirft ihm aus ihrem Korb eine Kirsche oder Birne zu, ein wohlhabender Bürger wohl gar eine kleine Münze, für die es sich eine Semmel kaufen kann; der Fuhrmann knallt, vorüberkommend, mit seiner Peitsche, der Musikant entlockt seinem Instrument im Gehen einige Töne, und wer nichts von allem tut, der fragt es wenigstens nach seinem Namen und Alter oder lächelt es an. Freilich muß es reinlich gehalten sein. Dieses Wohlwollen wurde auch mir und meinem Bruder in reichlichem Maße zu teil, besonders von den Mitbewohnern unseres Hauses, den vorzugsweise sogenannten Nachbarn, die uns fast ebensoviel galten als die Mutter und mehr als der strenge Vater."

Obwohl der letztere infolge geringer Tüchtigkeit im Handwerk trotz allen Fleißes und peinlicher Ordnung nie zur Selbständigkeit kam, sondern zeitlebens im Tagelohn fronen mußte, im Winter sogar meist ohne Beschäftigung und Verdienst war, so hatte doch die Mutter einen kleinen Besitz in die Ehe gebracht, der zum Eden ihrer Kinder wurde. Bei

aller Not und Dürftigkeit herbergte man doch in der sonnigsten und freundlichsten Wohnung des Häuschens, während zwei Kammern an noch ärmere Leute vermietet wurden. Zu dem kleinen Anwesen gehörte ferner ein Gärtchen mit einem prächtigen Birn- und Zwetschkenbaum und einem alten, von Bäumen tief beschatteten Brunnen, dessen hölzerne Bedachung gebrechlich und dunkelgrün bemoost war und welchen der Knabe „nie ohne Scheu betrachten konnte". Von den Nachbarn, deren Gärten an den elterlichen grenzten, nennt der Dichter zunächst einen jovialen Tischler, von dem er nie begriff, wie jener sich später das Leben nehmen konnte, dann einen Prediger mit ernstem, milzsüchtigen Gesicht, der ihn mit unbegrenzter Ehrfurcht erfüllte, teils wegen des Standes, teils ob seiner imponierenden Funktionen, zumal des Herwandelns hinter Leichen, endlich noch einen wohlhabenden Milchhändler und einen überaus verdrießlichen Weißgerber. „Mutter sagte immer, er sähe aus, als ob er einen verzehrt hätte und den andern eben beim Kopfe kriegen wollte. Dies war die Atmosphäre, in der ich als Kind atmete. Sie konnte nicht enger sein, dennoch erstrecken sich ihre Eindrücke bis auf den gegenwärtigen Tag. Noch sieht mir der lustige Tischler über den Zaun, noch der grämliche Pfarrer über die Planke. Noch sehe ich den vierschrötigen, wohlgenährten Milchhändler in seiner Tür stehen; noch den Weißgerber mit seinem galliggelben Gesicht, den ein Kind schon durch seine roten Backen beleidigte, und der mir noch schrecklicher vorkam, wenn er zu lächeln anfing. Noch sitze ich auf der kleinen Bank unter dem breiten Birnbaum und harre, während ich mich an seinem Schatten erquicke, ob sein von der Sonne beschienener Gipfel nicht eine wegen Wurmstichs frühreife Frucht fallen läßt; noch flößt mir der Brunnen, an dessen Bedachung alle Augenblick etwas genagelt werden mußte, ein unheimliches Gefühl ein." Dieser Brunnen fand nach vielen Jahren Verwertung in der „Maria Magdalene", der Respekt vor dem hinter Leichen Wandeln sowie der nußknackerische Weißgerber werden uns später zu beschäftigen haben.

Tiefer noch als jene ferneren Nachbarn wirkten die Mietsleute, von welchen der Dichter selber sagte, daß sie „für uns Kinder zum Hause gehörten wie Vater und Mutter, von denen sie sich auch, was die liebreiche Beschäftigung mit uns anlangte, kaum oder gar nicht unterschieden". Zumal der allzeit lustige Ohl mit seiner beträchtlich geröteten Nase, die nach Mutters Mitteilung der künftige Dichter sich einmal mit Sehnsucht gewünscht haben soll, leuchtete noch in seinen Mannesjahren ihm wie ein Stern. Ebenso blieben dessen beide Brüder, die, richtige Taugenichtse, von Zeit zu Zeit den Nachbar heimsuchten und dann dem gierig aufhorchenden Knaben von Räubern und Mördern und ihren eigenen Abenteuern in den Wäldern erzählten, in seiner Erinnerung haften und beeinflußten sicher die Räuberromantik in so vielen seiner ersten poetischen Versuche. Gern gedachte er auch der Frau des Meisters, die ihn oft beschenkte, deren übergroße Nähe er aber scheute, weil „sie sich ein Geschäft daraus machte, mir die Nägel zu beschneiden, so oft es not tat, und das war mir wegen des damit verbundenen prickelnden Gefühles in den Nervenenden äußerst verhaßt", ein ganz durchsichtiges Zeichen also erheblich gesteigerter Hauterotik[1]). „Sie las fleißig in der Bibel und der erste starke, ja fürchterliche Eindruck aus diesem düstern Buche kam mir lange, bevor ich selbst darin zu lesen vermochte, durch sie, indem sie mir aus dem Jeremias die schreckliche Stelle vorlas, worin der zürnende Prophet weissagt, daß zur Zeit der großen Not die Mütter ihre eigenen Kinder schlachten und sie essen würden. Ich erinnere mich noch, welch ein Grausen diese Stelle mir einflößte, als ich sie hörte, vielleicht weil ich nicht wußte, ob sie sich auf die Vergangenheit oder auf die Zukunft, auf Jerusalem oder auf Wesselburen bezog, und weil ich selbst ein Kind war und eine Mutter hatte". Dieser Zug wird uns gleichfalls später beschäftigen, ebenso wie die Hexen- und Spukgeschichten, die die Frau des zweiten Mie-

---

[1]) Von dieser und dem Kastrationskomplex, der hier zum erstenmal in Erscheinung tritt, werde ich später ausführlich reden.

ters, Meta mit Namen, ein riesiges Weib „mit alttestamentarisch ehernem Gesicht", an langen Winterabenden vortrug.

Blieben nur noch die Eltern und der jüngere Bruder zu besprechen. Der Vater hatte mit 22 ein um zwei Jahre älteres Mädchen zum Weibe genommen, doch fehlte dem Bunde das rechte Glück. Klaus Friedrich war eine verbissene Natur und stets gedrückt, teils infolge seines mangelhaften Könnens, teils durch die Verhältnisse, die im Gegensatz zu dem inneren Stolze standen, den er auf seinen älteren Sohn vererbte. „Die Sorge versteckte er wie eine Schande und wollte nicht, daß man ihm die Not ansehe, trotzdem es sehr knapp ging", zumal als nach 14monatiger Ehe Christian Friedrich, der spätere Poet, und zwei Jahre darauf noch Bruder Johann geboren wurde. „Mein Vater", erzählte Hebbel später, „war im Hause sehr ernster Natur, außer demselben munter und gesprächig; man rühmte an ihm die Gabe, Märchen zu erzählen, es vergingen aber viele Jahre, ehe wir sie mit eigenen Ohren kennen lernten. Er konnte es nicht leiden, wenn wir lachten und uns überhaupt hören ließen; dagegen sang er an den langen Winterabenden in der Dämmerung gern Choräle, auch wohl weltliche Lieder, und liebte es, wenn wir mit einstimmten. Meine Mutter war äußerst gutherzig und etwas heftig; aus ihren blauen Augen leuchtete die rührendste Milde, wenn sie sich leidenschaftlich aufgeregt fühlte, fing sie zu weinen an. Ich war ihr Liebling, mein Bruder der des Vaters. Der Grund war, weil ich meiner Mutter glich, und mein Bruder meinem Vater zu gleichen schien, denn es war, wie sich später zeigte, keineswegs der Fall. Meine Eltern lebten in bestem Frieden miteinander, solang sich Brot im Hause befand; wenn es mangelte, was im Sommer selten, im Winter, wo es an Arbeit fehlte, öfter vorkam, ergaben sich zuweilen ängstliche Szenen. Ich kann mich der Zeit nicht erinnern, wo mir diese, obgleich sie nie ausarteten, nicht fürchterlicher als alles gewesen wären, und eben darum darf ich sie nicht mit Stillschweigen übergehen."

Wir sind hier bei einem Punkte von großer Wichtigkeit angelangt, den Zwistigkeiten, welche bei großer Not zwischen Vater und Mutter so häufig ausbrachen, bereits in Hebbels zartester Kindheit. Die Erinnerung daran ist nicht bloß unsterblich und Vorbild geworden für sein eigenes Verhalten zu Elise und Christine, sondern rief schon in seiner frühesten Jugend weitgehende Phantasien hervor. Doch selbst wenn es nicht zu jenen Szenen kam, mußte doch schon der zwei- oder dreijährige Knabe „eine Erfahrung machen, die ein Kind besser später macht oder niemals, nämlich, daß der Vater zuweilen dies wollte und die Mutter das". Und als er einmal, freilich in noch schlaftrunkenem Zustand, dem Vater etwas verraten hatte, was nach der Mutter Gebot gehehlt werden sollte, gab sie ihm am nächsten Tage mit der Rute eine eindringliche Lektion im Stillschweigen. „Zu anderen Zeiten", fährt der Dichter fort, „schärfte sie mir wieder die strengste Wahrheitsliebe ein. Man sollte denken, diese Widersprüche hätten schlimme Folgen haben können. Es war nicht der Fall und wird nie der Fall sein, denn das Leben bringt noch ganz andere und die menschliche Natur ist auch auf diese eingerichtet."

Wie wir hörten, hatte die Sorge um das trockene Brot schon auf Hebbels erste Lebensjahre ihre Schatten geworfen. Zwar meint er ausdrücklich: „Daß ich in frühester Kindheit wirklich gehungert hätte wie später, erinnere ich mich nicht, wohl aber, daß die Mutter sich zuweilen mit dem Zusehen begnügen mußte und gern begnügte, wenn wir Kinder aßen, weil wir sonst nicht satt geworden wären." Doch war die Armut im Elternhaus bereits damals so arg, daß, als zwei Jahre nach Friedrichs Geburt noch ein Knabe hinzukam, die Mutter sich bemüßigt fand, zu dem Neugeborenen einen Säugling gegen Bezahlung dazu zu nehmen. Als sie aber ihren Ältesten dieses fremde Kindlein auch wiegen hieß, da weigerte sich jener ganz entschieden: „Meinen Bruder will ich wiegen, aber den fremden Bruder nicht!" und stellte sich zu Häupten Johanns hin, um ihn zu schaukeln. Auch dieser Stolz, der von beiden Elternteilen überkommen, doch

ebenso zeigt, wie früh und exklusiv seine Liebe sich fixierte, wird in seinen Bedingungen noch manche nähere Erklärung heischen.

Das erste unbewußte Glück der Kindheit umfing unseren Dichter nur etwa drei Jahre. Denn schon im vierten kam er in die Klippschule der Jungfrau Susanne und damit in Berührung mit einer meist feindlichen Außenwelt. Das hub schon am Kopfe an, der Lehrerin selber, wie der unfreundlichen Magd, die sich hin und wieder sogar einen Eingriff ins Strafamt erlaubte. Susanne pflegte die braven Schüler mit Rosinen und Blumen zu beschenken, die schlimmen durch Klapse zu bestrafen. Nur tat sie das erstere nicht nur weit seltener, sondern, was viel ärger, auch sehr parteiisch. „Die Kinder wohlhabender Eltern erhielten das Beste und durften ihre oft unbescheidenen Wünsche laut aussprechen, ohne zurechtgewiesen zu werden; die Ärmeren mußten mit dem zufrieden sein, was übrig blieb, und bekamen gar nichts, wenn sie den Gnadenakt nicht stillschweigend abwarteten. Das trat am schreiendsten zu Weihnacht hervor.“ Dann fand eine große Verteilung von Kuchen und Nüssen statt, doch so, daß die Kinder von Respektspersonen „halbe Dutzende von Kuchen und ganze Tücher voll Nüsse bekamen, die armen Teufel hingegen, deren Aussichten für den heiligen Abend im Gegensatz zu diesen ausschließlich auf Susannens milder Hand beruhten, kümmerlich abgefunden wurden. Der Grund war, weil Susanne auf Gegengeschenke rechnete, auch wohl rechnen mußte.“ „Ich wurde nicht ganz zurückgesetzt,“ berichtet H e b b e l, „denn Susanne erhielt im Herbst regelmäßig von unserem Birnbaum ihren Tribut und ich genoß ohnehin meines ‚guten Kopfes‘ wegen vor vielen eine Art von Vorzug, aber ich empfand den Unterschied doch auch und hatte besonders viel von der Magd zu leiden, die mir das Unschuldigste gehässig auslegte, das Ziehen eines Taschentuches z. B. einmal als ein Zeichen, daß ich es gefüllt haben wollte, was mir die glühendste Schamröte auf die Wangen und die Tränen in die Augen trieb. Sobald Susannens Parteilichkeit und die Ungerechtigkeit ihrer Magd mir ins

Bewußtsein traten, hatte ich den Zauberkreis der Kindheit überschritten. Es geschah sehr früh."

Man konnte nun fragen: warum trat ihm hier die Ungerechtigkeit ins Bewußtsein, nicht aber schon früher bei seiner Mutter, die zwar auf strengste Wahrhaftigkeit hielt, gelegentlich aber das Bekennen derselben mit der Rute bestrafte? Doch führt dies auf ein weites Kapitel, das erst in einem späteren Zusammenhang ausführliche Würdigung finden mag.

Nicht nur von Susannen und ihrer Magd hatte Klein-Friedrich manches zu leiden, viel ärger noch war das Verhalten der Kollegen. „Schon in der Kleinkinderschule finden sich alle Elemente beisammen, die der reifere Mensch in potenzierterem Maße später in der Welt antrifft. Die Brutalität, die Hinterlist, die gemeine Klugheit, die Heuchelei, alles ist vertreten und ein reines Gemüt steht immer so da, wie Adam und Eva auf dem Bilde unter den wilden Tieren.... Der Auswurf hat immer insoweit Instinkt, daß er weiß, wen sein Stachel am ersten und am schärfsten trifft, und so war denn ich den boshaften Anzapfungen eine Zeitlang am meisten ausgesetzt, teils weil ich sie am empfindlichsten aufnahm, teils, weil sie wegen meiner großen Arglosigkeit am besten bei mir glückten." Dann pflegten einige der älteren Buben Schule zu stürzen und später zu renommieren, wie sie sich trotz der Entdeckung durch die Ihren mit allerlei List herausgeholfen hätten. Das reizte unseren Friedrich auch und, da sich einmal ein Bursche wieder auftat, er sei zwar für das Schwänzen vom Vater hart gezüchtigt worden, werde es aber jetzt nur um so öfter probieren, denn er sei kein Hase, beschloß auch Hebbel Courage zu zeigen, worin ihn der viel ältere Sohn des Nachbar Tischler weidlich bestärkte. Als jedoch just der nach geschehener Tat den Verräter spielte und die Mutter auf das Versteck des Knaben aufmerksam machte, da „sprang ich, vor Wut außer mir, hervor und stieß nach dem lachenden Verräter mit dem Fuß, meine Mutter aber, das ganze Gesicht eine Flamme, setzte ihren Eimer beiseite und packte mich bei Armen und Haaren, um

mich noch in die Schule zu bringen. Ich riß mich los, ich wälzte mich auf dem Boden, ich heulte und schrie, aber alles war umsonst, sie schleppte mich, viel zu empört darüber, in ihrem überall gepriesenen, stillen Liebling einen solchen Missetäter zu entdecken, um auf mich zu hören, mit Gewalt fort und mein fortgesetztes Widerstreben hatte keine andere Folge, als daß alle Fenster auf der Straße aufgerissen wurden und alle Köpfe herausschauten. Als ich ankam, wurden meine Kameraden gerade entlassen, sie rotteten sich aber um mich herum und überhäuften mich mit Spott und Hohn, während Susanne, die einsehen mochte, daß die Lektion zu streng war, mich zu begütigen suchte. Seit jenem Tage glaube ich zu wissen, wie dem Spießrutenläufer zu Mute ist." Wir finden hier neben der unmäßigen Heftigkeit der Mutter auch schon die „Berserkerwut" des Sohnes, die er als Erbteil der „Belastung" von jener überkommen hatte.

Wahrscheinlich brachte schon das erste Jahr bei Jungfer Susanne eine schwere Umwälzung in der Weltanschauung unseres Knaben. Vorerst, was sein Verhältnis zu Eltern und Gott betraf. In seinen „Aufzeichnungen" wird von einem Dichter und Seher zum erstenmal klar ausgesprochen, was seitdem F r e u d auf psychoanalytischem Wege fand: „Das Kind hat eine Periode, und sie dauert ziemlich lange, wo es die ganze Welt von seinen Eltern, wenigstens von dem immer etwas geheimnisvoll im Hintergrund stehen bleibenden Vater abhängig glaubt und wo es sie ebensogut um schönes Wetter wie um ein Spielzeug bitten könnte. Die Periode nimmt natürlich ein Ende, wenn es zu seinem Erstaunen die Erfahrung macht, daß Dinge geschehen, welche den Eltern so unwillkommen sind, wie ihm selbst die Schläge, und mit ihr entweicht ein großer Teil des mystischen Zaubers, der das heilige Haupt der Erzeuger umfließt, ja, e s b e g i n n t e r s t, w e n n s i e v o r ü b e r i s t, d i e e i g e n t l i c h e m e n s c h l i c h e S e l b s t ä n d i g k e i t. Mir öffnete ein fürchterliches Gewitter, das mit einem Wolkenbruch und einem Schlossenfall verbunden war, die Augen über diesen Punkt." Mußte doch H e b b e l in der Klippschule erleben,

wie sogar Susanne, die gefürchtete Lehrerin, den Kopf verlor und ihre Magd nach einem besonders schrecklichen Blitz „fast so ängstlich wie das jüngste Kind heulend aufkreischte: ‚der liebe Gott ist bös!', um dann pädagogisch-griesgrämlich fortzusetzen: ‚Ihr taugt auch alle nichts!' Dies Wort, aus so widerwärtigem Munde es auch kam, machte einen tiefen Eindruck auf mich, es nötigte mich, über mich selbst und über alles, was mich umgab, hinaufzublicken, und entzündete den religiösen Funken in mir. Aus der Schule ins väterliche Haus zurückgekehrt, fand ich auch dort den Greuel der Verwüstung vor, den Birnbaum seiner jungen Früchte wie selbst seines Laubes gänzlich entblößt, und von dem sehr ergiebigen Pflaumenbaum den reichsten seiner Äste gebrochen. Jetzt begriff ich's auf einmal, warum mein Vater des Sonntags immer in die Kirche ging und warum ich nie ein reines Hemd anziehen durfte, ohne dabei: ‚das walte Gott!' zu sagen; ich hatte den Herrn aller Herren kennen gelernt, seine zornigen Diener, Donner und Blitz, Hagel und Sturm, hatten ihm die Pforten meines Herzens weit aufgetan und in seiner vollen Majestät war er eingezogen. Es zeigte sich auch kurz darauf, was innerlich mit mir vorgegangen war, denn als der Wind eines Abends wieder mächtig in den Schornstein blies und der Regen stark aufs Dach klopfte, während ich zu Bett gebracht wurde, verwandelte sich das eingelernte Geplapper meiner Lippen plötzlich in ein wirkliches, ängstliches Gebet, und damit war die geistige Nabelschnur, die mich bis dahin ausschließlich an die Eltern gebunden hatte, zerrissen, ja, es kam gar bald so weit, daß ich mich bei Gott über Vater und Mutter zu beklagen anfing, wenn ich ein Unrecht von ihnen erfahren zu haben glaubte." Es läßt sich wohl kaum deutlicher aufzeigen, daß Gott im Himmel nur der unendlich erhöhte, ins Allmächtige gehobene eigene Vater und Furcht eine Quelle der Religion ist. Eine weitere scheint mir das Bedürfnis des Kindes zu sein, gegen jedes vermeintliche Unrecht der Eltern, wider das es sonst keine Appellation gibt, beim „Herrn aller Herren" noch Hilfe zu finden.

Zeitlebens ist Hebbel ein Gottsucher geblieben, der das Problem der Religion und göttlichen Allmacht in zahllosen Variationen wälzte. Ebenso gibt in fast aller prosaischen Pubertätsdichtung die schaurige, finstere Nacht und der schauerliche Sturm den stimmungsvollen Hintergrund ab.

Aber auch von einer anderen Seite ward an der Autorität der Eltern, die bis dahin absolut gewesen, unsanft gerüttelt. Als Hebbel zum erstenmal daran ging, im Tagebuch seine frühesten Erinnerungen zu fixieren, da schrieb er am 29. März des Jahres 1842: „Dort (in Susannens Schule) wurde ich, wie ich glaube, zuerst mit einer Masse von Knaben bekannt, und es dauerte nicht lange, so erfuhr ich allerlei, was ich besser noch nicht erfahren hätte, nämlich, daß der Storch die Kinder nicht brächte, sondern, daß sie ganz wo anders her kämen; auch daß es nicht das Kind Jesus sei, welches mich zu Weihnacht beschenke, sondern, daß meine Eltern das täten. Letzteres konnte ich nicht für mich behalten, sondern teilte es meiner Mutter gleich mit; sie bestritt mich nicht, sondern sagte mir bloß, daß ich, wenn ich an das Kind Jesus nicht mehr glaube, auch zu Weihnacht nichts wieder bekommen würde.“ Bezeichnend an dieser Erinnerung ist, daß er zwar den Zweifel am Jesukinde der Mutter vorträgt, nicht aber sein neues sexuelles Wissen. Aus einer Reihe von späteren Zügen werden wir erkennen, wie nachhaltig diese frühe Aufklärung auf den Knaben wirkte.

Dies um so mehr, als sich bereits in recht frühen Jahren die Liebe zu einem Mädchen in Friedrich regte. Die Stelle aus den „Aufzeichnungen“, sowie die erste Tagebuchnotiz sind so wunderschön und derart helles Licht verbreitend, daß jeder Zusatz nur abschwächen könnte [1]). „Ich hatte die Schule kaum betreten und meinen Blick zum erstenmal aufgeschlagen, als ich mich in ein schlankes, blasses Mädchen, das mit mir von gleichem Alter war und mir gerade gegenüber saß, auf das Leidenschaftlichste verliebte.“ „Sie hieß Emilie und war die Tochter des Kirchspielschreibers. Ein leidenschaftliches

[1]) Die folgenden Zitate sind aus den genannten beiden Quellen zusammengestellt.

Zittern überflog mich, das Blut drang mir zum Herzen, aber auch eine Regung von Scham mischte sich gleich in mein erstes Empfinden und ich schlug die Augen so rasch wieder zu Boden, als ob ich einen Frevel damit begangen hätte. Seit dieser Stunde kam Emilie mir nicht mehr aus dem Sinn, die vorher so gefürchtete Schule wurde mein Lieblingsaufenthalt, weil ich sie nur dort sehen konnte, die Sonn- und Feiertage, die mich von ihr trennten, waren mir so verhaßt, als sie mir sonst erwünscht gewesen sein würden." „Ich zitterte am ganzen Körper, wenn sie kam, wenn nur ihr Name genannt wurde, ich fühlte mich ordentlich unglücklich, wenn sie einen Tag ausblieb, dennoch war ich kaum vier Jahre alt." „Sie schwebte mir vor, wo ich ging und stand, und ich wurde nicht müde, still für mich hin ihren Namen auszusprechen, wenn ich mich allein befand; besonders waren ihre schwarzen Augenbrauen und ihre sehr roten Lippen mir immer gegenwärtig, wogegen ich mich nicht erinnere, daß auch ihre Stimme Eindruck auf mich gemacht hätte, obgleich später gerade hievon alles bei mir abhing. Daß ich bald das Lob des fleißigsten Schulgängers und des besten Schülers davontrug, versteht sich von selbst; mir war dabei aber eigen zu Mute, denn ich wußte gar wohl, daß es nicht die Fibel war, die mich zu Susanne hintrieb, und daß ich nicht, um schnell lesen zu lernen, so emsig buchstabierte. Allein niemand durfte ahnen, was in mir vorging, und Emilie am wenigsten; ich floh sie aufs ängstlichste, um mich nur ja nicht zu verraten; ich erwies ihr, wenn die gemeinschaftlichen Spiele uns dennoch zusammenführten, eher Feindseligkeiten als etwas Freundliches; ich zupfte sie hinten bei den Haaren, um sie doch einmal zu berühren, und tat ihr weh dabei, um nur keinen Verdacht zu erregen. Ein einziges Mal jedoch brach die Natur sich gewaltsam Bahn, weil sie auf eine zu starke Probe gesetzt wurde. Eines Nachmittags nämlich, in der Tummelstunde, wurde Emilie von einem Knaben gemißhandelt, und dieser war einer meiner besten Kameraden. Er zupfte und knuffte sie weidlich und das ertrug ich noch, obgleich nicht ohne große Mühe und mit immer steigender stiller

Erbitterung. Endlich aber trieb er sie in einen Winkel und, als er sie wieder herausließ, blutete ihr der Mund, wahrscheinlich, weil er sie irgendwo gekratzt hatte. Da konnte ich nicht länger halten, der Anblick des Blutes versetzte mich in Raserei, ich fiel über ihn her, warf ihn zu Boden und gab ihm seine Püffe und Schläge doppelt und dreifach zurück, bis er blutete. Aber Emilie, weit entfernt, mir dankbar zu sein, rief selbst für ihren Feind nach Hilfe und Beistand, als ich gar nicht wieder aufhörte, und verriet so unwillkürlich, daß sie ihn lieber habe als den Rächer. Susanne, durch das Geschrei aus ihrem Schlummer geweckt, eilte herbei und forderte, mürrisch und unwillig, wie sie natürlich war, strenge Rechenschaft wegen meines plötzlichen Wutanfalles; was ich zur Entschuldigung hervorstotterte und stammelte, war unverständlich und unsinnig, und so trug ich denn als Lohn für meinen ersten Ritterdienst eine derbe Züchtigung davon. Diese Neigung dauerte bis in mein 18. Jahr, wurde, obgleich das Mädchen sich eher verhäßlichte als verschönerte, immer heftiger und erlosch erst, als ich vernahm, daß meine Schöne einen Schneider, der ihr die Cour machte, nicht unangenehm finden solle."

Was an dieser Schilderung besonders auffällt, ist das voll entwickelte Liebesempfinden eines Bübchens, das erst im vierten Lebensjahre stand. Läse man nur die erste Hälfte jenes Berichtes, so könnte man glauben, es handelte sich um eine Liebe auf den ersten Blick eines blöden Jünglings zu einer voll erblühten Jungfrau. Des ersteren Schamhaftigkeit, die den Blick sofort zu Boden zwingt, das leidenschaftliche Zittern, der lebhafte Blutandrang zum Herzen, der Tremor, wenn man nur den Namen der Geliebten nennt, daß ihr Bild ihm stets vorschwebt und er nicht müde wird, ihren Namen auszusprechen, endlich noch sein ängstliches Fliehen vor ihr und die Neigung, ihr eher Feindseliges zu tun als etwas Freundliches, scheint dafür zu sprechen. Auch der Ausbruch von eifersüchtiger Wut, da er die Geliebte nach einer tätlichen Neckerei mit dem Freunde bluten sieht, stimmt gut dazu. Es wird späterhin klar werden, daß die Erinnerung

an die eigenen Eltern und der Kastrationskomplex da eine wesentliche Rolle spielen. Wir können aus Hebbels klassischem Zeugnis deutlich ersehen, wie grundfalsch die allgemeine Anschauung ist, daß das Liebesleben erst in den Jahren der Pubertät beginnt, wobei man den schwerwiegenden Fehler macht, die Fähigkeit zur Fortpflanzung mit der zu lieben in einen gemeinsamen Topf zu werfen. Doch auch für das Liebesempfinden des Kindes ist da viel zu lernen. Wir erfahren hier aus sicherster Quelle, nicht bloß, daß es schon im vierten Lebensjahr zu voller Entwicklung gelangen kann [1]), sondern obendrein weisen schon gewisse Zeichen auf eine noch frühere Objektwahl hin. Denn es heißt ausdrücklich, daß die Stimme Emiliens keinen Eindruck auf Hebbel machte, während sie sonst, um einen Ausdruck von Freud zu gebrauchen, eine „spezifische Liebesbedingung“ [2]) für ihn war. Da der Grund zu einer solchen aber sicher in den ersten Lebensjahren eines Menschen gelegt wird und wir kein weibliches Wesen sonst kennen, das in Hebbels frühestes Leben eingreift, so werden wir darauf hingewiesen, ihn an einer typischen Stelle zu suchen, wie ich vermute, bei der Mutter. Auch die Folgen der erwachten Herzensneigung sind recht bezeichnend. Mit eins wird die bisher so gefürchtete Schule dem Knaben der liebste Aufenthalt und er selbst der allerbeste Lerner. Doch ist ihm bei einem Lobe deswegen ganz eigen zu Mute, wie wenn er dieses zu Unrecht bekäme. Endlich wird uns auch noch der Ausbruch heftigster Eifersucht, die sich durch sein Lieben und die Belastung nur zum Teil erklärt, im späteren ebenso beschäftigen müssen, wie das

[1]) Daß dies keineswegs selten, sondern eher als Regel zu bezeichnen ist, ward in neuester Zeit von S. Bell durch Beobachtungen an Hunderten von drei- und vierjährigen Knaben und Mädchen zur Evidenz erwiesen. (A preliminary study of the Emotion of love between the sexes. American Journal of Psychology, XIII, 1902.)

[2]) Darunter versteht man scharf präzisierte, doch in der Regel ganz unbewußte Ansprüche, die jeder im Innersten an seine Herzensliebe stellt, und die ganz regelmäßig auf eine Urgeliebte, z. B. Mutter oder Schwester, zurückgehen. Werden jene spezifischen Bedingungen erfüllt, dann setzt es eine Liebe auf den ersten Blick.

Stammeln und Stottern des sonst so sprachgewandten Knaben, da er seine scheinbar so berechtigte Rache aufklären soll. So wenig der Durchschnittspsychologe die Liebe des Kindes begreifen dürfte, so seltsam mag ihn wohl auch anmuten, daß der heranwachsende Knabe Emilien nur um so heftiger liebt, obwohl sie eher häßlicher wird, bis dann mit eins im 18. Jahre die Meinung, sie wende sich einem minderwertigen Individuum zu, das himmlische Feuer plötzlich verlöscht.

Mit dem Erotischen hängt auch ein anderes Phänomen zusammen: die überaus lebhafte und starke Einbildungskraft des Knaben: „Schon in der frühesten Zeit", berichtet der Dichter, „war die Phantasie außerordentlich stark in mir. Wenn ich des Abends zu Bett gebracht wurde, so fingen die Balken über mir zu kriechen an, aus allen Ecken und Winkeln des Zimmers glotzten Fratzengesichter hervor und das Vertrauteste, ein Stock, auf dem ich selbst zu reiten pflegte, der Tischfuß, ja die eigene Bettdecke mit ihren Blumen und Figuren wurden mir fremd und jagten mir Schrecken ein. Ich glaube, es ist hier zwischen der unbestimmten, allgemeinen Furcht, die allen Kindern ohne Ausnahme eigen ist, und einer gesteigerten, die ihre Angstgebilde in schneidend scharfen Formen verkörpert und der jungen Seele wahrhaft objektiv macht, wohl zu unterscheiden; jene teilte mein Bruder, der neben mir lag, aber ihm fielen immer sehr bald die Augen zu und dann schlief er ruhig bis an den hellen Morgen; diese quälte mich allein und sie hielt den Schlaf nicht bloß von mir fern, sondern scheuchte ihn auch, wenn er schon gekommen war, oft noch wieder fort und ließ mich mitten in der Nacht um Hilfe rufen. Wie tief sich die Ausgeburten derselben mir eingeprägt hatten, geht daraus hervor, daß sie mit voller Gewalt in jeder ernsten Krankheit wiederkehren; sowie das fieberisch siedende Blut mir übers Gehirn läuft und das Bewußtsein ertränkt, stellen die ältesten Teufel, alle später geborenen vertreibend und entwaffnend, sich wieder ein, und das beweist ohne Zweifel am besten, wie sie mich einst gemartert haben müssen."

In diesem Bericht ist mit klassischer Deutlichkeit unter-

schieden zwischen der allgemeinen und unbestimmten Furcht sämtlicher Kinder, die davon herrührt, daß diese bei Nacht und Dunkelheit ihre natürlichen Beschützer nicht sehen, und krankhaften, nervösen Angstzuständen. Auch daß die ursprünglich voll bewußten Angstphantasien hernach ins Unbewußte versinken, woraus sie erst wieder ein fieberhafter Prozeß erlöst, der „das Bewußtsein ertränkt“, ist unserem Seelenkünder geläufig. Wie herzbeklemmend jene Zustände waren, belegt aber nicht bloß die infantile Reaktion, sondern auch ein Märchen, das Hebbel in den Pubertätsjahren schrieb, „Die einsamen Kinder“, worin er durchsichtig sein und des Bruders Verhalten schildert.

Doch nicht nur bei Nacht, „auch am Tage war die Phantasie ungewöhnlich und vielleicht krankhaft rege in mir; häßliche Menschen z. B., über die mein Bruder lachte und die er nachäffte, erfüllten mich mit Grauen; ein kleiner, bucklichter Schneider, an dessen dreieckigem, leichenblassen Gesicht freilich unmäßig lange Ohren saßen, die noch obendrein hochrot und durchsichtig waren, konnte nicht vorbeigehen, ohne daß ich schreiend ins Haus lief, und fast den Tod hätte ich davon genommen, als er mir, höchlich aufgebracht, einmal folgte, mich einen dummen Jungen scheltend und mit meiner Mutter keifend, weil er glaubte, daß sie ihn in der häuslichen Erziehung als Knecht Ruprecht verwende. Ich konnte keinen Knochen sehen und begrub auch den kleinsten, der sich in unserem Gärtchen entdecken ließ, ja ich merzte später in Susannes Schule das Wort Rippe mit den Nägeln aus meinem Katechismus aus, weil es mir den eklen Gegenstand, den es bezeichnete, immer so lebhaft vergegenwärtigte, als ob er selbst in widerwärtiger Modergestalt vor mir läge.“ Einmal bekam er von der Bäckersfrau einen alten Nußknacker geschenkt, ein Spielzeug, das er noch nicht kannte. „Vergnügt den Rückweg antretend und den Nußknacker als neugewonnenen Liebling zärtlich an die Brust drückend, bemerke ich plötzlich, daß er den Rachen öffnet und mir zum Dank für die Liebkosung seine grimmigen weißen Zähne zeigt. Man male sich meinen Schreck aus. Ich kreischte hell auf,

ich rannte wie gehetzt über die Straße, aber ich hatte nicht soviel Besinnung oder Mut, den Unhold von mir zu werfen, und da er natürlich nach Maßgabe meiner eigenen Bewegungen während des Laufens sein Maul bald schloß, bald wieder aufriß, so konnte ich nicht umhin, ihn für lebendig zu halten, und kam halbtot zu Hause an. Hier wurde ich nun zwar ausgelacht und aufgeklärt, zuletzt gar gescholten, es half aber alles nichts, es war mir nicht möglich, mich mit dem Ungetüm wieder auszusöhnen, obgleich ich seine Unschuld erkannte, und ich ruhte nicht, bis ich die Erlaubnis erhielt, ihn an einen anderen Knaben wieder zu verschenken. Als mein Vater die Sache erfuhr, meinte er, es gäbe keinen zweiten Jungen, dem so etwas begegnen könne; das war sehr möglich, denn es gab vielleicht keinen, dem die Vettern des Nußknackers des Abends vor'm Eindämmern vom Boden und von den Wänden herab schon Gesichter geschnitten hätten."

In diesem Punkte freilich irrt unser Dichter. Denn dem Neurologen sind solche infantile Angstzustände durchaus geläufig. Er weiß, daß sie ganz ausnahmslos auf unbefriedigte oder unterdrückte sexuelle Regungen zurückzuführen sind, was uns bei Hebbel um so minder Wunder nehmen wird, als wir von seinem frühen Liebesempfinden, sowie der vorzeitigen geschlechtlichen Aufklärung ja schon erfuhren. Bezeichnenderweise hatte Friedrich der Mutter zwar eine gleichzeitig erhaltene Offenbarung über das Christkind, nicht aber das Problem der Kinderherkunft vorgelegt. Man könnte annehmen, nachdem die erstere nicht bestritten wurde, habe er auch das zweite als implizite zutreffend angenommen. Doch bleibt sein Schweigen in diesem Punkte immerhin auffallend und auf noch andere Motive hinweisend. Wissen wir doch, daß sonst kleine Kinder, die von Kameraden eine Theorie des Kinderkriegens hören, dies unbefangen der Mutter erzählen, zumal wenn sie an die Sache nicht glauben. Warum verhielt sich der vierjährige Hebbel da durchaus anders und wirklich nicht wie ein unschuldig Kind? Und warum auch in seinen Angstzuständen so durchaus verschieden vom

Bruder Johann? Und wer waren denn eigentlich jene Fratzen, was kroch denn immer auf ihn zu, was drohte in der Gestalt des Nußknackers ihm den Kopf abzubeißen? Auf all diese Fragen sowie ein paar andere, die schon früher uns aufstießen, muß ich die Antwort noch ein wenig versparen, bis ich im Zusammenhang anführen kann, was immer über die Sexualität des Knaben auszusagen ist. Vorläufig wollen wir im Gedächtnis behalten, daß bei Friedrich Hebbel sehr zeitlich schon die Liebe erwachte, er zur nämlichen Zeit, d. h. im vierten Lebensjahre, in die Mysterien des Geschlechtslebens eingeführt wurde, mindestens bis zu einem gewissen Grade, und daß er endlich gleichfalls bereits in frühen Jahren an qualvollen Angstzuständen litt, die auf unterdrückte und unbefriedigte Libido zurückgehen.

Im Gegensatz zu jenen grundlosen Schrecken der Einbildungskraft hat er wieder Dinge ohne Schaden geschluckt, welche das Gehirn selbst eines Erwachsenen in lebhafte Unruhe setzen könnten. „Die ungeheuren Dogmen, die ohne Erklärung und Erläuterung aus Luthers Katechismus in das unentwickelte Kindergehirn hinüberspazierten, setzten sich hier natürlich in wunderliche und zum Teil groteske Bilder um, die jedoch dem jungen Gemüte keineswegs schadeten, sondern es heilsam anregten und eine ahnungsvolle Gärung darin hervorriefen. Denn was tut's, ob das Kind, wenn es von der Erbsünde oder von Tod und Teufel hört, an diese tiefsinnigen Symbole einen Begriff oder eine abenteuerliche Vorstellung knüpft; sie zu ergründen, ist die Aufgabe des ganzen Lebens, aber der werdende Mensch wird doch gleich beim Eingang an ein alles bedingendes Höheres gemahnt, und ich zweifle, ob sich das gleiche Ziel durch frühzeitige Einführung in die Mysterien der Regeldetri oder in die Weisheit der äsopischen Fabeln erreichen läßt."

Diese Ausführungen Hebbels beanspruchen eine allgemeine Geltung. Was die Religion vor allen anderen Lehrstoffen auszeichnet, die einem jungen Gemüte zu geben, ist, daß sie sich ans Unbewußte wendet und damit des Erfolges sicher wird. Der Beginn der Schule fällt etwa mit dem

Zeitpunkt zusammen, da das Kind seinen Gott zu entdecken pflegt, wie just bei Hebbel klar zu verfolgen, wo das Unbewußte seine allermächtigsten Wurzeln treibt und „eine ahnungsvolle Gärung“ das Gemüt erfüllt. Die Mythen von der Erbsünde, Tod und Teufel etc. etc. kommen aber auch noch anderen unbewußten Regungen und Wünschen entgegen, was später durchsichtig gemacht werden soll. Sobald aber nur das Unbewußte seine Rechnung findet, fehlt jedes Motiv zum Zweifeln und Grübeln. Erst wenn sich der Mensch aus anderen Gründen auflehnt, wird er ein Ungläubiger oder mindest ein Zweifler. Obendrein imponierte Friedrich mit seiner armseligen, erlernten Weisheit selbst Meister Ohl schon ungemein, indem er bald besser als dieser wußte, was der wahre Christ alles glaubt, und seine Mutter wurde fast zu Tränen gerührt, als er ihr das erstemal, ohne zu stottern, den Abendsegen vorlas. Ja, sie fühlte sich davon so erbaut, daß sie ihm das Lektoramt für immer übertrug, welches er dann auch geraume Zeit „mit vielem Eifer und nicht ohne Selbstgefühl“ versah. Nimmt man all dies zusammen, die hohe und frühzeitige Lustbefriedigung durch den Glauben, dann ist nicht nur ohne weiteres verständlich, daß ihm damals auch die verwickeltesten Dogmen keine Sorgen machten, sondern daß vielmehr die Religion und alles, was mit ihr zusammenhängt, zeitlebens ein Grundproblem seines Denkens wurde.

Beiläufig um die nämliche Zeit, also um das fünfte Lebensjahr herum, entdeckt der Knabe das Elternhaus wie die Vaterstadt. Des Dichters Schilderung ist so wundersam malend und hellt uns so viel von der Kinderseele, daß ich nichts Besseres zu tun vermag, als sie hier wörtlich herzusetzen: „Kein Haus ist so klein, daß es dem Kinde, welches darin geboren ward, nicht eine Welt schiene, deren Wunder und Geheimnisse es erst nach und nach entdeckt. Selbst die ärmlichste Hütte hat wenigstens ihren Boden, zu dem eine hölzerne Leiter hinaufführt, und mit welchem Gefühl wird diese zum erstenmal erstiegen! Gewiß findet sich oben einiges altes Gerät, das unbrauchbar und vergessen in eine

längst vergangene Zeit zurückdeutet und an Menschen mahnt, die schon bis auf den letzten Knochen vermodert sind. Hinterm Schornstein steht wohl eine wurmstichige hölzerne Kiste, welche die Neugier reizt; handhoch liegt der Staub darauf, noch sitzt das Schloß, aber man braucht nicht nach dem Schlüssel zu suchen, denn man kann hineingreifen, wo man will, und wenn das Kind es mit Zittern und Zagen tut, so zieht es einen zerrissenen Stiefel oder die zerbrochene Kunkel eines Spinnrades hervor, das schon vor einem halben Jahrhundert beiseite gestellt wurde." Und jetzt kommt eine Stelle, die für den fünfjährigen Hebbel spezifisch: „Schaudernd schleudert es den Doppelfund wieder von sich, weil es sich unwillkürlich fragt: wo ist das Bein, das jenen trug, und wo die Hand, die diese in Schwung setzte? Doch die Mutter hebt das eine oder das andere bedächtig wieder auf, weil sie gerade eines Riemens bedarf, der sich noch aus dem Stiefel des Großvaters herausschneiden läßt, oder weil sie glaubt, daß sie mit der Kunkel der Urtante noch einmal Feuer anmachen kann. Wäre die Kiste aber auch während des letzten harten Winters mit in den Kachelofen gewandert, so steckt doch im Dache noch eine verrostete Sichel, die einst blank und fröhlich zu Felde zog und tausend goldgrüne Halme in einem Ausholen darniederstreckte, und darüber hängt die unheimliche Sense, an der sich vor Zeiten ein Knecht die Nase ablief, weil sie zu dicht über der Bodenluke hing und er die Leiter zu rasch hinanstieg. Daneben piepsen in der Ecke die Mäuse, es springen wohl auch ein paar aus den Löchern hervor, um nach kurzem Tanz wieder hineinzuschlüpfen, ja ein blendend weißes Wieselchen wird für einen Augenblick sichtbar und der einzige Sonnenstrahl, der durch irgend eine verstohlene Spalte dringt, ist einem Goldfaden so vollkommen ähnlich, daß man ihn gleich um den Finger wickeln möchte."

Sowenig als in dieser Schilderung weiß man bei den anderen Entdeckungsreisen, wo das Schauen des Kindes und des Dichters sich scheidet: „In den Keller zu kommen, will nun noch viel mehr heißen, als auf den Boden zu gelangen;

wo aber wäre das Kind, welches nicht auch dieses Gelüst auf die eine oder andere Weise zu befriedgeni wüßte! Es kann ja zum Nachbar gehen und sich schmeichelnd an die Schürze der Magd hängen, wenn sie gerade etwas heraufholen soll, es kann sogar den Augenblick erlauern, wo aus Versehen die Tür offen blieb, und sich auf eigene Faust hinunterwagen. Das ist freilich gefährlich, denn sie kann plötzlich zugeschlagen werden, und die sechzehnfüßigen Kanker, die in ekelhafter Mißgestalt an den Wänden herumkriechen, sowie das durchsickernde, grünliche Wasser, das sich in den hie und da absichtlich gelassenen Vertiefungen sammelt, laden nicht zu langem Verweilen ein. Aber, was tut's, man hat die Kehle ja bei sich, und wer ordentlich schreit, der wird zuletzt gehört! Macht nun schon das Haus unter allen Umständen einen solchen Eindruck auf das Kind, wie muß ihm erst der Ort vorkommen! Es tritt, wenn es zum erstenmal von der Mutter oder vom Vater mitgenommen wird, den Gang durch den Straßenknäuel gewiß nicht ohne Staunen an, es kehrt noch weniger ohne Schwindel von ihm zurück. Ja, es bringt von vielen Objekten vielleicht ewige Typen mit heim, ewig in dem Sinne, daß sie sich im Fortgang des Lebens eher unmerklich bis ins Unendliche erweitern, als sich jemals wieder zerschlagen lassen, denn die primitiven Abdrücke der Dinge sind unzerstörbar und behaupten sich gegen alle späteren, wie weit diese sie auch an sich übertreffen mögen. So war es denn auch für mich ein unvergeßlicher und bis auf diesen Tag fortwirkender Moment, als meine Mutter mich den Abendspaziergang zum erstenmal teilen ließ. Mein Gott, wie groß war dies Wesselburen: fünfjährige Beine wurden fast müde, bevor sie ganz herumkamen! Und was traf man alles unterwegs! Schon die Namen der Straßen und Plätze, wie rätselhaft und abenteuerlich klangen sie! Je weniger sich ein Anhaltspunkt für sie fand, um so sicherer mußten sie Mysterien verbergen! Nun gar die Sachen selbst! Die Kirche, der Gottesacker mit seinen düsteren Bäumen und seinen Kreuzen und Leichensteinen, ein uraltes Haus, in dessen Keller ein vom Teufel bewachter Schatz verborgen sein sollte,

ein großer Fischteich: all diese Einzelheiten flossen für mich zu einem ungeheuren Totalbilde zusammen und der Herbstmond übergoß es mit bläulichem Lichte. Ich habe seitdem den Dom von Sankt Peter und jeden deutschen Münster gesehen, ich bin auf dem Père Lachaise und an der Pyramide des Cestius gewandelt, aber wenn ich im allgemeinen an Kirchen, Friedhöfe usw. denke, so schweben sie mir noch jetzt in der Gestalt vor, in der ich sie an jenem Abend erblickte." Fürwahr, nach solchen Proben der Erzählungskunst, der Fähigkeit, auch das Letzte zu erinnern, und des Hineinschauenkönnens in die Kinderseele stimmt man im Innersten dem Dichter bei, der über seine Memoiren urteilt: „Ich glaube, bedauern zu dürfen, daß sie nicht weiter gediehen sind, denn ich habe schwerlich je etwas Besseres geschrieben, obgleich sie nur bis zu meinem sechsten Lebensjahre gehen und nur sieben Bogen füllen."

An der Grenze von Hebbels Kindheit und Knabenzeit, also um sein vollendetes sechstes Lebensjahr herum, stehen zwei Ereignisse, jedes für sich einen Merkstein bildend in des Dichters Leben. Gerade um jene Zeit hatte die Regierung angefangen, Elementarschulen zu errichten, und das Glück unseres Knaben wollte es, daß die Leitung derselben in Wesselburen ein Mann bekam, der „einen unermeßlichen Einfluß auf seine Entwicklung nahm": Franz Christian Dethlefsen. Noch bis ins Alter hat für Friedrich Hebbel „der frische Holz- und Farbegeruch" einen Reiz bewahrt, wie damals, da er in der neuen Schule ihn zum erstenmal roch. Und als er obendrein auf Grund seiner Kenntnisse in die erste Bank und auf einen der obersten Plätze gesetzt ward, da „fehlte ihm nicht viel mehr zur Seligkeit". Dieser Sonnenblick war dem Knaben um so nötiger, als das Schicksal just damals ihm übel mitspielte. Mußten doch die Eltern ihr Häuschen verkaufen und in eine enge, finstere Mietwohnung ohne Garten übersiedeln, weil der Vater leichtsinnig eine Bürgschaft übernommen hatte. „Es war für mich und meinen Bruder wie Weltuntergang, als die alten Mobilien, die sonst kaum beim Weißen des Zimmers von der Stelle

gerückt wurden, plötzlich auf die Straße hinauswanderten. Was der Verlust unseres Hauses hieß, erfuhr ich erst nachher, aber freilich bald genug; ich war, ohne es selbst zu wissen, bis dahin ein kleiner Aristokrat gewesen und hatte nun aufgehört, es zu sein.“ Hatte er vorher die Ehren des Käthnersohnes genossen, zu welchem der Sproß des Häuerlings mit Respekt emporsah, so ging es ihm jetzt, „wie jeder Größe, die zum Falle kommt: die Unteren rächen sich dafür an ihm, daß er sie einst überragt hat. Die Kinder richten sich in allen diesen Stücken nach den Eltern, und so hatte ich die Ehre der Erhebung, aber auch die Schmach des Sturzes mit meinem Vater zu teilen.“ „Zunächst wurden meine Eltern feierlich als ‚Hungerleider‘ eingekleidet, denn es ist charakteristisch an den geringen Leuten, daß sie das Sprichwort: ‚Armut sei keine Schande!‘ zwar erfunden haben, aber keineswegs darnach handeln. Dazu trug nun nicht wenig mit bei, daß meine Mutter etwas zurückhaltender Natur war und auch jetzt noch nicht aufhörte, ihr oft ausgesprochenes Prinzip: ‚Wegwerfen kann ich mich immer, damit hat es keine Eile!‘ fest zu befolgen. Dann fing man an, auf uns Kinder zu hacken. Die alten Spielkameraden zogen sich zurück oder ließen uns den eingetretenen Unterschied wenigstens empfinden, denn der Knabe, der einen Eierkuchen im Leibe hat, blickt den von der Seite an, der sich den Magen mit Kartoffeln füllen mußte; die neuen hänselten uns und zeigten sich widerwärtig, wo sie konnten, ja die Pflegehausjungen drängten sich heran. Doch hatte das alles zuletzt sehr gute Folgen für mich. Ich war bis dahin ein Träumer gewesen, der sich am Tage gern hinter den Zaun oder den Brunnen verkroch, des Abends aber im Schoße der Mutter oder der Nachbarinnen kauerte und um Märchen und Gespenstergeschichten bat. Jetzt war ich ins tätige Leben hineingetrieben, es galt, sich seiner Haut zu wehren, und, wenn ich mich auf die erste Rauferei auch nur ‚nach langem Zögern und vielen keineswegs kühnen Rettungsversuchen‘ einließ, so fiel sie doch so aus, daß ich die zweite nicht mehr scheute und an der dritten und vierten schon Geschmack fand. Sehr

bald verscherzte ich das mütterliche Lob, ein frommes Kind zu sein, das mir bis dahin so wohl getan hatte, und stieg dafür im Ansehen bei meinem Vater."

Mit diesem Umschwung enden die Aufzeichnungen unseres Dichters von seiner Kindheit. Sie waren, wie wir aus dem Tagebuche und Briefstellen wissen, nur edelste Gelegenheitsschöpfung, wie überhaupt jede echte Dichtung. Heischten sie doch zu ihrer Abfassung besondere Umstände, am besten einen fieberhaften Krankheitsprozeß, der Hebbels Produktion stets am förderlichsten war. „Denn es ist unglaublich, wie leicht der Mensch vergißt und wie schwer es ihm wird, sich Zustände zu vergegenwärtigen, von denen er wohl weiß, daß sie einst bedingend für ihn gewesen sind, und die ihm trotzdem so fremdartig und ungehörig vorkommen wie das Märchen vom Pfannkuchenhaus. Das schwebte dem alten Goethe vor, als er seiner Biographie den Vexiertitel Dichtung und Wahrheit gab, den er übrigens, so tief er den Punkt, auf den alles ankommt, auch bezeichnet, aus Rücksicht aufs Philisterium nicht hätte wählen sollen." Von seinen eigenen Memoiren aber urteilt der Dichter 1848: „Ein Lebensgang wie der meinige mit seinen rein inneren Resultaten kann nur ganz im Detail dargestellt werden oder gar nicht. Das erstere hatte ich im vorigen Jahre im Mai zu einer Zeit, wo ich die Grippe hatte und darum nichts Besseres vornehmen konnte, angefangen. Es ist mir auch gelungen, die Atmosphäre meiner Kindheit lebendig hinzustellen, wahrscheinlich weil jeder Krankheitszustand das Erinnerungsvermögen auffrischt, denn als ich wieder gesund war, konnte ich nicht fortfahren und das Fertige reicht kaum bis zum vierten Lebensjahr und ist auf keine Weise mitteilbar.". Wenn er dann freilich acht Jahre später an Bamberg schreibt: „Die Reflexion, daß ich nicht genug ins Weite und Breite gewirkt habe, nahm mir damals die Feder aus der Hand, aber mir scheint jetzt, daß ich aus dieser, obgleich sie richtig ist, einen verkehrten Schluß gezogen haben mag," so ist dies lediglich ein Teil der Wahrheit, und zwar ein geringer. Die richtige und entscheidende Ursache dünkt mich in obigem Geständnis zu

liegen, daß nur ein fieberhafter Krankheitszustand die Erinnerung der Kindheit auffrischen konnte, welche tief verborgen im Unbewußten schlummerte. In gesunden Zeiten blieb die Erinnerung Hebbels stumm, wie so häufig auch seine Fähigkeit, poetisch zu gestalten.

Überblicken wir noch einmal, was wir von der Kindheit des Dichters wissen, so läßt sich nicht leugnen, daß wir trotz aller Aufklärung durch ihn selbst die meisten Fragen bloß anschneiden konnten. Die Probleme wurden mehr aufgeworfen als wirklich gelöst. Erst in den nächstfolgenden beiden Kapiteln werde ich zur Entfaltung führen können, was bislang nicht über die erste Blattknospe gediehen ist.

II. Kapitel.

KNABENZEIT.

I.

Wenn Hebbel seine Lebensaufzeichnungen mit dem Verlust des Geburtshauses schloß und keine neue Anknüpfung fand, so wirkte vielleicht erklecklich mit, daß er seine Absicht nicht durchführen konnte, „nur das Liebliche und Schöne, Beschwichtigende und Ausgleichende hervorzuheben". Von Jahr zu Jahr fiel der Schatten der Not und bitterster Armut verdüsternder auf des Knaben Dasein, das Leben im Hause zur Hölle wandelnd. Zumal aus dem Vater machte die Sorge um das tägliche Brot einen unleidlichen Grämling. Wie Kuh berichtet, war „der Alte nach Versicherung seiner Zeitgenossen nicht nur ohne geistige Begabung, auch ohne hervorragendes technisches Talent. Rechtschaffenheit und rüstige Sorge um seine Familie konnten ihm nicht abgesprochen werden. Aber ein rauher Sinn und eine düstere Beharrlichkeit, denen jede freundliche Vermittlung fehlte, machten das Bild des Mannes zu einem Sinnbild der Bedrängnis. Besonders war dieses der Eindruck im Hause. Je mehr die Kinder heranwuchsen, desto schwieriger gestaltete sich die Aufgabe, das unerläßlich Nötige herbeizuschaffen, desto herber also kehrte er seinen finsteren Unmut hervor. Am meisten litt Friedrich, dessen Naturell und Neigungen das Widerspiel zu seinem eigenen Wesen bildeten." Mit 25 Jahren schrieb Hebbel in sein Tagebuch: „Ich bleibe dabei: Die Sonne scheint dem Menschen nur einmal, in der Kindheit und der frühen Jugend. Erwarmt er da, so wird er nie wieder völlig kalt, und was in ihm liegt, wird frisch herausgetrieben, wird blühen und Früchte tragen. Tieck sagt in diesem Sinne irgendwo: nur wer Kind war, wird Mann; ich erbebte, als ich

dies zum erstenmal las, nun hatte das Gespenst, das mich um mein Leben bestiehlt, einen Namen. Wie war nicht meine Kindheit finster und öde! Mein Vater haßte mich eigentlich, auch ich konnte ihn nicht lieben. Er, ein Sklav der Ehe, mit eisernen Fesseln an die Dürftigkeit, die bare Not geknüpft, außer stande, trotz des Aufbietens aller seiner Kräfte und der ungemessensten Anstrengung auch nur einen Schritt weiter zu kommen, haßte aber auch die Freude: zu seinem Herzen war ihr durch Disteln und Dornen der Zugang versperrt, nun konnte er sie auch auf den Gesichtern seiner Kinder nicht ausstehen. Das frohe, Brust erweiternde Lachen war ihm Frevel, Hohn gegen ihn selbst, Hang zum Spiel deutete auf Leichtsinn, auf Unbrauchbarkeit, Scheu vor grober Handarbeit, auf angeborene Verderbnis, auf einen zweiten Sündenfall. Ich und mein Bruder hießen seine Wölfe; unser Appetit vertrieb den seinigen, selten durften wir ein Stück Brot verzehren, ohne anhören zu müssen, daß wir es nicht verdienten. Dennoch war mein Vater (wäre ich davon nicht innig überzeugt, so hätte ich so etwas nicht über ihn niedergeschrieben) ein herzensguter, treuer, wohlmeinender Mann; aber die Armut hatte die Stelle seiner Seele eingenommen. Ohne Glück keine Gesundheit, ohne Gesundheit kein Mensch!" Ergänzt wird dieses triste Bild durch zwei weitere Züge. Zuweilen kam es vor, daß der Vater seine beiden Jungen gemeinschaftlich prügelte, und zwar ohne Grund, nur damit sie sich gegenseitig überwachten. Und noch mit 24 Jahren schrieb der Dichter ins Tagebuch: „Ich träumte mich neulich ganz und gar in meine ängstliche Kindheit zurück, es war nichts zu essen da und ich zitterte vor meinem Vater wie einst."

Den einzigen Rückhalt im Elternhause bot ihm die Mutter, welche, geistig kaum höher stehend als ihr Mann, doch „ein flüssigeres Temperament" besaß und ausgesprochene Güte. „Sie war eine gute Frau," kennzeichnet sie Hebbel, „deren Gutes und minder Gutes mir in meine eigene Natur versponnen scheint: mit ihr habe ich meinen Jähzorn, mein Aufbrausen gemein und nicht weniger die Fähigkeit, schnell und ohne

weiteres alles, es sei groß oder klein, wieder zu vergeben und zu vergessen. Obwohl sie mich niemals verstanden hat und bei ihrer Geistes- und Erfahrungsstufe verstehen konnte, so muß sie doch immer eine Ahnung meines innersten Wesens gehabt haben, denn sie war es, die mich fort und fort gegen die Anfeindungen meines Vaters, der (von seinem Gesichtspunkte aus mit Recht) in mir stets ein mißratenes, unbrauchbares, wohl gar böswilliges Geschöpf erblickte, mit Eifer in Schutz nahm und lieber über sich selbst etwas Hartes, woran es wahrlich im eigentlichsten Sinne des Wortes nicht fehlte, ergehen ließ, als daß sie mich preisgegeben hätte. Ihr allein verdanke ich's, daß ich nicht, wovon mein Vater jeden Winter wie von einem Lieblingsplan sprach, den Bauernjungen spielen mußte, was mich vielleicht bei meiner Reizbarkeit schon in den zartesten Jahren bis auf den Grund zerstört haben würde; ihr allein, daß ich regelmäßig die Schule besuchen und mich in reinlichen, wenn auch geflickten Kleidern öffentlich sehen lassen konnte."

Abermals tritt uns etwas entgegen, was schon im zweiten und dritten Lebensjahr fürchterlicher denn alles auf Friedrich gewirkt hatte: der stets sich erneuernde und bis zur Schlägerei gesteigerte Zwist zwischen Vater und Mutter, dessen Ursache meist die bitterste Not war, nicht selten aber auch, wie wir von anderer Seite her wissen, der Mutter Bevorzugung des älteren Sohnes, die dem Vater mißfiel. „Die besten Stücke an Kleidung und Wäsche erhielt der erstere", berichtet uns Kuh, „und wo grobe Arbeit zu verrichten war, da kam sie auf Johann. Als die Mutter einst für den eben von einer Krankheit genesenen Friedrich eine Hühnersuppe bereitet hatte, da genoß sie der Knabe im Dunkeln, damit niemand das Huhn zu Gesicht bekomme; sicherlich würde Johann gemurrt und der Vater gescholten haben. Diese Ausnahmsstellung Friedrichs, welche um so bedenklicher war, als sie auf mißlichen Heimlichkeiten beruhte, hatte dennoch keine unselige Veränderung in seinem Denken und Empfinden zur Folge, nichts von dem schadenfrohen Selbstüberheben und Sichbesserdünken, das in den Muttersöhnen sich so gern

einnistet. Neben seiner guten Anlage hat wohl die Gleichmacherin Not so schlimmen Rückschlag aufgehalten."

Ob dies alles zutrifft, wie Kuh behauptet, und ob tatsächlich nur die Gleichmacherin Not den Rückschlag aufhielt? Zunächst will ich schon hier vorwegnehmen, daß die Vorzugsstellung Friedrichs sein ganzes Leben unsterblich nachwirkte und er in jeder Lage verlangte, selbst in Zeiten größter Dürftigkeit, was er dereinst zu Haus genossen. Und es dünkt mich auch nach der Biographie durchaus nicht richtig, daß er sich niemals überhoben habe, wenn freilich auch bei einem solchen Genie zwischen befugtem und unbefugtem Selbstbewußtsein oft schwer zu unterscheiden ist. Hingegen kann ich einen anderen Punkt gleich jetzt erschöpfen. Es gab eine Zeit, wo Friedrich sich nicht bloß von seinem Vater zurückgesetzt wähnte, sondern auch von der Mutter. Zwar künden davon die „Aufzeichnungen" nichts, wie wir hören werden, aus begreiflichen Gründen, doch besitzen wir ein wichtiges Zeugnis hiefür aus des Dichters 18. Lebensjahre. Damals schrieb er auf einen hingeworfenen Wunsch der Amalie Schoppe rasch ein seltsames Märchen „Die einsamen Kinder", das wohl nur darum so schnell produziert wurde, weil der Stoff seit langem in ihm bereit lag. Vermochte der Dichter nach dem Zeugnis Bambergs doch nie anders zu schaffen, als in Abhängigkeit von seinen Erlebnissen. Dies habe geradezu nach jenem intimen Freunde und Kenner „Hebbels innerstes Wesen" ausgemacht.

Überhaupt bedünkt mich, hat man bislang den Pubertätsschöpfungen großer Poeten viel zu wenig Bedeutung beigemessen, trotzdem sie nächst den Tagebüchern, Briefen und autobiographischen Mitteilungen wohl die allerwichtigste Quelle bilden für deren innere Lebensgeschichte. Freilich war dies oft schon dadurch bedingt, daß die Dichter meist selbst in gereifteren Jahren jene Jugendprodukte als künstlerisch völlig unzulänglich zum Feuertode verurteilt hatten. Wo aber solche noch gerettet wurden, und zwar sowohl von echten Poeten, wie von Dichterlingen, sind sie zwar selten ästhetisch von Belang, doch biographisch nur um so wertvoller.

Sie geben nämlich die intimsten Erlebnisse, Phantasien und Gedanken des Werdenden wieder und, was am wichtigsten, mit keiner oder nur geringer Entstellung [1]), im Gegensatz zum wirklichen Kunstwerk, das ganz erhebliche Entstellungen fordert. Je höher das Können des Dichters steigt, seine Technik erstarkt und sich gebieterisch geltend macht, desto mühsamer wird es, das rein Biographische von der Retouche und dem Firnis zu säubern, welche die Gesetze des Schaffens heischen. In der richtigen Jugenddichtung dagegen entfällt diese oftmals so schwierige Scheidung. Da ist die Entstellung noch sehr gering, beinahe durchsichtig und das Autobiographische mit Händen zu greifen.

Auch „Die einsamen Kinder" enthalten eine Fülle von solchem autobiographischen Material, wie bereits der Entdecker dieses Märchens und spätere Herausgeber klar erkannten. Allein nicht darin scheint mir die Bedeutung des Fundes zu liegen, daß, wie z. B. Bornstein hervorhebt, der Meldorfer Galgenberg und die Meldorfer Großmutter, die Wesselburner Adventmusik, Beziehungen Hebbels zu seinen Eltern und Hamburger Reiseerinnerungen mitspielen und die Geschichte von der zerbrochenen Tasse auf ein wirkliches Erlebnis zurückgehen dürfte. All das sind wirklich nur leise Anklänge, die, an sich zwar richtig, uns aber von des Dichters Seelenleben gar nichts enthüllen. Ganz anders jedoch dünkt mich das neue Licht zu werten, welches jenes Märchen auf Friedrichs Beziehungen zum Bruder wirft.

Im Gegensatz zu des Dichters „Aufzeichnungen" und den mündlichen Mitteilungen an Emil Kuh ist Johann da nicht bloß vom Vater bevorzugt, was ja den tatsächlichen Verhältnissen entsprach, sondern auch noch von der Mutter begünstigt. „Der Hagere", die Verkörperung seiner unbewußten bösen Regungen, hetzt den älteren Wilhelm also auf: „Ich will den Fluch von deinem Haupte nehmen, der dich erdrücken würde; ich will dir den Feind zeigen, der sich all deinen Bestrebungen in den Weg stellen wird, wenn du ihn

[1]) Das konnte ich an Pubertätspoesien von Dichterlingen in der Psychoanalyse direkt erweisen.

nicht vernichtest. Es ist dein Bruder!“ Und als Wilhelm auffährt: „Du lügst, mein Bruder ist mir zugetan in ewiger Liebe, er ist besser als ich!“ entgegnet jener ruhig: „Und doch dein Feind! Wer war der Liebling deiner Eltern, er oder du?“ — „Es ist wahr,“ muß Wilhelm zugeben, „ihm steckte die Mutter täglich Leckerbissen zu, ihm schnitt der Vater zuerst Brot und selten trug ich ein so gutes Kleid wie er.“ — „Versenke dich tief in die Vergangenheit“, fährt der Hagere fort, „und dann frage dich, ob es nicht immer dein Bruder war, dem du deine schmerzlichsten Stunden verdankst.“ Wilhelm schwieg, aber „das Andenken einer Stunde, durch die er einst in seinen heiligsten Gefühlen verletzt und seinen Eltern ohne sein Zutun entfremdet worden war, ging schauerlich düster an seiner Seele vorüber. Die Mutter hatte einmal eine schöne Tasse zerbrochen gefunden; sie hatte geglaubt, daß Wilhelm, den sie immer den Ungestümen, den Wilden zu nennen pflegte, am Zerbrechen der Tasse schuld gewesen sei; sie hatte ihn zur Rede gestellt und, ohne auf die flehenden Beteuerungen seiner Unschuld zu hören, ihn hart gezüchtigt. Späterhin, als Theodor (der jüngere Bruder im Märchen) von seinem Spaziergang zurückgekehrt war, bekannte dieser, er habe die Tasse aus Unvorsichtigkeit an die Erde geworfen, und statt ihn zu strafen, hatte die Mutter ihm seine Unvorsichtigkeit kaum in einigen gelinden Worten verwiesen und ihn dann, als ihm eine Träne über die Wange floß, gleich wieder geliebkost.“

Wie ist nun der Widerspruch zwischen der Wirklichkeit und jener wiederholten Behauptung des doch sichtlich autobiographischen Märchens zu beheben? Da möchte ich noch eine weitere Stelle zur Erklärung heranziehen. „Das Männchen“, eine andere Verkörperung des Unbewußten, meint Wilhelm gegenüber: „Solch ein Bruder ist nichts anderes als der böse Geist in eigener Person; solange die Eltern noch leben, ist er es, dem alle Liebe und Pflege zu teil wird, und nachher steht er allenthalben störend im Wege, kann selbst nichts tun und verlangt tausend Dienstleistungen.“ „Diese Worte des Männ-

chens", fährt der Dichter fort, „erweckten in Wilhelms Brust einen tiefen Groll gegen seinen Bruder; er erinnerte sich, daß dieser von Vater und Mutter immer vorgezogen worden war, und nur kaum unterdrückte er die Verwünschungen, die ihm schon auf der Lippe saßen." Versenken wir uns nach dem Gebot einer früheren Stelle tief in die Vergangenheit, so leuchtet uns ein Verständnis auf. Es gab eine Zeit, wo Friedrich tatsächlich, nicht bloß in seiner Einbildung, gegenüber dem Bruder zurückgesetzt ward. Ich meine dessen erste zwei Lebensjahre, da schon die körperliche Hilflosigkeit intensivere Beschäftigung der Mutter mit dem Kindlein heischte, auch wenn sie innerlich dem älteren den Vorzug geben mochte. Bedenken wir, was überliefert ist, daß der zweijährige Friedrich zum Wiegen des Bruders herangezogen wurde und daß von weiteren Hilfeleistungen nur nichts vermeldet worden, so begreift sich die zornige Klage Hebbels, daß dem jüngeren „alle Liebe und Pflege zu teil wird, während er nachher allenthalben störend im Wege steht, selber nichts tut, dabei aber tausend Dienstleistungen verlangt".

Man muß sich hüten, die Neigung der Brüder für einander zu hoch einzuschätzen, besonders was die frühe Kindheit betrifft. In seiner klassischen „Traumdeutung" sagt Professor Freud vom Verhältnis der Kinder zu ihren Geschwistern: „Ich weiß nicht, warum wir voraussetzen, es müsse ein liebevolles sein, da doch die Beispiele von Geschwisterfeindschaft unter Erwachsenen in der Erfahrung eines jeden sich drängen und wir so oft feststellen können, diese Entzweiung rühre noch aus der Kindheit her oder habe von jeher bestanden. Aber auch sehr viele Erwachsene, die heute an ihren Geschwistern zärtlich hängen und ihnen beistehen, haben in ihrer Kindheit in kaum unterbrochener Feindschaft mit ihnen gelebt. Das ältere Kind hat das jüngere mißhandelt, angeschwärzt, es seiner Spielsachen beraubt; das jüngere hat sich in ohnmächtiger Wut gegen das ältere verzehrt, es beneidet und gefürchtet oder seine ersten Regungen von Freiheitsdrang und Rechtsbewußtsein haben sich gegen den Unterdrücker gewendet. Es ist nicht schwer, zu sehen,

daß auch der Charakter des braven Kindes ein anderer ist, als wir ihn bei einem Erwachsenen zu finden wünschen. Das Kind ist absolut egoistisch, es empfindet seine Bedürfnisse intensiv und strebt rücksichtslos nach ihrer Befriedigung, insbesondere gegen seine Mitbewerber, andere Kinder und in erster Linie gegen seine Geschwister. Wir heißen aber das Kind darum nicht ‚schlecht‘, wir heißen es ‚schlimm‘, es ist unverantwortlich für seine bösen Taten vor unserem Urteil wie vor dem Strafgesetz. Und das mit Recht; denn wir dürfen erwarten, daß noch innerhalb von Lebenszeiten, die wir der Kindheit zurechnen, in dem kleinen Egoisten die altruistischen Regungen und die Moral erwachen werden.“

„Es ist ganz besonders interessant, kleine Kinder bis zu drei Jahren oder wenig darüber in ihrem Verhalten gegen jüngere Geschwister zu beobachten. Das Kind war bisher das einzige, nun wird ihm angekündigt, daß der Storch ein neues Kind gebracht hat. Das Kind mustert den Ankömmling und äußert dann entschieden: ‚Der Storch soll es wieder mitnehmen!‘ Der dreieinhalbjährige Hans ruft im Fieber kurz nach der Geburt einer Schwester: ‚Ich will aber kein Schwesterchen haben!‘ Ich kenne einen Fall, daß ein nicht dreijähriges Mädchen den Säugling in der Wiege zu erwürgen versuchte, von dessen weiterer Anwesenheit ihr nichts Gutes ahnte. Der Eifersucht sind Kinder um diese Lebenszeit in aller Stärke und Deutlichkeit fähig. Der obgenannte Hans gesteht in seiner Neurose mit fünf Jahren unumwunden den Wunsch ein, daß die Mutter das Kleine beim Baden in die Wanne fallen lassen möge, damit es sterbe. Dabei ist Hans ein gutartiges, zärtliches Kind, welches bald auch diese Schwester liebgewinnt und sie besonders gern protegiert. Empfindungen von Feindseligkeiten gegen die Geschwister müssen im Kindesalter noch weit häufiger sein, als sie der stumpfen Beobachtung Erwachsener auffallen. Den gesteigerter Feindseligkeit entsprechenden Traum vom Tode der Geschwister habe ich z. B. bei keiner meiner Patientinnen vermißt.“

Freud hat als erster den Nachweis geführt, der seitdem

tausendfach bestätigt wurde, daß ein jeglicher Traum ganz ausnahmslos eine Wunscherfüllung bringt und wenigstens mit eine solche aus der Kindheit. Auch in Hebbels Märchen „Die einsamen Kinder“ sind alle Träume völlig durchsichtig. Theodor, der jüngere, erklärt direkt: „Ich träume immer sehr angenehm, ich gehe mit Vater oder Mutter spazieren im Walde, wir pflücken Erdbeeren. Mutter schneidet mir große Butterbrote oder Vater bringt mir etwas mit aus der Stadt.“ Nicht minder sind auch die Träume Wilhelms Erfüllungen, die freilich erst aus den Todeswünschen auf seinen Bruder verständlich werden. So erzählt er z. B. folgenden Traum: „Einmal sah ich, wie die Hütte über uns zusammenstürzte, ich sprang aus dem Fenster, du warst zu langsam und wurdest zerschmettert; ich sehe dich noch unter den Balken liegen mit blutigem, zerquetschten Kopf.“

„Vielleicht wirft nun jemand ein,“ sagt Freud, „die feindseligen Impulse der Kinder gegen ihre Geschwister seien wohl zuzugeben, aber wie käme das Kindergemüt zu der Höhe von Schlechtigkeit, dem Mitbewerber oder stärkeren Spielgenossen gleich den Tod zu wünschen, als ob alle Vergehen nur durch die Todesstrafe zu sühnen seien? Wer so spricht, erwägt nicht, daß die Vorstellung des Kindes vom ‚Todsein‘ mit der unsrigen das Wort und dann nur noch wenig anderes gemein hat. Das Kind weiß nichts von den Greueln der Verwesung, vom Frieren im kalten Grabe, vom Schrecken des endlosen Nichts, das der Erwachsene, wie alle Mythen vom Jenseits zeugen, in seiner Vorstellung so schlecht verträgt. Die Furcht vor dem Tode ist ihm fremd, darum spielt es mit dem gräßlichen Worte und droht einem anderen Kinde: ‚Wenn du das noch einmal tust, wirst du sterben, wie der Franz gestorben ist.‘ Noch mit acht Jahren kann das Kind, von einem Gange durch das Naturhistorische Museum heimgekehrt, seiner Mutter sagen: ‚Mama, ich habe dich so lieb; wenn du einmal stirbst, lasse ich dich ausstopfen und stelle dich hier im Zimmer auf, damit ich dich immer, immer sehen kann.‘ So wenig gleicht die kindliche Vorstellung vom Gestorbensein der unserigen. Ge-

storbensein heißt für das Kind, welchem ja überdies die Szenen des Leidens vor dem Tode zu sehen erspart wird, soviel als ‚fort sein', die Überlebenden nicht mehr stören. Es unterscheidet nicht, auf welche Art diese Abwesenheit zu stande kommt, ob durch Verreisen, Entfremdung oder Tod. Wenn das Kind also Motive hat, die Abwesenheit eines anderen Kindes zu wünschen, so mangelt ihm jede Abhaltung, diesen Wunsch in die Form zu kleiden, es möge tot sein."

Wer „Die einsamen Kinder" mit Aufmerksamkeit liest, der wird erstaunen über die häufigen feindseligen, ja Mordimpulse Wilhelms, mit anderen Worten des Dichters selbst wider seinen Bruder. Nicht nur, daß er jeder bösen Einflüsterung willig sein Ohr leiht, ist er auch mehrmals schon drauf und dran, den jüngeren zu töten oder töten zu lassen. Eine weitere Bestätigung von Hebbels Mordphantasien gibt noch eine andere Pubertätsdichtung, die bezeichnend den Titel „Brudermord" führt. Eduard hört aus einem vorbeirollenden Wagen ein leises Wimmern. Da der Kutscher nicht halten will, streckt er ihn mit einem Schusse nieder, um hinterdrein zu erkennen, daß jener zwar der Entführer seiner Geliebten, aber auch sein eigener Bruder gewesen. Die doppelt umworbene Geliebte bedeutet, wie wir von Analysen her wissen, natürlich die Mutter.

Daß aber Hebbel seinen Bruder bis zu Mordgedanken haßte, was freilich in der Kindesseele Zärtlichkeit nicht ausschloß, beruhte nicht bloß auf Johanns physiologischer Ausnahmsstellung in den ersten zwei Jahren, sondern auch auf dem eigenen ganz ungeheuren Liebesbedürfnis. Nie hat er sein ganzes Leben hindurch eine andere Gottheit neben sich geduldet, stets heischte er von seinen Anhängern beiderlei Geschlechtes unbedingte Hingabe und brach auf der Stelle, wie bei Emil Kuh, selbst jahrelange Beziehungen ab, sowie sich ein solcher anderweitig auch anschließen wollte, und wäre es an sein künftiges Weib. Dieser absolute Despotismus der Liebe, die eifersüchtige Wachsamkeit, daß ja nicht ein Fremder einen Anteil begehre, ist charakteristisch für das einzige wie das Lieblingskind mit seiner Verhätschelung

durch die Eltern, vornehmlich durch die Mutter. Solche Menschen bleiben stets unersättlich in der Liebe, weil niemand so viel zu bieten vermag, als seinerzeit die zärtliche Mutter dem Lieblingssprößling. Selbst der kärgliche Abfall, der da gelegentlich an Johann kam, war darum Friedrich bereits zuviel, so daß es diesen bisweilen dünkte, der Bruder werde nicht bloß vom Vater, sondern auch von der Mutter ihm vorgezogen.

Nun ist's an der Zeit, auch Antwort zu geben auf einige offen gelassene Fragen. Wir fanden z. B. die Merkwürdigkeit, daß Hebbel keinen Anstoß nahm, als die Mutter, die ihn streng zur Wahrheit anhielt, ihm einmal doch die Rute gab, da er schlaftrunken die Wahrheit nicht hehlte. Der gereifte Mann schrieb in seinen Aufzeichnungen: „Man sollte denken, diese Widersprüche hätten schlimme Folgen haben können. Es war nicht der Fall und wird nie der Fall sein, denn das Leben bringt noch ganz andere und die menschliche Natur ist auch auf diese eingerichtet." Ist dies nun wirklich die ganze Erklärung oder heischt sie nicht noch eine Ergänzung? Wenn wir das Verhalten anderer Kinder zum Vergleiche heranziehen, zeigt es sich stets, daß sie solche Widersprüche der Eltern nur dann nicht empfinden, wenn diese von ihnen noch heiß geliebt werden. Denn „die Liebe macht blind", sagt ein altes Wahrwort und man sieht keine Mängel, solange dieser mächtige Affekt jede Gegenströmung ins Unbewußte drückt. Erst wenn man den Eltern aus irgend einem Grunde die Liebe mindest zeitweise entzieht, wird man mit einem Schlage hellsichtig. Es hat also die Erkenntnis des Widerspruchs niemals gemangelt, nur wurde sie streng im Unbewußten zurückgehalten. Wo aber im Verkehre mit den Großen nur wenig Zärtlichkeit vorhanden oder gar eine offene Feindschaft besteht, wird ein Unrecht auch vom ganz kleinen Kinde schon stark empfunden. Darum litt auch Friedrich z. B. unter der Parteilichkeit Susannens und trieb die Ungerechtigkeit ihrer Magd ihm Tränen ins Auge. Sobald ihm die Lieblosigkeit der Großen ins Bewußtsein getreten, hatte er „den Zauberkreis der Kindheit überschritten".

deren Hauptreiz nach Hebbel darin besteht, daß alle so wohlwollend und freundlich sind.

Wir erinnern uns endlich des „fürchterlichen Eindrucks", den Nachbarin Ohl mit der Prophezeiung Jeremiae hervorrief, daß „zur Zeit der großen Not die Mütter ihre eigenen Kinder schlachten und sie essen würden". „Ich erinnere mich noch," fährt der Dichter fort, „welch ein Grausen diese Stelle mir einflößte, vielleicht, weil ich nicht wußte, ob sie sich auf die Vergangenheit oder auf die Zukunft, auf Jerusalem oder auf Wesselburen bezog und weil ich selbst ein Kind war und eine Mutter hatte." In den „Einsamen Kindern" ist nun wirklich eine solche große Not über die Knaben gekommen. Da berichtet Theodor dem Bruder einen Traum, er sei dem Männchen auf eine hohe Tanne nachgeklettert. Der Hagere geht mit Wilhelm vorüber und weist auf den Baum: „Dort sitzt ein Eichhorn, das wollen wir braten. Er riß mich vom Baume herunter; du betastetest mich und sagtest: ‚Das Tier ist fett.' Dann zündete der Hagere ein Feuer an, du trugest selbst hurtig dürres Holz hinzu." Als Theodor voll Angst Gott im Himmel anrufen möchte, merkt er, er sei in ein Eichhorn verwandelt. Wilhelm ist nachdenklich geworden: „Es will mir in diesem Augenblick tatsächlich vorkommen, als müßte ich von einem Eichhorn etwas wissen, welches der Hagere mir gebraten und mit mir verzehrt habe." Etwas später kommt ein altes, sieches Weib in die Hütte, das durchaus Fleisch haben will, und als Wilhelm keines zu haben erklärt, seinen Bruder verlangt. „Menschenfleisch schmeckt süß." Es ist nicht unmöglich, daß im Anschluß an jenen schauerlichen Bibeltext anthropophagische Phantasien in Friedrich auftauchten, etwa derart, die Mutter könnte in der höchsten Not den minder geliebten Johann schlachten und er sich an dem grausen Mahle beteiligen. Doch sei hier nochmals nachdrücklich betont, daß auch die bösesten Phantasien Liebe zum Bruder keineswegs ausschließen, wie Briefe und Tagebücher der ersten Zeit ganz klärlich erweisen.

II.

Nächst dem Familienkomplex[1]) ist es vor allem der religiöse und der Gott-Komplex, der die Seele des werdenden Knaben füllte, wie später des Jünglings und gereiften Mannes. Der kleine Marktflecken Wesselburen besaß eine überaus stattliche Kirche, die dreimal so viel Menschen faßte, als jener Flecken Einwohner zählte. Höher ragend als irgend ein Bau des gesamten Flachlands, trug sie einen weithin sichtbaren Turm, der sogar den Seefahrern als Wegweiser diente. An die Kirche stieß ein uralter und geräumiger Friedhof, der auch schon in Hebbels Kindheit längst nicht mehr zu Begräbniszwecken diente, wohl aber dem Knaben ein lieber Spielplatz und Aufenthalt war. „Mit Heftigkeit ergriff seine brennende Phantasie die christlichen Symbole und der aufs Bebrüten der Gegenstände frühzeitig gerichtete Sinn war den religiösen Eindrücken anfänglich wehrlos hingegeben." In der Adventzeit und an den hohen christlichen Festtagen gab es erhebende Kirchenmusik. Die Erinnerung an diese erlesenen Genüsse hielt der Dichter jahrelang in allen Einzelheiten unverfärbt fest und ließ noch in den „Einsamen Kindern" Theodor sagen, da er die Weihnachtsmusik vernimmt: „Das ist der Gesang der Engel, von dem die Mutter uns so oft erzählte. Mir ist's, als ob ich in diesem Augenblick den lieben Gott sähe. Ich will beten." Am 17. November 1843 schrieb Hebbel ins Tagebuch: „Wenn ich mich jener Empfindungen jetzt erinnere, so muß ich sagen, ich schwamm im Element der Poesie, wo die Dinge nicht sind, was sie scheinen, und nicht scheinen, was sie sind. Das Wunder der weltlichen Transsubstantiation vollbrachte sich in meinem Gemüt und alle Welten flossen durcheinander."

[1]) Unter „Komplex" versteht die Bleuler-Jungsche Schule eine Gruppe von zusammengehörigen, stark affektbetonten Vorstellungen, die an eine Person oder an einen Begriff aus der Kindheit anknüpfen und uns nun beherrschen, oft ohne daß wir dessen inne werden. So kann der Vater, die Mutter, beziehungsweise das Vorbild, das sie uns gaben, ebenso der Gottes- und der Religionsbegriff den Kern eines solchen Komplexes bilden.

Eine Wurzel des Religiösen, die blanke Furcht, sowie die Erkenntnis, daß es etwas Mächtigeres geben müsse, als selbst den Vater, lernten wir im ersten Kapitel kennen. Sobald dem Kinde Gott mehr wurde als ein bloßes Wort und Friedrich in ihm eine Instanz erkannte, die höher noch als die Eltern stand, ja, diese selber zu strafen vermochte, war die weitere Fortbildung nur ein Werk der Zeit. Zunächst erschien ihm Gott als willkommener oberster Richter, vor dessen Stuhl er sogar die Eltern zu fordern vermochte, wenn sie, wie so häufig, ihm Unrecht taten, vermeintlich oder wirklich. Dann aber entbrannte ein heißes Verlangen, jenen mit Leibesaugen zu sehen. Wenn er abends im Bette lag, glaubte er, ihn visionär zu schauen. In einem siebenmal wiederholten Traum aus seinem vierten oder fünften Jahre, den ich später analysieren werde, wird er von Gott persönlich geschaukelt. „Ein andermal, ich glaube etwas früher oder um dieselbe Zeit, glaubte ich im Wachen unsern Herrgott (Ausdruck meiner Eltern) in unserm Hause zu sehen, und zwar (lächerlich, aber wahr) in einem Zimmergesellen, der zu meinem Vater kam. Ich fragte meine Mutter nachher: nicht wahr, das war unser Herrgott? und wurde von ihr abgefertigt; ich erinnere mich aber nur des Faktums, nicht dessen, was ich dachte oder empfand. Der Zimmergeselle trug eine blau- und weißgestreifte Jacke.“ Die Brücke zu jener merkwürdigen Annahme schuf wohl, was er in der Schule lernte, daß Jesus der Sohn eines Zimmermannes war, während die Farben der gestreiften Jacke vielleicht an den Himmel selber erinnern, blaues Firmament mit weißen Wolkenstreifen [1]).

Klein-Friedrich mochte es nimmer Wort haben, daß keiner noch Gott erblickt haben sollte. Gewiß war dies wieder eine Fopperei der Großen! Ganz wundersam war wohl sein innerstes Sehnen damals beschaffen, wenn wir einem Jugend-

[1]) Man denke auch daran, daß er als kleiner Junge auf dem Rücken im Grase zu liegen und in die Wolken zu gucken liebte, ob nicht die Engelein, wenn sie spielten, ein güldenes Spielzeug zur Erde fallen ließen, und daß ihm später die Bläue des italienischen Himmels noch über Rafael und Michel Angelo ging.

gedicht glauben dürfen, das Hebbel selber eines seiner besten nannte. Es sei darum wörtlich hiehergesetzt:

„Wenn ich einst, ein kleiner Bube,
Sonntags früh im Bette lag
Und die helle Kirchenglocke
All das Schweigen unterbrach:

O, wie schlüpft' ich dann so hurtig
Aus dem Bett ins Kleid hinein,
Und wie gern ließ ich das Frühstück,
Um zuerst bei Gott zu sein!

Ein Gesangbuch unterm Arme,
Eh ichs Lesen noch verstand,
Ging ich fort, gebeugten Hauptes,
Fromm verschränkend Hand in Hand.

Kam mein Hündchen froh gesprungen,
Schalt ich: Komm mir nicht zu nah!
Kaum, daß ich zur Seite schielend,
Nach der Vogelfalle sah.

Fiel die Kirchentür nun knarrend
Hinter meinem Rücken zu,
Sprach ich furchtsam-zuversichtlich:
Jetzt allein sind Gott und du!

Längst mit ganzem, vollen Herzen
Hing ich ja an meinem Gott,
Doch daß niemand ihn erblicke,
Hielt ich stets für eitel Spott.

Und so hofft' ich jeden Morgen,
Endlich einmal ihn zu sehen:
War's denn nichts in meinen Jahren,
Stets um Fünfe aufzustehen?

Auf dem hohen Turm die Glocke
War schon lange wieder stumm,
Der Altar warf düstre Schatten,
Gräber lagen ringsherum.

Drang ein Schall zu mir herüber,
Dacht' ich: Jetzt wirst du ihn schaun!
Aber meine Augen schlossen
Sich zugleich vor Angst und Graun.

Und das Zittern, dies Erbangen,
Und mein kalter Todesschweiß —
Daß der Herr vorbeigewandelt,
Galt mir alles für Beweis.

Still und träumend dann zu Hause
Schlich ich mich in süßer Qual,
Und mein klopfend Herz gelobte
Sich mehr Mut fürs nächstemal."

Als die Dämmerzeit der Kindheit vorüber war, da hörte das trauliche Verhältnis zwischen Friedrich und seinem Gotte auf und es trat ein anderes zwischen ihm und den Dienern Gottes an die Stelle. Er wurde nämlich den Chorknaben eingereiht. Als solcher half er auch beim „Aussingen" der Toten oft tapfer mit. „Dabei gewährte ihm das Betasten der Särge ein schauerliches Vergnügen." Bald kam es auch zu religiösen [1]) Zweifeln, die seinen ursprünglichen Hang zur Grübelei noch mehr vertieften. „Ihm war der Morgen denkwürdig, als er, von Heide kommend, die Auferstehung sah.

‚Nun wird es laut in jedem Grabe,
Man fragt, wie man geschlafen habe!'

Dieser Gesang traf ihn tief. Aus der biblischen Vorstellung von der Auferstehung des Herrn löste sich, neue, überschwängliche Bilder gebärend, die Vorstellung von der Auferstehung aller Menschenkinder heraus. Das jüngste Gericht, in seiner Furchtbarkeit und Unbegreiflichkeit, nahm vor seinen Augen plastische Formen an; *insbesondere war das Ineinandergewachsensein der Leiber ein Bild, das ihm lange keine Ruhe ließ.* ‚Wo aber', frug er sich,

[1]) Über den Gott- und religiösen Komplex wird später noch ausführlich gehandelt werden, siehe Schluß des 8. Kapitels.

,ist in dem Tale Josaphat Raum für alle die Auferstandenen? wo Raum allein für Barbarossa und dessen Heere?' Diese Fragen schlugen in Zweifel um, die ihn um so stärker peinigten, als sie den Phantasieglauben, der sie doch erzeugt hatte, nicht im mindesten erschütterten, vielmehr umarmten und umrankten wie ein Schlinggewächs den unbeugsamen Stamm. Noch zudringlicher verfolgte ihn die Vorstellung des Nichts, das er mit krankhafter Anstrengung sich denkbar zu machen suchte. Auf einem der Notizblätter, welche zerstreute biographische Einzelzüge enthalten, finden sich unter dem Schlagworte: Das Nichts, die Worte geschrieben: ,Qualen meiner Jugend [1])'."

Ein jeder Fachmann erkennt hier deutlich das Bild der infantilen Zwangsneurose mit ihrer Zweifel- und Grübelsucht. Sie läßt sich aber auch durch Hebbels ganzes Leben und Schaffen deutlich verfolgen, nur daß ein Gott ihm gab, zu sagen, was er litt, und ihn dadurch vor den schwersten Folgen bewahrte. Allzeit hatte er den Rechtfertigungstrieb und nicht bloß das Streben, sich selbst zu belauern, sondern auch vor den anderen auseinanderzusetzen. Ebenso fühlen die meisten seiner dramatischen Gestalten, die sich gegenseitig ihre Selbstcharakteristik an die Köpfe werfen. Unter Hebbels autobiographischen Notizen steht das Bekenntnis: „Ich hatte immer den Trieb, den Menschen begreiflich zu machen, warum ich in meinem Verhältnis zu ihnen so und nicht anders handelte." Und Kuh ergänzt: „Er war einer der Menschen,

[1]) Noch im Jahre 1838, in seinem 22. Lebensjahre demnach, schrieb er ins Tagebuch: „Alles kann man sich denken, Gott, den Tod, nur nicht das Nichts. Hier ist wenigstens für mich der einzige Wirbel. Eigentlich ist das auffallend, da das Nichts doch ein Gegensatz ist. Ich kann den Gang, den meine Gedanken nehmen, um zu diesem Wirbel zu kommen, nicht einmal beschreiben; sie gehen ihn oft, ich kann der Versuchung nicht widerstehen, auch habe ich über diesen Punkt gedacht, solange ich denke. Ein anderer, glaube ich, wird mich hier sehr leicht mißverstehen; man kann sich freilich ohne Mühe ein Nichts neben einem Etwas denken, ich meine aber das Nichts überhaupt, das Nichts an die Stelle des Alls, das Nichts ohne Vergangenheit und Zukunft, das Nichts, welches nicht allein die Wirklichkeit, sondern auch die Möglichkeit alles Übrigen ausschließt."

die allzeit vor Gericht, vor ihrem inneren Gericht gestanden haben und nur spärlich von diesem unheimlichsten und gefährlichsten aller Verhöre durch das äußere Leben abgelenkt wurden." Es ist interessant, daß ein Moderner, Henrik Ibsen, welcher vielfach als Fortsetzer Hebbels gilt, unter ähnlichen Zweifeln und Zwangsideen litt. In seinen Gedichten findet sich „Ein Vers":

„Leben heißt — dunkler Gewalten
Spuk bekämpfen in sich,
Dichten — Gerichtstag halten
Über sein eigenes Ich."

Inwieweit vielleicht ein jeder große Dichter einen Funken von Zwangsneurose haben muß, will ich an diesem Ort nicht verfolgen.

Bei Hebbel jedoch war es wohl mehr als ein bloßer Funke, wie wir auch später noch vernehmen werden. Nun hat die Freudsche Lehre von den Psychoneurosen die Tatsache aufgedeckt, daß solche Zwangsgedanken regelmäßig auf erotische Dinge einer allerfrühesten Kindheit zurückgehen, daß das Grübeln konstant ein Grübeln über sexuelle Dinge ist und der Zwang, sich vor allen rechtfertigen zu müssen, sich sehr wohl begreift, wenn man ihn auf kindlich sexuelle Wünsche und Phantasien bezieht. Daß dem so ist, wird uns um so minder wundernehmen, als wir ja von Hebbel bereits eine Liebe auf den ersten Blick aus seinem vierten Lebensjahre kennen. Wir vernahmen, wie sich da augenblicklich „eine Regung von Scham" in sein erstes Liebesempfinden mischte, was nach aller Erfahrung auf ein unbewußtes sexuelles Begehren von freilich infantiler Art verweist; des weiteren, daß er bald aufgeklärt wurde, woher die kleinen Kinder kommen; und endlich auch von etwa gleichzeitigen schweren Angstzuständen, die, wie wir jetzt wissen, ganz sicher auf unterdrückte Libido zurückgehen.

Wieso aber kam ein Bürschchen von sechs bis höchstens zehn Jahren zu einer solchen Neurose? Was in aller Welt hatte denn Hebbel angestellt, daß er sich zeitlebens recht-

fertigen mußte und die angeblich letzten Motive seines Handelns auseinandersetzen? Vielleicht gibt uns jene so frühe Auferstehungsneurose den nötigen Schlüssel. Was den Knaben ganz besonders quälte und ihm lange Zeit keine Ruhe ließ, war „das Ineinandergewachsensein der Leiber“. Sehen wir einmal von der Christenlehre ab und fragen wir uns, wo findet denn ein solches Ineinandergewachsensein der Leiber tatsächlich statt, so gibt es dafür nur eine Antwort: beim Geschlechtsverkehr zwischen Mann und Weib. Die ausnehmend tiefe Nachwirkung läßt dann die Vermutung gerechtfertigt erscheinen, daß der Knabe oder bereits das Kind, vor dem man noch gar nicht sich in acht zu nehmen für notwendig hält, weil es vom Geschlechtlichen doch nichts verstehe, den Verkehr der Eltern belauscht haben wird. Nimmt man die überaus ärmlichen Verhältnisse in Hebbels Vaterhaus, den geringen Stand und die mangelhafte Erziehung dazu, wird meine Vermutung um so wahrscheinlicher, als ja der Glaube an die sexuelle Unschuld des Kindes noch selbst zur Stunde und in guten Familien gang und gäbe und die Quelle vieler Neurosen ist[1]).

Aus solchen frühzeitigen Wahrnehmungen Hebbels, die vielleicht schon ins zweite Lebensjahr zurückgehen, lassen sich auch seine infantilen Angstzustände ableiten, welche er ganz deutlich von denen seines Bruders schied. Ward er zu Bett gebracht, so begannen die Balken über ihm zu kriechen, aus allen Ecken und Winkeln glotzten Fratzengesichter hervor, und das Vertrauteste, ein Stock, auf dem er zu reiten pflegte, der Tischfuß, ja die eigene Bettdecke mit ihren Blumen und Figuren wurden ihm fremd und jagten ihm Schreck ein. Woher nun diese nervöse Angst, von der ich schon ausführte, daß sie nur eine einzige Ursache hat, die unbefriedigte sexuelle Erregung? Wo stak denn hier das geschlechtlich Erregende? Um eine richtige Antwort zu finden, darf man nicht vorbeigehen an der ungemein verbreiteten Sexualsymbolik. Wie Kleinpaul in seinem interessanten „Leben der

[1]) Daß diese Vermutung zutreffend ist, beweist auch ein autobiographischer Traum, den ich etwas später anführe.

Sprache“ nachwies, ist diese letztere ganz symbolisiert und sexualisiert. Sie wimmelt förmlich von sexueller Symbolik. „Ja, die Menschheit ist liebestoll,“ meint unser Autor an einer Stelle. „Man kann nicht umhin, ihre ewige, auf das Geschlechtliche gerichtete Phantasie halb krankhaft, halb lächerlich, am Ende langweilig zu finden. Sie hat geradezu den Verstand verloren. Das Männliche, das Weibliche will ihr gar nicht mehr aus dem Sinn, sie kann keinen Stiefel und kein Loch sehen, ohne daran zu denken — und wenn es ein Turm ist, darin die Gefangenen schmachten, so nennt sie ihn il maschio di Volterra. Besonders nehmen die Gedanken diese erotische Richtung dann, wenn eine Hervorragung in die Höhlung paßt wie der Fuß in den Schuh oder wie das Messer in die Scheide, wenn beide Dinge für einander gemacht sind und in einander stecken. Dann stellen sie das große Glück aller Geschlechtswesen, die geschlechtliche Vereinigung, und das dar, was sie am Ganges Lingam nennen. Unzählige technische Ausdrücke lassen sich nur durch seine unablässige Adam- und Eva-Riecherei erklären. So die vielen Mütter, Nonnen und Matrizen in den Gewerben.“ Wie hier die Sprachforschung, so lehrt uns auf der anderen Seite das Studium der Träume, Märchen, Mythen und des Folklore, wie enorm verbreitet die Sexualsymbolik ist, und daß das Volk ganz selbstverständlich und ohne zu zaudern jedes Längliche als männliches, jedes Hohle, Rundliche, erst Auszufüllende als weibliches Genitale anspricht.

Was aber vielleicht am verblüffendsten, ist, daß auch das Kind spontan, ohne jede fremde Anleitung auf die nämliche Sexualsymbolik verfällt, selbst wenn es nicht, wie Friedrich Hebbel, schon im vierten Jahre über die Geschlechtsbeziehungen zwischen Mann und Weib Aufklärung erhielt. Kein Wunder demnach, daß diesem letzteren die Balken zum Sinnbild des Phallus werden, wie auch Stock und Tischfuß, und es macht das Symbol nur noch durchsichtiger, daß jene Balken zu kriechen anheben[1]). Will man hinwieder die

[1]) Das nämliche gilt für Hebbels Schauder vor Würmern und Schlangen. Bezeichnend sagt Kuh, nur in der Motivierung, die er freilich

Fratzen verstehen, so erinnere man sich, daß die Menschen auf der Höhe der geschlechtlichen Lust das Antlitz verzerren [1]). Die Blumen endlich und die Figuren der Bettdecke pflegen nach der jeweiligen Gestalt und Form die weiblichen und männlichen äußeren Genitalien zu symbolisieren [2]). Zu der so gereizten, aber unbefriedigt bleibenden Sinnlichkeit des kleinen

---

dem Dichter selber entnimmt, völlig irre gehend, dieser fürchtete Schlangen, „gleich nachdem er die Geschichte des ersten Menschenpaares kennen gelernt (Eva wird ja bekanntlich durch die Schlange = Phallus verführt), wohl auch aus dem Grunde, weil es in der Marsch keine Schlangen gibt: vor Schlangen konnte er das Weite suchen, wenn er späterhin irgendwo einer solchen ansichtig ward". Und in seinem Testament spricht er den Wunsch aus, verbrannt zu werden, „denn von Jugend auf habe ich vor dem Wurm geschaudert". Ebenso ist auch die Nase häufiges Phallus-Symbol, wie wir aus dem Folklore, Mythen, Träumen und Krankengeschichten wissen, und nicht umsonst wünschte schon das Kind sich die rote Nase Meister Ohls, d. h. dessen erigiertes Membrum.

[1]) Anderseits birgt sich, was noch wichtiger ist, hinter Hebbels krankhafter Furcht vor Fratzen und häßlichen Menschen, wie wir aus Psychoanalysen wissen, eine Kritik des Vaters. Die Fratze ist das Gesicht des zornigen oder erregten Vaters. Darum hätte der Knabe fast den Tod davon gehabt, als ihm der bucklige Schneider ins Elternhaus nachlief.

[2]) Nunmehr kann ich auch einen Traum anführen, der direkt die oben supponierte Beobachtung des elterlichen Verkehres durch Hebbel erweist. Am 10. Jänner 1847 schrieb dieser in sein Tagebuch: „In der Nacht tolle, wüste Traumbilder. Unter anderem sollte der Wesselburner Turm wie ein Luftballon in die Höhe fliegen, er war gefüllt und der Dampf quoll rings um ihn hervor. Ich war aber noch ein Knabe und wurde von meinem guten Platz von Erwachsenen, die Gefahr für mich fürchteten, vertrieben." Wer in der Traumsymbolik bewandert ist, wird den nächtlichen Spuk mit Leichtigkeit deuten. Der Turm, das weithin sichtbare Wahrzeichen von Wesselburen, ist natürlich das Membrum von Hebbels Vater. Daß er wie ein Luftballon in die Höhe steigt, ist wohl ohne weiteres verständlich, wie nicht minder die Füllung. Bezeichnend aber und direkt neu ist, daß der Knabe offenbar bei den Eltern lag oder mindestens der Mutter und von jenen vor dem Akt hinausgelegt wurde — wie die spätere Rationalisierung lautete, weil sie Gefahr für ihn befürchteten. Man begreift jetzt auch gut, daß der Zwangsgedanke von den in einander gewachsenen Leibern just bei der Auferstehung einsetzte (Auferstehung natürlich gleich Erectio membri) und daß Hebbel noch weiters der Zwangsgedanke plagte: wo werden denn alle die Menschen Platz haben?

Friedrich stimmt auf das beste seine Schlaflosigkeit und die nervösen Angstzustände [1]), welche obendrein noch den Vorteil boten, daß er die Mutter zu Hilfe rufen und, indem er liebende Teilnahme erzwang, sie an Ehe-Intimitäten hindern konnte.

Wie aber reagiert nun weiter ein Kind, das früh den Verkehr der Eltern belauschte oder sonst erschloß? Aus den Analysen unserer Neurotiker, doch auch der Angstzustände von Kindern [2]), wissen wir bestimmt, daß diese, wenn sie auch keineswegs schon alles begreifen, gleichwohl ein recht weitgehendes Verständnis für die unzweifelhaft geschlechtliche Natur jener Ehe-Intimitäten besitzen. In ihnen regt sich dann leicht das Verlangen, auch dabei zu sein, jenes Reizvoll-Sinnliche mit ansehen zu können, und, wie aus Psychoanalysen erhellt, sogar der Wunsch, vom Vater selber herangezogen zu werden [3]). Ja, sie spinnen ihre Phantasien noch weiter und setzen sich direkt an Stelle des Erzeugers, davon träumend, den Ehemann bei der Mutter zu spielen, nachdem der begünstigte und stärkere Rivale vorher entfernt worden.

Das sieht nun für den Laien, dem solche Probleme nie aufgegangen, völlig absurd aus. Und doch genügt schon die Alltagsbeobachtung, noch mehr dann die Analysen von Träumen und mancher Dramen der Weltliteratur, um jene „absurden“ Kinderphantasien als einfach typisch zu erkennen. Ein Kollege erzählte mir folgendes Gespräch mit seinem eigenen fünfjährigen Töchterchen. Sie beginnt: „Ich will heiraten.“ — „Wen denn?“ — „Dich, Papa!“ — „Ich habe ja schon eine Frau.“ — „Dann hast du halt zwei Frauen.“ — „Das geht nicht.“ — „Also gut, dann wähle ich mir einen

[1]) Wie lustvoll bei alledem diese Angstzustände waren, erhellt aus der Briefstelle: „Ach, wie glücklich ist man in der Kindheit, wo man in der Nacht soviel sieht, hört, wenigstens fürchtet!“

[2]) Vgl. hiezu Freuds „Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben“, Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen, I. Band, 1. Hälfte 1909.

[3]) Wie unsterblich dieser Wunsch in Hebbel fortlebte, werde ich an der Entstehung von „Gyges und sein Ring“ nachweisen können.

Mann, der so lieb ist wie du.“ Hier schaut man ganz deutlich die Verliebtheit des Kindes, die sich in dem Wunsche einer Heirat ausspricht und gar keine Rücksicht auf die entgegenstehenden Rechte der Mutter nimmt. Noch belehrender sind die Beispiele Freuds in seiner „Traumdeutung“. „Ein achtjähriges Mädchen meiner Bekanntschaft benützt die Gelegenheit, wenn die Mutter vom Tische abberufen wird, um sich als Nachfolgerin zu proklamieren. ‚Jetzt will ich die Mama sein. Karl, willst du noch Gemüse? Nimm doch, ich bitte dich, usw.‘ Ein besonders begabtes und lebhaftes Mädchen von noch nicht vier Jahren äußert direkt: ‚Jetzt kann das Muatterl einmal fortgehen, dann muß das Vaterl mich heiraten und ich will seine Frau sein.‘ Im Kindesleben schließt dieser Wunsch durchaus nicht aus, daß das Kind auch seine Mutter zärtlich liebt. Wenn der kleine Knabe neben der Mutter schlafen darf, sobald der Vater verreist ist, und nach dessen Rückkehr ins Kinderzimmer zurück muß zu einer Person, die ihm weit weniger gefällt, so mag sich leicht der Wunsch bei ihm gestalten, daß der Vater immer abwesend sein möge, damit er seinen Platz bei der lieben, schönen Mama behalten kann, und ein Mittel zur Erreichung dieses Wunsches ist es offenbar, wenn der Vater tot ist. Denn das eine hat ihn die Erfahrung gelehrt: ‚Tote Leute‘, wie der Großpapa z. B. sind immer abwesend, kommen nie wieder.“

So sehr es dem Mehrheitsempfinden widerspricht, so ist der Gedanke, die Mutter zu freien, Eifersucht auf den Vater und in weiterer Folge Mordideen gegen diesen wirklich alltäglich und keinem von uns im Grunde ganz fremd, zumindest im Traume, der zensurfreier ist. Nur ward jener ganze Ideenkomplex sorgfältig unterdrückt, in den Hades des Unbewußten geschleudert und, weil verpönt, auch mit Entsetzen und Abscheu belegt. Die Griechen jedoch, die in natürlichen Dingen weit menschlicher dachten, als das sexualunfrohe Urchristentum, erfanden für jene primitivsten menschlichen Instinkte die Sage vom Ödipus, der den Vater erschlägt und, sich an seine Stelle setzend, die Mutter heiratet. Sophokles’ „König Ödipus“ wirkt heute noch so stark wie bei den zeit-

genössischen Griechen, weil eine Stimme in unserem Innern die zwingende Gewalt just seines Schicksals anerkennt im Gegensatz zu späteren Schicksalstragödien. Und zwar ergreift uns, wie Freud in seiner „Traumdeutung“ ausführt, sein Schicksal nur darum so unwiderstehlich, weil's auch das unsere hätte werden können. „Uns allen vielleicht war es beschieden, die erste sexuelle Regung auf die Mutter, den ersten Haß und gewalttätigen Wunsch gegen den Vater zu richten; unsere Träume überzeugen uns davon. König Ödipus, der seinen Vater Laios erschlagen und seine Mutter Jokaste geheiratet hat, ist nur die Wunscherfüllung unserer Kindheit. Aber glücklicher als er, ist es uns seitdem, insofern wir nicht Psychoneurotiker geworden sind, gelungen, unsere sexuellen Regungen von unseren Müttern abzulösen, unsere Eifersucht gegen unsere Väter zu vergessen. Doch der Traum, mit der Mutter sexuell zu verkehren, wird ebenso wie damals auch heute vielen Menschen zu teil, die ihn empört und verwundert erzählen.“ Jahrhunderte nach „König Ödipus“ schuf ein Seelenkünder wie William Shakespeare im „Hamlet“ ein ähnliches unsterbliches Menschheitsproblem, das Genießer und Deuter stets wieder zu neuer, doch bisher vergeblicher Erklärung reizte. Vergeblich darum, weil man das Menschlichste nicht sehen mochte, die in dem Innern eines jeden Mannes schlummernde Verliebtheit in die eigene Mutter. „Hamlet kann alles,“ erklärt uns Freud, „nur nicht die Rache an dem Manne vollziehen, der seinen Vater beseitigt und bei seiner Mutter dessen Stelle eingenommen hat, an dem Manne, der ihm die Realisierung seiner verdrängten Kinderwünsche zeigt. Der Abscheu, der ihn zur Rache drängen sollte, ersetzt sich so bei ihm durch Selbstvorwürfe, durch Gewissensskrupel, die ihm vorhalten, daß er, wörtlich verstanden, selbst nicht besser sei, als der von ihm zu strafende Sünder. Ich habe dabei ins Bewußte übersetzt, was in der Seele des Helden unbewußt bleiben muß.“

Hat man nun einmal die Möglichkeit ins Auge gefaßt, daß sich ein Knabe an Stelle des Vaters wünscht und phantasiert, daß er Mordgedanken gegen diesen hegt, der ja als

begünstigter Nebenbuhler sein ärgster Gegner ist, dann fehlt es auch schon in Hebbels allerfrühesten Jahren nicht an reichlichen Verstandesgründen für die feindliche Einstellung. War doch das zwei- bis dreijährige Kind bereits Zeuge der heftigsten Auftritte gewesen, die ihm fürchterlicher denn alles schienen und später selbst bis zu Prügeln für die Mutter ausarteten. Es konnte demnach sogar vor seinem Verstande bestehen, wenn das Bübchen den Vater weg oder tot wünschte, in diesem ferner den Teufel erblickte — eine Identifikation, die wir aus Träumen und Psychoanalysen sehr gut kennen — und sich in einem ohnmächtigen Grimm gegen ihn verzehrte. Wie sehr die Religion mit ihren Lehren von Tod und Teufel sowie der Erbsünde seinem kindlichen Denken entgegenkam, liegt auf der Hand, desgleichen auch, daß unter solchen Umständen ihm jedes Bedenken fehlen mußte. Die Eifersucht endlich und sein Verlangen, dem Vater einmal heimzahlen zu dürfen, und sei es auch nur an einem Stellvertreter, was er so oft an der Mutter verbrochen, erklärt dann wieder des Knaben Verhalten einem anderen Rivalen gegenüber, der seine Emilie blutig geschlagen. In die Berserkerwut, die ihn mit Prügeln gar nicht aufhören ließ, mischte sich die Eifersucht [1]) wider den Vater, und die Hiebe, die der kleine Junge erhielt, galten zum großen Teil mit jenem leider so Unerreichbaren. Selbstredend konnte Hebbel nachträglich nur stottern und stammeln und keine Rechtfertigungsgründe vorbringen, trotzdem er sonst nicht auf den Mund gefallen und obendrein für ein geprügeltes Mädchen eingetreten war. Doch wie hätte er vom Vater reden sollen, dem der Hauptteil seines Wütens galt, das nur an einem anderen ausgelassen wurde!

Die Zwangsneurotiker, wie Hebbel als Kind schon einer war, sind immer richtige Leichenvögel. Sie hören nicht auf,

[1]) Man könnte fragen, warum ich mich nicht mit der Eifersucht allein begnüge, sondern auch noch die Belastung heranzog. Die Erfahrung lehrt, daß jedes psychische Geschehen nicht eine einfache Ursache hat, sondern mehrere Wurzeln, organischer sowie seelischer Art. Die Berserkerwut wird uns übrigens noch häufig genug beschäftigen.

ihrer ganzen Umgebung den Tod zu wünschen. Darum die Vorliebe des kleinen Knaben für den Gottesacker, das „schauerliche Vergnügen beim Betasten der Särge“ und endlich auch mit die gewaltige Ehrfurcht vor dem milzsüchtigen Pfarrer, der hinter den Leichen herzuwandeln hatte. Desgleichen dann sein steter Schauer vor dem kleinsten Knochen, den er sofort begraben mußte, sowie der Gedanke auf dem Dachboden, wo er zum Stiefel sofort das Bein, zur Kunkel die Hand längst vermoderter Ahnen halluzinierte. Wenn Friedrich, der seine Bücher so schonte, sich des Impulses nicht erwehren konnte, das Wörtchen „Rippe“ im Katechismus auszukratzen — ein Punkt, auf welchen er mehrmals zurückkommt —, darf man wohl neben den Todeswünschen auf Vater und Bruder die biblische Erzählung schuldbar machen, die Eva aus Adams Rippe entstehen läßt [1]). Die Mutter sollte um keinen Preis vom Vater etwas haben. Aber wenn er diesem so Böses wünschte, dann hatte Friedrich auch allen Grund, sich dessen Rache zu versehen. Darum tritt ihm der Vater nicht bloß im Teufel, sondern auch in jedem häßlichen Menschen und endlich im Nußknacker drohend genüber, der ihm den Kopf abbeißen möchte. Hatte doch die Mutter von dem verdrießlichen Weißgerber gesagt, er sähe aus, als ob er einen verzehrt hätte und den anderen eben beim Kopfe kriegen wollte.

Auch literarisch haben die Todeswünsche wider den Vater Verwertung gefunden in einem „Dramatischen Nachtgemälde“ aus des Dichters 19. Lebensjahre, „Der Vatermord“ betitelt. Fernando mußte seine Mutter, Weib und Kinder verlassen, weil er anvertraute Gelder angegriffen hatte. Schon will er die Pistole gegen sich richten, da fällt ihm Graf Arendel in den Arm, der sein Vater ist, wovon jedoch Fernando nichts weiß. Dieser drückt vielmehr „wie geistesabwesend“ die Waffe gegen den Grafen ab, der auf der Stelle zusammen-

---

[1]) Vergleiche hiezu aus dem Tagebuche: (Beim Anblick von Knochen) „Gefühl wie in der Kindheit, wo ich das Wort Ribbe in meinem kleinen lutherischen Katechismus (Stelle: Und Er machte ihm ein Weib aus seiner Ribbe) auskratzte und wo mir, wenn ich einen alten Knochen erblickte, zu Mute war, als sähe ich den Tod selbst.“

bricht. Als die Mutter dazukommt, kehrt sie sich wild gegen ihren Sohn: „Mensch, du hast ihn umgebracht! Es ist dein Vater!" Dem unseligen Mörder sträubt sich das Haar: „Nein, nein! Es ist ja nicht mein Vater, es ist ja mein Henker, der mich im Mutterleibe gebrandmarkt hatte, ehe denn ich geworden war — es ist ja nicht mein Vater, es ist der Verführer meiner Mutter —". Noch einmal richtet der Graf sich auf, die Mutter um Vergebung zu bitten. Allein, da diese sich willig zeigt, braust Fernando auf: „Mutter, du vergibst ihm? — Mutter, ich werde zum Vatermörder, wenn du ihm vergibst — Mutter, Mutter, fluch ihm, fluch ihm nur einmal — Mutter — laß mich nur nicht hören, daß du ihm vergibst." Trotzdem umschlingt sie den Leichnam des Gatten. Da reißt Fernando eine zweite Pistole aus dem Gürtel und erschießt sich selbst, die doppelt unglückliche Mutter aber springt in den Waldstrom.

Mit großer Spitzfindigkeit wird hier ein Unterschied aufgestellt zwischen Vater und Verführer der Mutter, welch letzterer den Sohn schon im Mutterleibe stigmatisierte, dadurch zu dessen Henker werdend. Anerkennt nun jene den Verführer als Gatten, dann wird der Sohn zum Vatermörder. Hier birgt sich durchsichtig, was wir aus so vielen Träumen und Analysen kennen: der Knabe findet es unerträglich, der Vater solle mit der Mutter verkehren, ja stets verkehrt haben, und obendrein noch mit deren Zustimmung. Ganz anders liegt die Sache jedoch, wenn die Mutter dies nur gezwungen tat, vom Vater verführt, der den Sohn bereits im Werden brandmarkte. Dann erscheint es geradezu legitimiert, wenn dieser den Henker und Verführer aufs bitterste haßt, verfolgt und vernichtet. Wie mächtig just dieser Gedanke den Knaben gepackt haben muß, erhellt schon daraus, daß er sich bis in die „Judith" hinein nachweisen läßt, wo er uns von neuem beschäftigen wird.

Noch etwas fällt hier bedeutsam auf: „Der Vatermord" bringt eine Häufung des Schrecklichen nach Art der verrufenen Schicksalstragödien und endet wie Hebbels etwa gleich-

zeitige Romanze „Die Kindesmörderin“, dann wie die Erzählungen „Brudermord“, „Räuberbraut“ und eine spätere „Die Kuh“ betitelt, mit dem Tode sämtlicher Hauptpersonen. Selbst in der „Judith“ sticht Holofernes mit wahrer Passion alle Menschen nieder, was Nestroy später so köstlich travestierte. Mit Recht wurde Hebbel schon zu seinen Lebzeiten „die Vorliebe für das Gräßliche“ aufgemutzt, „für das gesucht Abnorme und Schauerliche, die raffinierte Häufung von Ungeheuerlichkeiten auf kleinstem Raum“. Neben jenen Gründen, die ich in ihrer infantilen Beziehung bereits aufdeckte, spielt da wohl sicher das Sadistische erklecklich mit, das keinem Zwangsneurotiker fehlt. Hier begegnet uns zum erstenmal etwas, das sich später als eine der Haupttriebfedern in Hebbels Handeln erweisen wird: sein mächtiger Sadismus, die sexuelle Lust an der Grausamkeit, ursprünglich wider die Eltern und den Bruder gekehrt, in der Realität und noch viel mehr in der Phantasie, in weiterer Folge dann wider verschiedene andere Geliebte beiderlei Geschlechtes und endlich auch auf Geschöpfe seiner Dichtung übertragen.

Kein Sadismus ohne masochistische Regung, ohne Wonne am Leiden. Auch diese mangelte Hebbel bereits in der Kindheit nicht, wenn auch nur in der Einbildungskraft genossen. „Neun oder zehn Jahre alt, las er in einem alten, zerrissenen Neuen Testament zum erstenmal die Leidensgeschichte Jesu Christi; die zerrissene Gestalt des Buches gehörte mit zum Eindruck. Er wurde im Innersten gerührt und seine Tränen flossen reichlich. Seitdem gehörte es zu seinen verstohlenen Wonnen, diese Lektüre in demselben Buche, um dieselbe Stunde (während der Abenddämmerung) zu wiederholen, und der Eindruck blieb geraume Zeit hindurch jenem ersten gleich. Einmal aber bemerkte er zu seinem Entsetzen, daß sein Gemüt dabei ziemlich ruhig sich verhielt, daß seine Augen sich nicht mit Tränen füllten. Dies drückte ihm, wie die größte Sünde, das Herz ab, als stünde seine Verstocktheit wenig unter dem Frevel des Kriegsknechtes, der des Heilands Seite mit seinem Speer durchstach, daß Wasser und Blut floß; er weinte, doch er weinte über sich

selbst. Wie nun aber die gesunde Natur sich immer zu helfen weiß: er schob seines Herzens Hartnäckigkeit auf die Stunde, er ergab sich der Hoffnung, daß die alten Gefühle in einer anderen Stunde schon mit der alten Gewalt sich wieder einfinden würden, war aber — unbewußt — klug genug, keine seiner Stunden wieder auf die Probe zu stellen; er las die Historie nicht wieder.“ In dieser „verstohlenen Wonne“ an den Leiden Christi erkennt der Fachmann ganz deutlich den masochistischen Zug. Und jene Wonne war um so größer, als der Knabe sich mit Jesus selber identifizierte, wie wir dies von so vielen Menschen her kennen. Darum weinte er auch nachträglich „über sich selbst“ und die verlorenen Wonnen, als ihn die Leiden des Heilands nicht mehr so erschütterten, da seine Phantasie, Sohn Gottes zu sein, bereits einer anderen Seligkeit gewichen. Auch täuschte sein Unbewußtes sich über diese Wandlung durchaus nicht und wich einer ferneren Probe stets aus.

III.

Man kann die Bedeutung des Vaters für das Schicksal eines Knaben nicht hoch genug einschätzen, auch wenn jener geistig so wenig hervorragt wie Klaus Friedrich Hebbel. Nicht bloß, daß dieser zu seinen Lebzeiten das Los des Ältesten eminent beeinflußte, er wurde auch vorbildlich für Friedrichs Respekt gegenüber seinen ersten Lehrern, dann überhaupt vor jedem höheren Wissen, welches ihm abging — also genau die Einstellung seiner ersten Kindheit —, vorbildlich endlich für sein Verhalten zu Mohr, zu Tieck und Uhland, Thorwaldsen und Napoleon, in weiterer Linie zu Fürsten und Herrschern. Von Dethlefsen sagte der Dichter selbst, er könne dessen Namen nicht ohne Gefühle der tiefsten Dankbarkeit niederschreiben, weil jener trotz der bescheidenen Stellung einen unermeßlichen Einfluß auf seine Entwicklung ausgeübt habe. „Niemand als der alte Dethlefsen“, erklärte er häufig, „hat mir die grammatikalische Gewissenhaftigkeit eingepflanzt, die Sorgfalt im Ge-

brauche des Wortes als unzerstörbares Fundament in mir gelegt.“ Sonst freilich gab es von diesem nicht allzuviel zu lernen und nur aus dem Aufblicken des Kindes heraus vorerst zum Vater, jetzt aber auf andere Große übertragen, vor allem den Lehrer, ist sein rührender Glaube an deren Allwissenheit zu begreifen. Damals erwartete er Aufschlüsse über die höchsten Dinge von den Erwachsenen, und natürlich besonders von dem ehrsamen Rektor, für den er nicht selten vor dem Einschlafen betete. Einst fragte er diesen um die Bedeutung des Wortes „Mandarin“, und als die Antwort kam: „Ein Mandarin, das ist ein Mann darin!“ sagte sich der Knabe, vollkommen befriedigt: „Herr Dethlefsen weiß alles!“ Auch außerhalb der Schule war Friedrich gern mit seinem Lehrer zusammen, dessen Bücherei ihn mächtig anzog. Dies machte sich Dethlefsen zu nutze, indem er jenen zum Wiegen seiner vielen Kinder verwendete, wofür er ihm seine bescheidene Bibliothek zur Verfügung stellte, die der Knabe mit wahrer Lesewut verschlang.

Ebenso bewahrte er dem Zeichenlehrer, Harding mit Namen, zeitlebens tiefste Dankbarkeit. „Noch in später Zeit erinnerte er sich der unendlichen Seligkeit, womit er bei diesem die erste Arbeit ausgeführt hatte. Die Dinge, die ihn umgaben, sagte er, seien in seiner Jugend wie in seiner tiefsten Kindheit fast in ihn übergegangen. Jene Arbeit stellte einen Garten vor in herbstlicher Gestalt, ein Mädchen stand hinter der Pforte. Ihm war zu Mute, als müßte die von ihm gemalte Pforte sich auftun, sobald er nur das Mädchen fertig gemacht. Auch die Nacht blieb ihm unvergeßlich, in der er mit dem Sohne des Malers auf saß und Bürgers ‚Lenore‘ las. ‚Wonne, Wehmut, Leben, Tod, alles auf einmal: ein Urgefühl!‘ Dies Einswerden der Gegenstände mit seinem schauenden Gemüte und dieses unbewußte Verwandeln derselben in Symbole kündigte seine dichterischen Kräfte an.“ Ob hinter der Zeichnung mit dem Mädchen sich eine Kindheitserinnerung birgt, z. B. an Emilie Voß, ist nicht zu eruieren. Wohl aber läßt sich bei Pforte und Garten an eine durchsichtige Weib-Symbolik denken — Pforte und Gar-

ten = Vulva der Frau — die den Poeten des Morgen-, wie des Abendlandes geläufig, man denke nur an das Hohelied.

Was frühzeitig schon den Dichter verrät, die außerordentliche Merkfähigkeit und ein besonders tiefes Empfinden bis zum Einswerden mit der ganzen Umgebung, ließ Friedrich Hebbel niemals vermissen. Schon mit vier, fünf Jahren empfand er nicht bloß das Häßliche tiefer denn andere Kinder, sondern auch das Liebliche und Schöne. „Mir war ein Rosenblatt, das der Wind mir über den Zaun zuwehte, soviel und mehr wie anderen die Rose selbst, und Wörter wie Tulpe und Lilie, wie Kirsche und Aprikose, wie Apfel und Birne versetzten mich unmittelbar in Frühling, Sommer und Herbst hinein, so daß ich die Fibelstücke, in denen sie vorkamen, vor allen gern laut buchstabierte und mich jedesmal ärgerte, wenn die Reihe mich nicht traf.“ Sein erstes Sprüchlein dichtete er mit sechs Jahren, dann folgten Leichencarmina auf dahingeschiedene Kaninchen, im zehnten Jahre ein leider nicht erhaltener „Evolia, der Räuberhauptmann“, und endlich als er durch Wandertruppen die ersten Theatereindrücke empfing, auch noch verschiedene Stegreifkomödien, die er in grundgewaltiger Rede vor gleichaltrigen Kindern im Pferdestall vortrug. Trotzdem erklärt er, „habe ich, obwohl ich Verse machte, bis in mein vierzehntes Jahr keine Ahnung gehabt, daß ich für die Poesie bestimmt sein könne. Sie stand mir bis dahin als Ungeheures vor der Seele, und eher würde ich es meinen körperlichen Kräften zugemutet haben, eine Alp zu erklimmen, als meinen geistigen, mit einem Dichter zu wetteifern, obwohl mich Beides reizte. Ich stand in einem Verhältnis zur Poesie wie zu meinem Gott, von dem ich wußte, daß ich ihn in mich aufnehmen, aber ihn nicht erreichen könne. Deutlich erinnere ich mich übrigens noch der Stunde, in welcher ich die Poesie in ihrem eigentümlichsten Wesen und in ihrer tiefsten Bedeutung zum erstenmal ahnte. Ich mußte meiner Mutter immer aus einem alten Abendsegenbuch vorlesen, der gewöhnlich mit einem geistlichen Liede schloß. Da las ich eines Abends des Lied von Paul Gerhard, worin der schöne Vers:

,Die goldnen Sternlein prangen
Am blauen Himmelssaal'

vorkommt. Dies Lied, vorzüglich aber dieser Vers, ergriff mich gewaltig, ich wiederholte es zum Erstaunen meiner Mutter in tiefster Rührung gewiß zehnmal. Damals stand der Naturgeist mit seiner Wünschelrute über meiner jugendlichen Seele, die Metalladern sprangen und sie erwachte wenigstens aus einem Schlaf." Bemerkenswert ist neben dem Erwachen des Naturempfindens vornehmlich die Äußerung des Dichters, er sei in dem gleichen Verhältnis zur Poesie wie zu Gott gestanden. Später erblickte er, was ihn von anderen Dramatikern unterscheide, hauptsächlich darin, daß er die Fragen stets unmittelbar an die Gottheit knüpfe, indem er bei der Lösung die Individuen als nichtig überspringe.

In das relative innere Glück des Knaben platzt um sein zwölftes Lebensjahr herum die Forderung des Vaters, er solle das Maurerhandwerk erlernen. Doch zeigte Friedrich so viel angeborenes Ungeschick und vermutlich auch so viel mangelnden Willen, daß alles Schelten und die ärgsten Zurechtweisungen keinen anstelligen Lehrling aus ihm machen konnten. Schließlich hielt ihn der Vater für jede praktische Tätigkeit unbrauchbar, was auch sein späteres Leben bestätigte, und des Alten kaum je verhehlte Abneigung gewann nachträglich eine Rechtfertigung. Es werden sich damals gar böse Auftritte ereignet haben. Die Mutter hatte die größte Mühe, den Zorn ihres Mannes ein wenig zu dämpfen und ihren Liebling vor dem Ärgsten zu bewahren. Fand dieser doch selbst an höheren Berufen, die man ihm anbot, wie Kaufmann oder Postschreiber zu werden, keinen Gefallen und brachte höchstens durch allerlei kleine Botendienste und Austragen von Briefen und Wochenblättern einige Groschen wöchentlich ins Haus. Die meiste Zeit freilich saß er hinter Büchern aus Dethlefsens Küche.

Auch über diese traurige Zeit gibt uns eine Schöpfung aus der Feder des Dichters biographische Aufschlüsse. In einem unvollendet gebliebenen Lustspiel „Vier Nationen unter

einem Dach“ wirft Valentin, der Wortführer Hebbels, von seiner Mutter hin: „Wenn Ihr wüßtet, was die alles aufbieten mußte, um mir das bißchen Freiheit zu erhalten, dessen ich bedurfte, um nicht schon als Kind zu Grunde zu gehen... Denn wenn ich jetzt nicht, wie so mancher meiner Schulkameraden, hinter dem Pfluge herkeuchen oder den Schmiedehammer schwingen muß, worauf mein Vater bestand, so hab' ich's ihr allein zu danken.“ Aber auch dem Erzeuger gibt er die Ehre: „Soviel Püffe und Tritte ich auch von meinem Vater bekam, ich verarge es ihm nicht mehr, daß er einen Burschen nicht leiden konnte, der noch in seinem siebenten Jahre die Getreidearten nicht kannte und, als er aus dem Kapitel examiniert wurde, die Gerste trotz ihres langen Bartes mit dem Weizen verwechselte. Ich verarge es ihm noch weniger, daß er in meinem Bekritzeln der Wände, der Tische und Bänke keine solide Bürgschaft für meine Zukunft erblickte und die feierliche Aufmerksamkeit, womit mein Bruder dem Dorfschuster stundenlang zusah, wenn er Pechdraht und Ahle handhabte, viel höher anschlug. Ich freue mich nur, daß er mich nicht wirklich, wie er alle Frühjahr im Sinne hatte, zu den Bauern hinausjagte, und dies Schicksal wandte einzig und allein meine Mutter von mir ab.“

Wie an der Schneide zwischen Kind und Knabe der Verlust des Elternhauses steht, so an der Grenze von Knabe und Jüngling der Tod des Vaters, nach Freud das allerbedeutsamste Ereignis, der entscheidende Verlust im Leben eines Mannes. Auch die näheren Umstände dieses Verlustes übten eine tiefe, nachhaltige Wirkung. Darüber schrieb Hebbel ins Tagebuch: „Als mein Vater am Sonnabend, abends um 6 Uhr, den 11. November 1827, nachdem ich ihn am Freitag zuvor geärgert hatte, im Sterben lag, da fleht' ich krampfhaft: nur acht Tage, Gott; es war wie ein plötzliches Erfassen der unendlichen Kräfte, ich kann's nur mit dem konvulsivischen Ergreifen eines Menschen am Arme, der in irgend einem ungeheuren Fall, Hilfe oder Rettung bringen kann, vergleichen. Mein Vater erholte sich sogleich; am nächstfolgenden Sonnabend, abends um 6 Uhr,

starb er!“ Man kann sich denken, wie sehr diese mystische Wirkung des Gebetes den ohnehin an die Macht des Unbewußten fest glaubenden Dichter erschüttern mußte und in seinem Verhältnis zu Gott bestärken. Noch 15 Jahre später erinnerte er sich, welch starken Eindruck das Gespenstische und Beklommene in Contessas Novellen auf ihn ausgeübt hatte, die er in jenen Nächten las. Sein heißes Gebet erklärt sich aber daraus, daß er am Vortag den Streit mit seinem Vater gehabt und ihm da vermutlich, wie so viele Kinder in ähnlicher Lage, den Tod gewünscht hatte. Den Ausbruch der Krankheit mußte er dann als Erfüllung seines bösen Wunsches empfinden und, um nicht zeitlebens mit dem schweren Selbstvorwurf herumzugehen, den Tod seines Vaters provoziert zu haben — der Neurotiker glaubt ja so leicht an die Allmacht seiner Gedanken, d. h. er könne allein schon durch die Kraft seines Willens ein Ziel durchsetzen —, fleht er so brünstig um acht Tage Aufschub. Ich will hier ergänzen, daß auch ein Großteil seiner posthumen Liebe in Abhängigkeit an den Vater Reaktionsbildung ist, auf verdrängte böse Wünsche zurückgeht.

Fassen wir den Inhalt dieses Kapitels kurz zusammen, so hat es uns vorerst Hebbels Beziehungen zu Eltern und Bruder kennen gelehrt und die feindlichen Impulse gegen seine männlichen Angehörigen trotz zweifellos gleichzeitiger warmer Liebe. Des weiteren sein inniges Verhältnis zu Gott, welches vielfach sogar mit spezifische Grundlage seines Dichtens wurde, sein mächtiges religiöses Empfinden und die Zwangsphänomene, die ganz unmittelbar an jenes anzuknüpfen scheinen, obwohl sie tiefer, im Geschlechtlichen wurzeln. Die frühzeitige sexuelle Entwicklung und Erfahrung löst ferner nicht nur eine Reihe von Rätseln, sondern weckt auch die Poesie in ihm und sein festes Vertrauen zum Unbewußten, in welchem soviel Verdrängt-Geschlechtliches dornröschenhaft schlummert. Und endlich erweist sich der Vater, dem er in späteren Jahren auch leiblich immer ähnlicher wurde, stets mehr als Vorbild und dessen Worte noch lange fortwirkend.

Noch eines sei erklärend vorweggenommen. Ich führe die verschiedenen Komplexe Hebbels nicht deswegen so umständlich an, weil sie etwa einzig diesem Dichter eignen. Vielmehr belehrt uns die Alltagserfahrung, daß die nämlichen Komplexe z. B. gegen Eltern und Geschwister einfach jedwedem Menschen zukommen und sich höchstens quantitativ unterscheiden. Nur wie sich die einzelnen Elemente zusammenfügen mußten, damit daraus der Mensch und Dichter Hebbel werde, das aufzuzeigen, ist Zweck dieser Arbeit[1]).

[1]) Vergleiche hiezu folgende Briefstelle: „Die Kraft- und Mischungsverhältnisse sind entscheidend für die Individualität... Verschlossen ist der tieferen Einsicht nichts als der Prozeß selbst, mittels dessen und in dem jene Kraft- und Mischungsverhältnisse sich gerade so und nicht anders gestalten.“ (Brief Hebbels an Eduard Janinski vom 14. Aug. 1848.)

III. Kapitel.

JÜNGLINGSJAHRE.

Als Klaus Friedrich Hebbel das Zeitliche gesegnet hatte, war die Not im Hause derart groß, daß für den Sarg die selbstgezogenen Kartoffeln in Zahlung gegeben und für die Kosten des Begräbnisses noch Stücke des Hausrats verkauft werden mußten. Was Friedrich durch Botengänge verdiente, war minimal, so daß die Witwe, um Brot für sich und die Kinder zu gewinnen, zum Spinnen, Nähen und Waschen greifen und sich als Aushelferin verdingen mußte.

Da bedeutete es geradezu ein Glück, daß der Kirchspielvogt Mohr ihr den Antrag machte, den älteren Jungen für Kost, Wohnung und Kleidung in Dienst zu nehmen. Anfangs freilich nur als eine Art von Laufburschen, der zwar auch kleine Schreibgeschäfte, wie Kopiaturen, zu besorgen hatte, vorzüglich aber Milch holen und Gänge machen mußte. Mit dem Kutscher Christoph Sievers teilte er das Bett, das Essen nahm er nach damaliger patriarchalischer Sitte am Gesindetische mit jenem und der Wirtschafterin zusammen. Übrigens war die Kost weit besser und reichlicher als je zu Hause und die Behandlung des neuen Burschen eine durchaus wohlwollende von allen Seiten.

An Hebbel wiederholt sich, was häufig zu sehen, wenn eine Familie frühzeitig ihr Oberhaupt verliert. Der älteste Sohn, so er gut geartet, wird alles aufbieten, den Hinterbliebenen den Vater zu ersetzen. Ja, er wacht oft eifersüchtig über dieses Recht und es kann vorkommen, daß, wenn die Mutter wieder freien möchte, sie dem schärfsten Widerstand des Sohnes begegnet, der sich zu wütender Feindschaft gestaltet wider den in Aussicht genommenen Stiefvater. Und

jener wird sich oft weit über seine Kräfte anstrengen, nur um die Familie selbst zu ernähren und der Mutter zu beweisen, daß sie keinen anderen Erhalter brauche. Wenn auch bei Antje Margarete eine Wiederverheiratung nicht zu befürchten war, so desto mehr die bittere Not. Diese aber zu lindern, brachte Jung-Friedrich bereits als Laufbursche jeglichen Groschen getreulich nach Hause. Wenn z. B. Mohrs Stiefvater zum Besuche vorfuhr, sprang Hebbel diensteifrig an den Kutschenschlag und half ihm aussteigen, was jedesmal ein Dritthalbschillingstück trug, das er freudig der Mutter für Tee und Feuerung übergab. Noch mehr, der Junge, dem zu Vaters Lebzeiten kein Beruf genug tat, versah nunmehr seine Geschäfte bei Mohr mit solchem Eifer, daß ihm bald auch andere wichtigere Schreiberarbeiten übertragen wurden.

Der Eintritt in die Kirchspielvogtei hatte Friedrich aus dem Proletariat herausgehoben und seinem Stolze, den er von Vater und Mutter überkommen, dann aber, durch widrige Verhältnisse genötigt, hatte beugen müssen, tat es innig wohl, als er nunmehr, noch nicht 16 Jahre alt, die polizeilichen Geschäfte übernehmen durfte. „Der Sohn des Häuerlings, den Mohr leider niemals vergessen hat, fühlte eine Art stolzer Genugtuung, in der Kirchspielvogtei amtieren zu können, welche sich schon äußerlich so stattlich vor allen übrigen Gebäuden Wesselburens hervortat und vollends als Inbegriff behördlicher Gewalt etwas Respekteinflößendes hatte. Den wandernden Handwerksburschen gegenüber ließ sich Friedrich gern in dem gebieterischen Tone seines Prinzipals vernehmen. Als die Nachtzettel eingeführt wurden und er den Auftrag bekam, sie auszufüllen, war er schon um 4 Uhr morgens auf dem Bureau; Schinderhannes würde einen erhalten haben, gestand er später, so sehr war er von Begierde erfüllt, durch seine Unterschrift zum Gefühle seiner Wichtigkeit zu kommen."

Außer dieser Erhöhung seiner Person und der Rücksicht auf die Mutter waren es vornehmlich zwei Umstände, die ihm seine Stelle teuer machten. Vor allem hatte er in J. J. Mohr einen neuen Vater, um nicht zu sagen, Gott gefunden, den

er anfänglich mindestens so heiß verehrte, wie als ganz kleines Kind den eigenen Erzeuger. Erzählt uns doch Kuh, daß Friedrich jenen in der ersten Zeit direkt „als ein höheres Wesen betrachtete und jedes von ihm empfangene Wort als eine Art Gnade. Sein zur Dankbarkeit geneigtes Gemüt sah in der Hand, welche ihn aus der Niedrigkeit zuerst heraufgezogen, eine Segenshand. Auch imponierte ihm die hochmütige, durch körperliche Wohlbildung unterstützte Haltung Mohrs, sowie dessen nicht geringes Selbstgefühl in Miene und Gebärde, und zwar dergestalt, daß er sogar die manirierten Bewegungen seines Prinzipals, ohne es zu wissen, nachmachte. Ging Mohr auf der Straße, so geschah es in einem schwebenden Tanzmeisterschritt, langsam, gemessen; er warf sich in die Brust und hob sich bei jedem Schritt auf den Zehen. Dem jungen Hebbel, der keine natürliche Gewandtheit zeigte und frühzeitig vor jedem Vorzug, der ihm persönlich mangelte, Achtung empfand, wurden nach und nach die Eigenheiten Mohrs zur Gewohnheit: das Hinaufschieben der Achsel und sonderbare Armbewegungen, die ihm sein Leben lang treu geblieben sind".

Friedrich hatte sich so bewährt, daß der Kirchspielvogt später sogar den Schreiber entlassen und jenen mit dessen Geschäften betrauen konnte, „ohne daß sich dadurch etwas in der gesellschaftlichen Lage Hebbels gebessert hätte: nach wie vor aß er am Gesindetisch und teilte mit Christoph das Lager, obwohl er Militär- und Lizitationssachen besorgen, auch kleine Amtsreisen unternehmen und bei Feilbietungen amtshandeln mußte. Durch diese Obliegenheiten gewann er Einblicke ins Leben, die einem Dichter von höchster Bedeutung sind, wurde er mit der praktischen Seite der Juristerei vertraut, eh er ein juridisches Studium betrieben hatte; überdies kam er mit verschiedenen Kreisen in Verbindung, was sein Benehmen abschliff und ihm Weltgewandtheit verlieh".

Ein anderes, was Hebbel am Schreiberamt lockte, war, daß der Kirchspielvogt, beziehungsweise sein Vertreter, auch Polizei- und Friedensrichter war. Das aber kam einem alten

Wunsche des Dichters entgegen. Wir wissen, daß Zwangsneurotiker wie Friedrich Hebbel immer ein Schuldgefühl mit sich tragen, aus freilich sexuellen Gründen, was in unserem Falle ein stetes Bedürfnis nach Rechtfertigung setzte, das allen so auffiel. Und viele ergreifen die juridische Laufbahn bloß, um noch Schuldigere zu sehen, als sie selber sind, und gleichzeitig auch die Mittel zu lernen, der gebührenden Strafe auszuweichen. Von Hebbel ist uns nun überliefert, daß die erste Arretierung, die das Kind mit ansah, der erste Selbstmord, von dem er sprechen hörte, eine ans Grauen streifende Überraschung ihm einflößten, weil er gar nicht begreifen konnte, wie schlecht die Erwachsenen den Katechismus respektierten, den sie doch alle auswendig gelernt hatten. Als Schreiber hatte er einmal auch einen Dieb zu verhören, mit dem er als Knabe gemeinschaftlich Äpfel gestohlen hatte. Die Erinnerung an den Kinderfrevel schüchterte ihn dermaßen ein, daß er einiger Minuten bedurfte, sich so weit zu fassen, die Amtsperson wieder hervorkehren zu können. Und Emil Kuh, der selber ein Stück Poet gewesen, gibt dazu die Erklärung: „Gewiß — die Dichter sind sündhaft, wie andere Menschenkinder, das erhöhte Schuldgefühl aber haben sie schlechthin gegen uns alle voraus."

Wider J. J. Mohr hat Hebbel später so schwere Anschuldigungen erhoben, daß es sich verlohnt, der Sache auf den Grund zu gehen und vor allem des Angeklagten Persönlichkeit schärfer zu prüfen. „Aus einer der angesehensten dithmarsischen Familien stammend, war Mohr vom Landvogteisekretär zum Kirchspielvogte in Wesselburen aufgestiegen und dabei gewohnt, sich in den höchsten Kreisen der Landschaft ausschließend zu bewegen. Dadurch war er in ein abgezirkeltes Formelwesen hineingeraten, das sich allgemach mit seinen Neigungen und Bedürfnissen verflocht. Bei seiner Ankunft in Wesselburen hatte er nur zwei Familien seines Umganges gewürdigt, und auch diese nur deshalb, um nicht gänzlich isoliert dazustehen. Von seiner geistigen und wissenschaftlichen Befähigung, welche über eine bestimmte Glätte und Findigkeit nicht hinauszureichen schien, hatte er

eine ungebührlich hohe Meinung. Ein geschulter Jurist, mit weltmännischen Spitzen und Liebhabereien, ein empfindliches und launisches Temperament, dem es jedoch an berechtigtem Nachdruck nicht gebrach: dies wird vielleicht am besten die Persönlichkeit des Mannes umschreiben. Als Beamter galt er allgemein für rechtschaffen, pünktlich und ordnungsliebend. Wohltätig wirkte Mohr insofern auf den jungen Menschen, als er ihn nötigte, Strich zu halten, das Begrenzte und Zunächstliegende ins Auge zu fassen und in alles Denken und Tun Regel und Takt zu bringen."

Wie nötig just dies für Hebbel gewesen, erkennen wir aus dessen eigenem Bericht an Ludwig August Frankl: „Eines habe ich von ihm (Mohr) fürs ganze Leben gelernt: Ordnung. Ich fanfaronierte eines Tages gegen Freunde in meiner Stube, wie das ganze Amt auf mir laste usw. Da kommt Herr Mohr und verlangt ein Aktenstück von mir. Ich suche, finde es nicht; er steht ruhig dabei. Ich suche weiter. Mir steigt das Blut zu Kopf. Ich finde das Aktenstück nicht. Da nimmt Herr Mohr mir die Papiere gelassen aus der Hand: ‚Lasse mich suchen,' sagt er. Er schied meine Privatschreibereien aus, legte alles übrige nach Datum und Nummer. ‚Sieh,' sagte er, ‚so muß man das machen. Deine Privatsachen tue wo anders hin!' Darauf ging er. Hätte er getobt, mir wäre besser gewesen. Aber seine Ruhe war wie ein Glüheisen auf meine Stirn gedrückt. Ich schämte mich vor meinen Freunden. Von dem Tage an war ich der pedantischeste Mensch auf der Erde und bin es noch heute. Das habe ich vom Mohr gelernt und ich erachte es für sehr viel." Aus diesen eigenen Worten des Dichters erhellt aber nicht nur, wie wohltätig dieser zumindest im einzelnen auf ihn gewirkt, sondern auch „das Fanfaronieren" Hebbels, das späterhin einiges erklären wird.

Auch sonst noch dankte er dem Vogte manches. Dieser hatte des Jünglings Leseeifer nicht sobald erkannt, als er ihm auch schon die Benützung seiner Bibliothek gestattete, die Dethlefsens Bücherschatz an Reichtum und innerem Werte weit übertraf. Diese Erlaubnis förderte Hebbel un-

endlich, wenngleich er später dies Verdienst des Vogtes nur widerwillig gelten ließ. Besonders fand er ein Konversationslexikon vor, aus dem er die vielfachen Lücken seines Wissens — er hatte ja nur die Volksschule absolviert — ergänzt haben muß und vieles zum erstenmal erfuhr. Auch lenkte ihn der Chef, wie er selbst bemerkt, auf Geographie und Geschichte hin, die Hebbel fürderhin stets lieb geblieben. „Wenn Friedrich eines dieser Bücher gerade verschlang, so war er aus seinem langen, schmalen Arbeitszimmer nicht herauszubringen; oder er saß mit seinem Buche in dem der Kirchspielvogtei vis-à-vis gelegenen, durch die Straße von ihr getrennten Gärtchen, allen Ablenkungen unzugänglich. Einer seiner Jugendfreunde versichert, daß Hebbel in den Zauberkreis dieser Bücherei so gebannt gewesen sei und mit solchem Eifer gelesen habe, als ob es gar keine Außenwelt gegeben hätte. Er habe sich damals nur spärlich sehen lassen, wenn nicht Geschäfte oder ein Gang zur Mutter ihn aus der Kirchspielvogtei und ihrem Burgfrieden hinaustrieben. Sogar zur Nachtzeit betrieb er diese Lesestudien in seinem Bette, so daß nicht selten ganze Nächte hindurch ein Licht gebrannt hat." Mohr tat in jenen Tagen das Klügste, was einem Genie gegenüber möglich: er überließ es einfach sich selbst und seiner innerlich notwendigen Entwicklung. Nie erlaubte er sich die geringste Störung und den geringsten Eingriff, wohl aber förderte er Hebbel wesentlich durch seine Bücher und vielleicht nicht minder durch die Amtsgeschäfte, die ihm die willkommene Möglichkeit boten, sich nach jeder Richtung hin auszubilden.

Aus all dem erhellt, daß Mohr sich mancherlei schwerwiegende Verdienste um den Jüngling erwarb, und es ist bezeugt, daß dieser sich in den ersten Jahren in der neuen Umgebung recht wohl gefühlt hat[1]). Erst etwa um sein 18. Jahr herum tritt ein Umschwung ein, beginnt die schwere Erbitterung des Dichters gegen seinen ehemals so verehrten Chef,

[1]) Zu dieser großen Zufriedenheit trug wohl auch die Befriedigung seiner sadistischen Bedürfnisse durch Ausübung polizeilicher Funktionen erheblich bei.

was ihm anfangs selbst noch unbewußt bleibt. Um sie zu verstehen, dünkt es mich nötig, die innere Entwicklung des Jünglings zu verfolgen, soweit die just hier sehr dürftigen Quellen dies noch gestatten.

Zunächst war Hebbel bald der Mittelpunkt eines Freundeskreises geworden, der sich aus Kollegen und Altersgenossen verschiedener höherer Berufe rekrutierte. Hier wies sich schon ein bezeichnender Zug. Nicht bloß, daß Friedrich der Anführer und Tonangebende war, er zeigte auch damals bereits das Bedürfnis, andere Personen tyrannisch zu beherrschen oder, wie sein gewöhnlicher Ausdruck lautete: einzuschlucken. Dies galt vor allem von Johann Barber, der bald in die Rolle des Prügelknaben kam, auf den unser Dichter allen Mutwillen und alle Possen ablud und über den er geradezu despotisch verfügte. Das ist ein Charakterzug, der Hebbel fortab nicht mehr verließ. Er mußte stets einen Mann um sich haben, der völlig und blind sich ihm unterwarf, der einzig auf seine Worte hörte und jede seiner rasch wechselnden Launen sich ohne Murren gefallen ließ. Rousseau und Engländer, Bamberg und Kuh wurden später die wichtigsten Vertreter dieser Gattung.

Fragen wir uns nunmehr, wieso denn Hebbel zu solchem Despotismus kam, so müssen wir auf seinen Bruder zurückgreifen. Im zweiten Kapitel vernahmen wir bereits, daß Friedrich allzeit der bevorzugte Liebling der Mutter war, die zum Verdruß des Vaters ihn in Kost und Kleidung stets besser hielt, während Johann dagegen alle gröbere Arbeit verrichten mußte. Auch daß der geistig so Überragende den Jüngeren, welcher zu ihm in gläubiger Inbrunst aufsah, völlig beherrschte, ist ebensowohl a priori plausibel, wie durch verschiedene Zeugnisse erhärtet, nicht zuletzt auch durch das Verhältnis der Brüder in den „Einsamen Kindern“. Ganz besonders jedoch mußte Friedrichs Überlegenheit zur Geltung kommen, nachdem die einzige Stütze Johanns, der Vater, verstorben und jener nunmehr auch für den Bruder mit zu sorgen hatte. Bezeichnend hiefür ist folgende Briefstelle aus seinem 24. Jahr: „Sehr gefreut hat es mich, endlich einmal von meinem Bruder

einige Zeilen wieder zu sehen; ich hatte mich darnach gesehnt. Auch gegen ihn habe ich so manches gut zu machen; er ist eine treue und gar nicht unbedeutende Natur und ich bin oft so hart gegen ihn gewesen, daß mich's noch in die Seele schneidet. Ach, das ist's überhaupt; der ungerechte, wenigstens voreilige oder zu scharfe Schlag, den ich mit jähzorniger Hand erteile, schmerzt andere einmal und mich ewig und doch kann ich mich nicht zurückhalten. Ich bin in diesem Punkte ein wahrer Schwächling, sogar darin, daß ich's bekenne."

Die tyrannische Ader dünkt mich aber noch eine andere, wenn auch vielleicht etwas schwächere Wurzel zu haben: das Verhältnis zur Mutter[1]). Wir wissen ja längst, wie Lieblingskinder die verziehenden Eltern zu tyrannisieren pflegen, und außerdem hat der Dichter im Tagebuch und einzelnen Briefstellen Geständnisse abgelegt, die mancherlei zu denken geben. So schreibt er z. B., als die Mutter in seinem 26. Jahre stirbt, ins Diarium hinein: „Gute, rastlos um deine Kinder bemühte Mutter, du warst eine Märtyrerin und ich kann mir nicht das Zeugnis geben, daß ich für die Verbesserung deiner Lage immer so viel getan hätte, als in meinen freilich geringen Kräften stand.... Ich war nicht selten, als ich dir noch näher war, rauh und hart gegen dich; ach, das Herz ist zuweilen ebenso gut wahnsinnig wie der Geist, ich wühlte in deinen Wunden, weil ich sie nicht heilen konnte, deine Wunden waren ein Gegenstand meines Hasses, denn sie ließen mich meine Ohnmacht fühlen." Und noch bedeutsamer fast zwei Jahre früher, an Elise Lensing: „Ach, würde mir das eine nur vergönnt, meiner Mutter, die in Wahrheit bis jetzt nur vom Hörensagen weiß, daß auf Erden eine Sonne scheint, ein ruhiges Alter zu verschaffen! Es gehört bei dieser armen, genügsamen Frau, für die ein warmer Unterrock ein Krönungsmantel, und eine Stube, worin sie nicht zugleich wohnen und schlafen muß, das köstlichste Fragment eines Palast's ist, so außerordentlich wenig dazu,

[1]) Die wichtigste Beziehung zum Vater endlich werde ich später im Zusammenhang besprechen.

daß ich's allein darum dem Schicksal, wenn es mir diesen meinen liebsten und letzten Wunsch vereitelte, nicht vergeben könnte. Schmerzlicheres hat nie einen Menschen getroffen, als Jean Paul der Tod seiner Mutter, die ihn so lange Jahre hindurch mit unermüdlicher Geduld durch ihrer Hände Arbeit ernährt hatte, und die eben da starb, als er sich zum erstenmal im stande sah, einen Teil seiner Schuld an sie abzuzahlen. Wie er's aushielt, begreif' ich kaum; doch mogt' ihn das Gedächtnis der ihr fort und fort bewiesenen Liebeszeichen trösten. Was blieb' aber mir in einem solchen Falle, da ich die meinige, solange ich bei ihr war, so oft durch Härte verletzte, und da selbst meine Liebe eine ungestüme Flamme ist, die, wenn sie nicht sogleich verstanden wird, versehrt, statt zu erwärmen. Wirklich, wenn ich zuweilen über mich nachdenke, so kommt mich das Grauen an, weil meine Natur, in der leider der Augenblick diktatorisch gebietet, so entsetzlich für jene Art des Unglücks, das man zum Teil auf seine eigene Rechnung setzen muß, inkliniert. Daß meine früheren nichtswürdigen Verhältnisse mich entschuldigen, weiß ich; aber das Übel bleibt darum gleich groß."

Trotz jenes „liebsten und letzten Wunsches", der Mutter ein sorgloses Alter zu bieten, tat Friedrich eigentlich wenig dazu, ja man könnte fast sagen, daß sein ungestümes Drängen, von Wesselburen fortzukommen, gerade jenen angeblich gar so heißen Wunsch für lange hinaus unmöglich machte. Selbst wenn man Hebbel die Naivität zutraute, sich bei den damaligen literarischen Verhältnissen und seiner Unfähigkeit zur „Handwerksschriftstellerei" durch poetische Arbeit Reichtümer zu erwerben, so dünkt mich doch sein ganzes Verhalten in diesen Jahren von rein egoistischen Triebfedern geleitet. Wir haben vernommen, wie hoch er bereits in seiner Kindheit die Dichtkunst stellte. Damals nun, etwa um das 16. Jahr, scheint er zum Bewußtsein seiner poetischen Kraft gekommen zu sein, das ihn fortab nicht mehr verließ und sogar zu einer Zeit, da er noch gar nichts geleistet hatte, einen eigenartigen Hochmut verlieh, von dem ich in Bälde reden

werde. Die Mutter aber hatte einfach zu warten, bis er ein berühmter Poet geworden. Noch zehn Jahre später, als er in München die bedenkliche Verschlimmerung ihres Befindens erfuhr, dachte er keinen Augenblick, die Krankheit könne auch böse enden. „Daß die Mutter sterben würde, schien mir unmöglich," schrieb er an Elise. „Es gibt Geschicke, vor denen man, aller Wandelbarkeit des Irdischen ungeachtet, sicher zu sein glaubt; dahin gehörte für mich dieser frühe Tod meiner Mutter[1])... Eines steht fest: sie soll nicht umsonst einen Dichter geboren haben. Ich will ihr Andenken bekleiden mit dem höchsten Schmuck der Poesie, soweit er mir zu Gebote steht; der Scheiterhaufen, der sie verzehrt hat, soll sie nun auch verklären." Gleichwohl ließ ihn der Tod der Mutter, obwohl er angeblich nur für sie und seinen Leichenstein gearbeitet hatte, ziemlich kalt.

War doch um das 16. Jahr herum noch in Wesselburen eine tiefe Wandlung seines Wesens erfolgt, als er durch den Einfluß der Pubertät seiner Dichterkraft sich bewußt geworden. Um zunächst den großen sexuellen Vorstoß der Mannbarkeitsjahre zu ermessen, führe ich an, daß er trotz anfangs fortdauernder Neigung zu Emilie Voß doch auch für eine Reihe von Mädchen schwärmte. Bekannt geworden sind folgende Namen, die sich auf wenige Jahre erstrecken: Wiebke Elvers, Doris Voß, Margarete Carstens und Hedwig Schulz. Erfahrungsgemäß läuft nun parallel mit dieser Entwicklung des Geschlechtstriebes auch ein gesteigertes Selbstbewußtsein. Vom 16jährigen Hebbel berichtet ein Jugendfreund: „Er disputierte über alles und in der fließendsten, gewandtesten, niemals anstoßenden und sich niemals verbessernden Sprache; mochte aufs Tapet kommen, was da wollte, er war immer schlagfertig. Die einfachsten Erlebnisse wußte er auf die hübscheste Weise ausgeschmückt vorzutragen. Überhaupt war er unterhaltend, wie ich bis dahin keinen Menschen kennen gelernt hatte. Dabei kam es ihm,

[1]) Diese feste Zuversicht kommt gleichfalls dem Zwangsneurotiker zu, der ja schon einmal von Gott einen Aufschub erzwungen hatte, da sich sein Vater zum Sterben legte.

wenn er einmal im Singen war, auf eine Handvoll Noten nicht an," ein Zug, der im Leben des Dichters immer wiederkehrt. Im ganzen aber, betont der nämliche Gewährsmann, sei er ihm als Mensch erschienen, dem ein gewisses gegen-den-Strom-schwimmen geradezu Natur sei. Noch bezeichnender versichert der ehrliche Hedde, daß Hebbel schon damals das Bewußtsein des Talents und einer starken Persönlichkeit hatte. Die Dichtkunst stellt er über alles und, als er einmal von jenem einen Walzer auf dem Piano spielen hörte, rief er pathetisch: „Deine Kunst ist zwar groß, aber größer ist die meine!" Um diesen Ausspruch würdigen zu können, muß man bedenken, daß Hebbel damals eigentlich noch gar nichts geschaffen hatte und vor allem nichts von künstlerischem Werte.

Mit dieser Hinneigung zur Poesie ging aber noch eine Wandlung vor sich, die bestimmend für sein Leben wurde. Um ein Dichter zu werden und sich durchzusetzen, brauchte es Jahre und vor allem tatkräftiger Unterstützung von außen. Hatte er früher den Vorsatz gefaßt und eine Zeitlang auch durchgeführt, der Mutter den Ernährer zu ersetzen, indem er die Rolle des Vaters übernahm, so wurden ihm jetzt die Wunden, die sie trug, „ein Gegenstand des Hasses". Jedesmal brauste er unwillig auf, wenn ihn etwas an diese Fessel gemahnte[1]). Unbewußt kehrte er zum infantilen Ideal zurück, zum Kinde, das von Vater und Mutter Erhaltung und stete Förderung heischt bis zu völliger Aufopferung ihrer selbst. Natürlich war es nicht mehr die Mutter oder gar der längst verstorbene Erzeuger, sondern deren spätere Vertreter auf Erden, die ihm helfen sollten, aus der nunmehr unleidlich empfundenen Wesselburner Enge herauszukommen. Von Männern also Mohr, Lebrun, Uhland und Oehlenschlaeger, von Frauen die Schoppe und Elise Lensing. Und es ist bezeichnend, daß ihm Hilfe am Ende tatsächlich von zwei Frauen ward, die im besten Wortsinn „mütterlich" handelten. Schrieb doch die Schoppe geradeheraus: „Nennen

[1]) Eine andere Wurzel für sein Betragen ist natürlich im Sexuellen zu suchen.

Sie mich Amalie — das steife Madame oder Frau Doktorin gefällt mir nicht; ich könnte Ihre Mutter sein — mein Karl war fast so alt wie Sie — und ich bin Ihre Freundin. Meine 41 Jahre geben mir in dieser Hinsicht alle nur zu wünschende Freiheit; die Jahre, wo man versucht sein konnte, mir die Cour zu machen, sind vorüber, ich kann nur noch kindliche Gefühle einflößen und wünsche sie von der teuren Jugend, die sich zu mir drängt." Das war die richtige Helferin für Hebbel, die Frau, welche ihren verstorbenen Sohn nicht vergessen konnte und in dem Gleichaltrigen sein Ebenbild sah, während diesem wieder in der ohne Rast um ihn Bemühten die tatkräftige, ersehnte, opferwillige Mutter erstand. Und was nun vollends Elise für den Dichter tat, das ist in die Annalen der Literatur für die Unsterblichkeit eingetragen.

Ein bezeichnend Detail. In den Jahren zwischen 18 und 22 bekam er zum erstenmal Kleistens „Kätchen von Heilbronn" zu hören, das seine innersten Wünsche erfüllte. Als sehr viel später, 1845, eine nochmalige Lektüre schwerste kritische Bedenken weckte, ward ihm ungeheuer leid um den verlorenen ersten Eindruck. „O wie mich das schmerzt! Kätchen, du mein liebes Kätchen von Heilbronn, dich muß ich verstoßen, dir darf ich nicht mehr so gut bleiben, als ich dir wurde, da ich dir, noch Jüngling, zum erstenmal in die süßen, blauen Augen schaute und mir dein rührendes Bild alles aufopfernder und darum vom Himmel nach langer, schmerzlicher Probe gekrönter Liebe, ich glaube für ewig, in die Seele drückte! Wie ein Stern bist du in einer trüben Zeit über meinem Haupte aufgegangen und hast jene Seligkeit, die mir das Leben noch verweigerte und nach der mein Herz doch schon ungeduldig schmachtete, in meine Brust hineingelächelt; deine Schmerzen habe ich geteilt; denn mir war, als ob ich ebenso hinter dem Glück herzöge, wie du hinter deinem spröden Grafen, und auf deiner Hochzeit war ich der fröhlichste, wenn auch zugleich der stillste Gast, denn ich glaubte fest wie du, wenn ich mich auch nicht so klar auf den prophetischen Traum, der meinen

Wünschen die Erfüllung verhieß, besinnen konnte, an endliche Erhörung. Sie ziehen alle wieder an mir vorbei, die linden Frühlings- und Sommertage, die oft so schön waren und die mir doch nichts brachten als erhöhte Sehnsucht und zuweilen auch erhöhtes Vertrauen; wie goldene Rahmen kommen sie mir jetzt vor, die sich nicht um ein Bild, sondern um die leere Luft zusammenschlossen. Aber damals empfand ich das nicht so, ich schaute durch diese Rahmen hindurch in den Duft der Abendröte hinein, wo die Zaubergestalten tanzen und schweben, die der Dichter schafft, weil die Natur sie nicht unmittelbar schaffen kann, und von diesen Gestalten warst du lange der Mittelpunkt.... Mir däucht, du kamst in die Welt, um zu zeigen, daß die Liebe eben darum, weil sie alles hingibt, alles gewinnt, und vielleicht auch, um zu beweisen, daß Plato, als er über dem Geheimnis der Neigung brütend, sich zu der Idee der Reminiszenz verstieg, wenn auch ein halber, so doch kein ganzer Narr gewesen ist."

Hier ist es in klaren Worten gesagt, welch tiefste Wünsche den Jüngling durchfluteten: die Sehnsucht nach einer großen Liebe, die eben darum, weil sie alles hingibt, auch alles gewinnt, und dann, was er später in München so selig als erfüllt empfand, „die Träume seiner frühesten, die Phantasien seiner späteren Jugendjahre", ein Dichter zu werden. Und auch das Urbild der alles aufopfernden und darum endlich siegenden Liebe ist deutlich gekennzeichnet in Platos „Idee der Reminiszenz". Mit anderen Worten, es ist Hebbels Mutter in den frühesten Tagen, da sie auf seine Hilfe nicht zählen konnte, sondern ihm noch alles selber hingab bis zu eigenem Hungern.

Von diesen beiden tiefsten Sehnsüchten war ihm nur die zweite zum Bewußtsein gekommen, und auch diese zunächst bloß in der Verkleidung eines Durstes nach „höherer wissenschaftlicher Ausbildung". Wie ihm da allmählig der Wesselburner Kreis zu enge wurde, ja schließlich geradezu völlig unleidlich, hat der Dichter selber in einem autobiographischen Bericht an Arnold Ruge mitgeteilt, der im Gegensatz zum

Tagebuche und vielen Briefstellen auch seinem einstigen Prinzipal gerechter wird. „Ich konnte mich erst in meinem 22sten Jahre dem Studieren widmen, befand mich im übrigen aber in ganz erträglichen Verhältnissen; ich ging nämlich dem Kirchspielvogt meines Geburtsortes in seinem ausgebreiteten Geschäftskreise an die Hand, wurde dann sein Sekretär und hatte so früh Gelegenheit, in die Mannigfaltigkeit des menschlichen Tuns und Treibens belehrende Blicke zu werfen. Natürlich wußte ich das damals nicht zu schätzen und begriff nicht, wie es jemals vorteilhafte Folgen für mich haben könne; ich fühlte mich im höchsten Grade unglücklich, weil ich nach höherer wissenschaftlicher Ausbildung dürstete, machte auch die abenteuerlichsten Versuche, mich aus der mich drückenden Lage zu befreien, sah aber alle mißlingen. Bald wandte ich mich an einen berühmten Dichter um Hilfe, bald entschloß ich mich, aufs Geratewohl mit einem jungen Musiker in die Welt zu gehen, bald fühlte ich mich versucht, mich einem Schauspielertrupp anzuschließen, doch das eine blieb ohne Erfolg und dem anderen stellten sich Hindernisse unbesiegbarer Art entgegen. Übrigens kann keiner, der in einer großen, an Bildungsmitteln überreichen Stadt aufwuchs, sich eine Vorstellung davon machen, wie einem strebenden Geiste, einem erwachenden Talent in der Einöde eines Dithmarsischen Marktfleckens, den die Kultur nur in Makulaturgestalt berührt, zu Mute ist. Jedes Buch, das der Zufall dahin verschlägt, ist ein Ereignis; aus dem Liede, das ein durchreisender Handwerksbursche singt oder pfeift, erfährt man die Existenz eines großen Dichters, von dem man bis dahin nichts wußte; ja sogar der Orgelkasten kommt, des begleitenden Textes wegen, mit in Betracht. Aber eine solche Abgeschlossenheit von der ganzen Welt hat, so schwer sie auch zu ertragen ist, nichtsdestoweniger auch ihre Vorteile und, wahrlich, ich mögte jetzt, wo ich die Dressieranstalten des Staates aus eigener Anschauung kenne, meinen einsamen und allerdings etwas mühseligen Ent-

wicklungsgang nicht mit dem gewöhnlichen vertauschen. Es schadet an und für sich gar nichts, wenn die Säfte in der Wurzel ziemlich lange zurückgehalten werden; das gibt hinterher nur einen um so kräftigeren Schuß. Und dann ist es unglaublich, was der Mensch, der gezwungen ist, sich der Welt unmittelbar gegenüber zu stellen, ihr mit eigenen Kräften abzugewinnen vermag. Ich habe seit meinem 22sten Jahre, wo ich den gelehrten Weg einschlug und alle bis dahin versäumten Stationen nachholte, nicht eine einzige wirklich neue Idee gewonnen; alles was ich schon mehr oder weniger dunkel ahnte, ist in mir nur weiter entwickelt und links und rechts bestätigt oder bestritten worden. Ich bin der Meinung, daß nichts den ursprünglichen Kern, den man mir zugesteht, so zusammengehalten hat als jene Einsamkeit, weiß es aber freilich auch zu würdigen, daß sie zur rechten Zeit ein Ende nahm und daß es mir vergönnt war, den Inhalt der Welt in mich aufzunehmen, als der individuelle Mensch in mir seine feste, unzerstörbare Form ein- für allemal gewonnen hatte."

Heben wir aus diesem Eigenbericht die wichtigsten Stellen nochmals heraus. Es ist kein Zweifel, daß Hebbel in der Kirchspielvogtei nicht nur „in ganz erträglichen Verhältnissen lebte", sondern daß er vielmehr dort einen trefflichen Nährboden fand für seine Begabung, einen Humus, wie er vielleicht gar nirgends besser zu finden, und daß gerade die Wesselburner Einsamkeit sein Genie aufs beste zusammenhielt. Von irgend welchen Vorwürfen gegen Mohr ist nicht die Rede, ja man kann aus dem Verschwiegenen erschließen, daß jener Hebbels geistige Entwicklung zumindest durch Gewährenlassen und dadurch, daß er den Jüngling in die rechte Umgebung stellte, wesentlich förderte. Warum sich aber dieser schließlich trotzdem „höchst unglücklich fühlte", wird später zu erörtern sein. Nur eines sei gleich vorweggenommen, daß der „Durst nach höherer wissenschaftlicher Ausbildung" bloß eine einzelne und noch dazu nicht die stärkste

Ursache für seine verzweifelte Stimmung abgab. Ein nämliches läßt sich von einer anderen Briefbemerkung sagen: „Es kam mir vor, als wenn der Aktenstaub in mir einen Dichter erstickte, und da es unbezweifelbar ein Unglück ist, wenn der Mensch seine höchsten Kräfte zum Dünger der niedrigen hergeben muß, so hatte ich ein Recht, mich unglücklich zu fühlen."

Die Befreiung aus der heimatlichen Enge „hatte ich meinem Dichtertalent zu verdanken. Dies regte sich sehr früh; ich habe schon Verse, wenigstens Reime gemacht, als ich noch nicht im stande war, sie aufzuschreiben, und kann mich noch jetzt einiger aus meinem vierten Jahre erinnern, die freilich nie ein Menschenkind aus meinem Munde vernehmen wird. Man glaube jedoch nicht, daß ich mich darum auch für einen Dichter hielt; im Gegenteil. Ein großer, ja der größte Begriff von der Kunst war, ich muß mich so ausdrücken, mit mir geboren und stieg mit meiner Entwicklung, so daß das Sonett, womit meine erste Gedichtsammlung schließt, die unbedingteste subjektive Wahrheit enthält[1]). Aber ich konnte doch trotzdem nicht widerstehen, Verse zu machen, sie setzten sich mir unwillkürlich im Kopfe zusammen und ich fing an, was ich noch tue und was bei mir mit der poetischen Tätigkeit unzertrennlich verbunden ist, sie halb abzusingen; auch war von einem Reflektieren über diese Verse bei kaltem Blut, ja von einem Beziehen derselben auf den Dichterbegriff natürlich erst in späteren, in den frühesten Jünglingsjahren die Rede. Aus den Versen wurden nach und nach Gedichte; anfangs solche, die ich bald nach dem Entstehen unter schmerzlichster Selbstverhöhnung wieder zerriß, dann solche, die sich etwas länger beim Urheber im Ansehen erhielten, darauf aber auch mit um so größerer Erbitterung vernichtet wurden, endlich solche, die sich behaup-

---

[1]) Vgl. dazu insbesondere folgende Verse:

„Dir, heil'ge Kunst, dir hab' ich mich ergeben!
Nicht drängt' ich mich, du riefst mich zum Altare,
Ich rang mit dir, ob ich mich frei bewahre,
Du siegtest, nimm mich denn auf Tod und Leben!"

teten, wenn ich ihnen in jenen hypochondrischen Stunden, wo der Mensch sich gern auf eine völlige Null reduzieren mögte, auch noch so grimmig zu Leibe ging. Von den Gedichten der zweiten Gattung schickte ich in der Periode, wo ich so viele Emanzipationsversuche unternahm, einige Proben an die Schriftstellerin Amalia Schoppe in Hamburg, die dort für Schneider und Nähmamsellen ein Modeblatt herausgab. Sie wurden von der milden Frau mit einer Wärme und Anerkennung begrüßt, die ich selbst schon nicht mehr begriff, als ich sie gedruckt zu Gesicht bekam; das war aber verhängnisvoll für mich, denn an das Interesse, was diese unreifen Produkte unverdienterweise erregten, knüpfte sich die Krisis meines Lebens und so bestätigten sie den alten Satz, daß das Fahrzeug, welches dem Schiffsankertau trotzte, zuweilen durch einen Spinnwebsfaden in Bewegung gesetzt wird. Amalia Schoppe erkundigte sich nach meinen Verhältnissen, ich vertraute mich ihr an und sie ruhte nicht eher, als bis sie mir die Pforte meines Gefängnisses, das mir, je älter ich wurde, um so unerträglicher werden mußte (und zuletzt auch mit vollem Recht), geöffnet hatte."

Ergänzen wir den vorstehenden Bericht durch eine Notiz aus einem Briefe Hebbels an die Schoppe. Lange bemühte sich diese Gönnerin ganz vergeblich. Endlich konnte sie jenem melden, sie hätte Aussichten zum Studieren für ihn, das Fräulein Jenisch wolle 100 Taler hergeben und außerdem stünden noch ein paar Beiträge zu erwarten. „Ich atmete frei auf," fährt Hebbel fort, „doch mein Prinzipal schüttelte den Kopf und bemerkte: es gehört zum Studieren viel, sehr viel, und das Fräulein Jenisch verheiratet sich. Ich hörte nicht auf diese Äußerung, sah wohl gar etwas ganz anderes darin, als darin lag, entschloß mich ohne Zögern, das mir gebotene Handgeld des Glückes anzunehmen, leistete auf meine Stelle Verzicht und kam nach Hamburg."

Mich dünkt, die obige Zwischenbemerkung über die Meinung des Vogts am besten in die Tiefe zu führen. Hebbel traute dem Prinzipal und Obervormund offenbar nicht mehr

und sah in seinen mahnenden Worten ganz andere Motive, als wirklich bestanden. Um diesem Manne nicht Unrecht zu tun, wozu die Versuchung sehr nahe liegt, da von ihm selber außer dem Zeugnis für den einstigen Schreiber keine Zeile vorhanden, wohl aber wider ihn wuchtige Anklagen unseres Dichters, ist nüchtern zu prüfen, wie sich dessen Lage und Zukunftshoffnungen in seinen Augen abspiegeln mußten. Die Stellung Hebbels war nach einem Briefe desselben an die Schoppe „bürgerlich gesichert und bei dem allgemeinen Vertrauen, das man ihm in öffentlichen Geschäften bewies, bei der Aufmerksamkeit, die er noch ganz in der letzten Zeit durch einen publizistischen Aufsatz erregte, durfte er auch für die Zukunft auf eine ehrenvolle Existenz rechnen". Diesen Posten, welcher ihm obendrein noch die Möglichkeit bot, für seine Lieben manches zu tun, den wollte er nun hinwerfen ohne ein rechtes Ziel vor Augen. War's ihm doch weit mehr um innere Ausbildung als irgend einen praktischen Zweck zu tun, und er hätte nach seinem eigenen Ausdruck, von Mohr und Wesselburen fortzukommen, in die Luft gegriffen und nach Spinnfäden gehascht, um sich daran zu halten. Die Idee, zu studieren, hatte erst die Schoppe ihm eingegeben, sie entsprang durchaus keinem Herzensbedürfnis. Obendrein ließ die materielle Fundierung so gut wie alles zu wünschen übrig. Mit 150 Talern bar, die seine Gönnerin zusammengebettelt, und der Aussicht auf einige Freitische in Hamburg mit der dazu gehörigen Demütigung von seiten der sogenannten Wohltäter sollte der Schreiber ein jahrelanges Studium beginnen.

Kein Wunder, daß Mohr den Kopf dazu schüttelte, zumal sich vermutlich auch innere schwere Bedenken regten. Zunächst ob der äußerst mangelhaften Vorbildung des 22jährigen Kandidaten. Im Grunde war Hebbel nicht mehr als ein emeritierter Volksschüler, der sein bißchen Wissen nur der spärlichen Lektüre in dem kleinen Heimatsneste verdankte. Die Lernfähigkeit des Maurersohnes war, wie wir bald vernehmen werden, auch keine große, hingegen sein Selbstbewußtsein ein maßlos hohes, sogar zu einer Zeit, da er noch

gar nichts geschaffen hatte. Vielleicht stieß just dieser letztere Punkt Mohr besonders ab. Wir hörten ja aus Hebbels eigenem Munde, wie jener ihn einst durch die Tat widerlegte, da er gewaltig fanfaronierte, es laste das ganze Amt auf ihm. Auch was uns sonst von verschiedenen Jugendfreunden überliefert, erweist, wie der Jüngling sich übernahm. Weit mehr als Demetrius, von welchem der Dichter selbst es gestand, scheint mir Holofernes mit seiner ungeheuerlichen Kraftmeierei sein Ebenbild von damals darzustellen. Ob aber in ihm ein Größeres steckte, als die gewöhnliche Pubertätsbegabung, sagen wir eines talentierten Jünglings, konnte zu jener Zeit niemand erahnen, im besten Falle die Liebe erhoffen. Denn genau so wie Friedrich glänzen alljährlich Legionen junger Sterne auf, die mangels einer genialeren Anlage entweder völlig zu Grunde gehen oder in dürftiger Stellung enden. Was Hebbel bis zum Abschied von Mohr geleistet hatte, waren ein paar mäßig gelungene Gedichte, größtenteils aber ganz Minderwertiges, durch dessen Publizierung vielleicht dem Biographen, doch kaum dem Poeten ein Gefallen geschieht. Auf solche Prämissen eine Zukunft zu bauen und ein Sicheres zu lassen, mußte den besonnenen Kirchspielvogt ein sehr bedenkliches Wagnis dünken und ich begreife recht wohl, daß er sich weigerte, durch seine Beihilfe den Schreiber ins Ungewisse zu locken. Wie recht er gesehen, erwies sich gar bald, da dessen folgende Wanderjahre trotz aller Unterstützung von Seite Elisens zu wahren Hungerjahren wurden, ja Hebbel ohne deren Aufopferung vermutlich zu Grunde gegangen wäre.

Wie wohl ihm bei alldem der Kirchspielvogt wollte und wie spät dies Hebbel noch anerkannte, beweist uns dessen Brief an Ludwig Uhland in seinem 20. Lebensjahre. Da schrieb er nämlich wörtlich: „Gleich nach dem Absterben meines Vaters wurde ich von dem hiesigen Kirchspielvogt Mohr, einem so menschenfreundlichen als gebildeten Mann, ins Haus genommen, um ihm als Schreiber in seinen zahlreichen Geschäften beizustehen: mein Herr behandelte mich so gut, wie ich nur immer wün-

schen kann: ich könnte daher wohl mit meiner Lage zufrieden sein: allein es fehlt mir hier fast an jeder Gelegenheit, mir einige Bildung zu erwerben, welche ich mir doch so außerordentlich gern erwerben mögte. *Mein Herr sieht dieses selbst ein und hat schon wiederholentlich gegen mich geäußert, daß ich nicht am rechten Platze stehe:* er aber wußte so wenig einen Ausweg als ich selbst."

Und gleichwohl füllt sich des Dichters Seele in den nächsten zwei Jahren mit tiefer Erbitterung, um nicht zu sagen Gehässigkeit wider den einst Verehrten, die nunmehr sein ganzes Leben fortdauert und *Hebbel* zu ebenso schweren als ungerechten Anklagen drängt. Prüfen wir, was er „dem menschenfreundlichen Mann" in zahlreichen Briefen und Tagebuchstellen eigentlich vorwirft. Da heißt es z. B. ein Jahr nachdem er Wesselburen verlassen: „Nur schade, daß ich durchaus nicht auftreten kann, wie ich wünschte. Das ist auch etwas, wofür ich meinem teuren Kirchspielvogt zu danken habe und *danken werde*." Ein paar Monate später: „Ich denke hauptsächlich an jenen *Mohr*, der als ekelhafte Blattlaus über meine frische Jugend hinkroch und sich als jämmerliches juste milieu zwischen mich und die sogenannte bare, blanke Not, deren Anhauch mich mehr gekräftigt hätte, als das Hocken unter seinem kümmerlichen Regenschirm, hinstellte; o weh, wie hat der Mann mich in meiner tiefsten Menschheit gekränkt: mög' er's nimmer empfinden. Dies wollt' ich jetzt nicht sagen (daß ich immer unwillkürlich darauf zurückkomme, zeigt mir und anderen, daß die Wunde unheilbar, also tödlich ist), ich wollt' nur sagen, daß vornämlich der zu einer Zeit, wo ich hinter jedem Schleier Wunder vermutete und in jedem Tempel, zu dem mir der Zutritt verrammelt war, den einigen wahren Gott, mir die Wissenschaft als den Basilisken, der erst versteinern müsse, bevor man leben könne oder dürfe, entgegenhielt." Und wieder nach einem Vierteljahr: „Der Tag ist nicht fern, an dem gewisse Leute, denen ich, je älter ich werde, um so weniger vergeben kann, es bereuen und sich schämen mögten, mich

einst mit Stallknecht und Taglöhnern an den Milch- und Breitisch gesetzt zu haben. Das Blut tritt mir in die Wangen, wenn ich nur daran denke, und bei Gott im Himmel, ich vergess' es nicht, und der Mann wird den armen, hilflosen, schnöde gemißhandelten Jüngling über kurz oder lang rächen."

Hier rührt der Dichter an einen Vorwurf, den er stets zu erneuern nimmer ermüdet: „Ich habe dem Kirchspielvogt Mohr gegenüber Ursache nicht zum Haß, aber zur bitteren Geringschätzung auf alle Zeiten. Woher kommt mein schüchternes, verlegenes Wesen, als daher, daß dieser Mensch mir in der Lebensperiode, wo man sich geselliges Benehmen erwerben muß, jede Gelegenheit dazu nicht allein abschnitt, sondern mich dadurch, daß er mich mit Kutscher und Stallmagd an einen und denselben Tisch zwang, auf's tiefste demütigte und mir oft im eigentlichsten Verstande das Blut aus den Wangen heraustrieb, wenn jemand kam und mich so antraf. Nie verwinde ich das wieder, nie; und darum habe ich auch nicht das Recht zu verzeihen." Ebenso im Tagebuch vom Jahre 1838: „daß ich im Dithmarschen geistig schon so hoch stand (ich wußte von Kunst und Wissenschaft, was ich jetzt weiß, und hatte die Jungfrau und das Kind usw. schon gemacht) und dennoch gesellschaftlich von dem K. M., der mich erkannte, so niedrig gestellt ward, ist das größte Unglück meines Lebens. Dies begreift niemand, als der es selbst erfuhr." Aus seinem Rachebedürfnis heraus fand er auf einmal im Gegensatz zu früheren eigenen Ausführungen: „Meine Jugend war eine Hölle, meine frischesten Jünglingsjahre mußte ich auf der schnödesten Galeere unter dem Kommando eines vornehmelnden Philisters vergeuden." Und als er von König Christian VIII. ein Stipendium bekam, freute er sich vor allem, daß dies bereits in den Blättern stehe und ihn in den Augen seiner Landsleute „ohne Zweifel mit Glanz bedecken" werde. „Ich will auch gar nicht leugnen, daß ich mir diese Satisfaktion dem rohen Pöbel gegenüber, der sich an meiner Jugend versündigt hat, von Herzen gönne."

Sind diese Anklagen ersichtlich ab irato erhoben und

darum allein schon stark zu reduzieren[1]), so scheinen dagegen zwei andere Vorwürfe recht bedenklich. Zu beachten ist freilich von vornherein, daß Hebbel selber sein Verhältnis zu Mohr in die Worte faßt: „Es gibt Ungerechtigkeiten, die gerade nur dieser Mensch gegen jenen begehen und deren Größe der Gekränkte nur dadurch zeigen kann, daß er ebenso viele gegen den anderen begeht. In diesem Falle befinde ich mich zu dem Kirchspielvogt Mohr in Wesselburen." Und weiter, daß diese schwersten Anklagen erst erhoben wurden, als Hebbel sich für Kuh beleidigt fühlte und auch durch einige Bemerkungen Mohrs im Innersten gereizt. So beispielsweise, daß dieser sich als seinen Wohltäter bezeichnete, in dessen Hause jener aufgewachsen sei. Damit aber hatte er an einen argen Komplex gerührt, auf den ich noch später zu reden kommen werde. Die nächste Reaktion bei unserem Dichter bestand nun darin, daß er jetzt seinerseits Dinge behauptete, die mit den eigenen früheren Erklärungen nicht recht in Einklang zu bringen sind, und anderes wieder ganz sonderbar färbte. Was soll man z. B. zu der Anklage sagen: „Sie gefielen sich bis zu

---

[1]) In einem jüngst publizierten Brief (an Jakob Franz vom 9. Juni 1835) heißt es wieder: „Der letzte von meinem Bruder an mich eingesandte Brief hat mir eine Schilderung von seiner und meiner Mutter Not gemacht, die mir das Herz emporsträubte. Der Kirchspielvogt Mohr muß doch ein gemeiner Kerl seyn, da er meiner Familie den letzten geringen Verdienst, den sie noch hatte, ohne alle Ursache entzogen hat; ich habe Gott um Gelegenheit zur Dankbarkeit angefleht, und wehe meinem Feind (als solchen betrachte ich ihn jetzt), wenn meine Bitte jemals erhört werden sollte. Das hätte ich nie erwartet." Warum Mohr auf Johanns Dienste verzichtete, ist nicht gesagt und dessen Bericht wird schwerlich unparteiisch gewesen sein. Übrigens hat auch der Dichter selbst mit der Arbeitslust Johanns die allertraurigsten Erfahrungen gemacht. Als er ihn z. B. auf Grund seines Briefes nach Hamburg kommen ließ, verschmähte jener die angetragene Arbeit und kehrte bald wieder in die Heimat zurück, da er mit Friedrich „nicht leben" könne. Bornstein bemerkt, daß Johanns Dickfelligkeit, Trägheit und Feigheit heute noch in Wesselburen bekannt seien. Offenbar boten des Bruders Klagen dem Dichter nur eine willkommene Begründung für seinen alten Haß gegen Mohr.

dem Tage, wo ich Ihr Haus und Wesselburen zugleich verließ, in einem rohen Benehmen“, oder zu der zweiten: „Für meine Bildung aber taten Sie gar nichts, wenn Sie es sich nicht etwa als Verdienst anrechnen, daß Sie mir Ihre paar Bücher nicht geradezu aus der Hand rissen.“ Die erstere Behauptung steht in diametralem Gegensatz zu so vielen Äußerungen Hebbels selber und auch zu allem, was sonst überliefert, während im zweiten Punkte die Sache doch wesentlich anders lag, als der Dichter sie darzustellen beliebte. Er war ja als Laufbursche zum Vogt gekommen, der nicht sobald seine Leselust erkannte, als er ihm bereitwillig die eigene ansehnliche Privatbibliothek zur Verfügung stellte, welche Hebbel wahrscheinlich ungeheuer förderte. Nicht das war also Mohrs Verdienst, daß er ihm „seine paar Bücher nicht geradezu aus der Hand riß“, sondern daß er sie überhaupt aus freien Stücken anbot, was nicht leicht der oberste Beamte des Ortes einem so Untergeordneten gegenüber tun wird.

In dem nämlichen Briefe, der solche Wahrheitsverschiebungen kennt, stehen auch zwei arge Vorwürfe zu lesen, die, wenn sie zuträfen, tatsächlich einen schweren Makel würfen auf Mohrs Charakter. Er soll dem Dichter, um sich mit Gefahr für dessen Leben eine kleine Ausgabe zu ersparen, befohlen haben, wie gewöhnlich mit dem Kutscher das Bett zu teilen, obwohl dieser eben seine Rekonvaleszenz nach Fleckfieber durchmachte. Noch schmählicher ist die zweite Anschuldigung: „Sie schwängerten Ihre Dienstmagd und hatten bei der Gelegenheit den brutalen Mut, mir einen Antrag zu tun, der sogar für den Bäckergesellen, der ihn nachher einging, entehrend war und ihm die Verachtung seiner Genossen zuzog.“

Kein Zweifel, jeder dieser beiden Anwürfe müßte entehren, wenn seine Wahrheit erwiesen wäre. Nur gilt in einer so ernsten Sache doppelt das Wort: audiatur et altera pars. Und Mohr hat leider weder diesen Brief seines einstigen Schreibers angenommen, noch sonst auf Hebbels anderweitige Vorwürfe nachweisbar reagiert. Zu vermuten steht höch-

stens, daß er von ihnen vernommen hatte, woraus sich vielleicht sein Verhalten gegen Kuh und die Zurückweisung jenes Briefes erklärt. Auch fällt mir auf, daß Hebbel just die beiden schwersten Anklagen nur in diesem einzigen Briefe[1]) berührte, in all den anderen und dem Tagebuch aber stets nur von der argen Zurücksetzung sprach, daß er am Gesindetisch essen mußte. Es scheint also, daß der letztere Umstand den Dichter weitaus mehr erzürnte, als jene diffamierenden Anträge. Trotz dieser half er noch ein Jahr vor dem Abschied die Hochzeit seines Prinzipals verherrlichen und, obwohl er bei den Einladungen übergangen worden, gab er die Idee zum Fackelzug und verfaßte sogar das Hochzeitskarmen. Auch das Abgangszeugnis, welches ihm Mohr auf sein Verlangen ausstellte, läßt nichts von einer Verstimmung oder gar Erbitterung zwischen beiden merken, sondern spendet dem ehemaligen Schreiber das höchste Lob. Endlich ist noch besonders hervorzuheben, daß Hebbel gar nie Personen gerecht beurteilen konnte, denen er einmal Dank schuldig worden, zumal wenn diese sich darauf beriefen. Die Mahnung an empfangene Wohltaten vertrug er nun einmal absolut nicht, sondern lohte in wilder Empörung auf und beging da die schwersten Ungerechtigkeiten, wider Mohr nicht minder als gegen die Schoppe[2]) und Elise Lensing. Es dünkt mich bezeichnend, daß Hebbel mit jenen zwei ärgsten Anklagen erst dann herausrückte, als Kuh von Mohr einen Brief erhielt, in welchem sich dieser als Wohltäter seines Meisters gab. Darauf schrieb unser Dichter an Theodor Hedde:

---

[1]) Höchstens könnte man die oben zitierte Stelle „wie hat der Mann mich in meiner tiefsten Menschheit gekränkt", wie dies Werner tut, auf jene späteren Anklagen beziehen. Doch ist es keineswegs ausgeschlossen, daß auch sie auf das Essen am Gesindetisch geht.

[2]) Über diese sagt Bornstein: „Überhaupt betone ich — ohne Neigung, sie zu überschätzen —, daß die Schoppe Hebbel zuliebe vielfach menschlich unterschätzt wird; meine Meinung gründet sich auf teilweise unbekanntes Material in meinen Händen. Gerechtigkeit gegen ihm wesensfremde Menschen ist nicht Hebbels Stärke; vielfach bedürfen seine Urteile stark kritischer Nachprüfung, was auch für die späteren Beziehungen zur Schoppe gilt.

„Herr Mohr hat sich miserabel benommen und kann sich auf die Zahlung freuen.“

Fragen wir nun, weshalb sich Hebbel so gegen seine Wohltäter kehrte, dann muß man wieder sich daran erinnern, daß er der Liebling seiner Mutter gewesen. Muttersöhnchen aber sind niemals dankbar. Selbst das konventionelle Maß dieser Tugend bringt ein solcher nicht auf, da er es von klein auf nicht nötig hatte. Wie hat nur ein heller Kopf gesagt: „Dankbarkeit ist die Anhoffung neuer Wohltaten.“ Er aber brauchte ja diese fürwahr nicht erst zu erhoffen. Ihm schenkte die Mutter zu allen Zeiten viel mehr an Liebe, als nötig und gut war, ohne je einen Dank dafür zu begehren. Darum zahlt er bloß mit dem, was er ist, und wird stets grob, so man mehr beansprucht. Macht einer nun gar Umstände, alles für ihn zu opfern, dann fühlt er sofort sich einer jeden Dankespflicht ledig. Und vollends die Mahnung an vergangene Wohltaten bringt ihn aus dem Häuschen, da er doch schon dazumal alles bezahlte — mit seiner Person. Das ist genau der Fall unseres Dichters.

Beim Kirchspielvogt Mohr aber kam noch ein wesentliches dazu, was seine Erbitterung aufs flammendste schürte. Jeder Menschenkenner weiß, daß die wütendste Feindschaft auf dem Boden verschmähter Liebe gedeiht. Je inniger man einst sein Herz an einen anderen hängte, desto grimmer die Wut, wenn diese Neigung nicht erwidert wurde. Das gibt die allererbittertste Feindschaft, die zurückgewiesene Liebe heizt. Denn der nunmehr unterdrückte Affekt bläst als vis a tergo die gegenstehende Empfindung auf. So darf man sagen, unser Dichter würde den einstigen Chef weit weniger mit Anklagen überschüttet haben, gerechten und noch viel mehr ungerechten, hätte er ihn früher minder geliebt. So wie ihm Mohr dereinst ein Gott war, so später die Inkarnation des Teufels. Gehen wir noch ein Stück weiter zurück, so steckt hinter Mohr der eigene Vater. Und zwar nicht bloß der wirkliche Erzeuger, sondern noch mehr ein phantasierter, vornehmerer. Die erste unglückliche Liebe des Dichters war

nämlich kein anderer als Klaus Friedrich Hebbel. Seine Liebe zu erringen, hat er im Unbewußten nie anzustreben aufgehört, wenn auch natürlich nach dessen Tode in neuer Verkörperung. Sogar Klaus Friedrichs unerfüllte Sehnsucht nach dem eigenen Haus, das er besessen und verloren hatte, erfüllte der Sohn in späteren Jahren und die Liebe zu ihm übertrug er zuletzt auf den alten Grillparzer, der sie freilich ebensowenig vergalt, als ehedem der leibliche Vater.

Was den Stachel in Hebbels Brust noch schärfte, war, daß er in Mohr ein besonderes Ideal verkörpert fand. Dieser stammte ja aus altem Patriziergeschlecht und schloß sich vornehm gegen Mindere ab. Das war nun ein Punkt, der schon in der Kindheit auf unseren Dichter stets Eindruck machte. In Hebbels „Notizen zur Biographie" führt er einmal an: „In die Liebe zu Emilie Voß mischte sich, daß sie vornehm war." Aus den Psychoanalysen unserer Neurotiker erfahren wir ferner ganz regelmäßig, daß diese sich sämtlich einen Familienroman zusammendichten: sie stammten gar nicht aus bürgerlichen Häusern, sondern wären vielmehr von hoher Abkunft, mindestens Grafen- und Fürstenkinder. Das gilt aber keineswegs bloß für Nervöse. Auch Goethe z. B. erzählt einen solchen Familienroman in „Dichtung und Wahrheit", und im Grunde ist wohl auch kein Gesunder davon ganz frei in seinen Träumen und Tagphantasien. Nun war aber Hebbel von Haus aus bloß ein Käthnerssohn, der im siebenten Lebensjahre noch eine Stufe tiefer sank. Um so herrlicher leuchteten dann die Bilder seiner Phantasie. Der oberste Beamte seines Heimatfleckens sollte ihn wie Gott die Bajadere zu sich emporheben, worauf er als gottbegnadeter Dichter ja Anspruch hatte. Und nichts ärgeres konnte ihm jener antun, als statt der Unterweisung in feineren Sitten, die er so gerne angenommen hätte, ihn an den Gesindetisch zu setzen mit Knecht und Stallmagd und Kutscher zusammen. Dies blieb die wahre Todsünde Mohrs, für die es keine Entschuldigung gab, auch nicht, daß dieser ihm als Junggeselle [1]) ein Familienheim gar nicht zu bieten

[1]) Erst $1^1/_2$ Jahre vor Hebbels Abgang freite der Vogt.

vermochte. Im Vorspiel zum Demetrius will Hebbel sich selber gezeichnet haben mit den ganzen Prätendentengelüsten der Jugend:

„Ich setz' mich lieber auf die nackte Erde,
Als auf den Stuhl des Bauern, trinke lieber
Aus hohler Hand, als aus dem Napf des Knechts,
Und such' mir lieber Beeren für den Hunger,
Als daß ich schwelge, wo der Bettler zecht!"

Wie er sich seine Stellung erträumte, erkennt man am besten aus jener Rolle, die er späterhin Emil Kuh übertrug: eine Mischung von Famulus, Hausgenosse und Freund. An diesem ward das Sekretärideal[1]) seiner Kindheit und Jugend endlich verwirklicht. Weil Mohr nun so gar nicht seine heißesten, heimlichsten Wünsche erriet, schalt er ihn später einen vornehmelnden Philister, der seine Jugend zur Hölle machte, und fühlte sich aufs tiefste unglücklich, so daß er um jeden Preis von dort weg mußte.

Wenn sein Hauptbiograph stets wieder betont: „Vielleicht noch nie, gewiß aber äußerst selten, hat ein Menschenkind unter dem Gefühle des Stolzes bei der Nötigung, ihn zu unterdrücken, stärker gelitten, als eben Friedrich Hebbel," so mag er recht haben. Nur müßte er billigerweise hinzusetzen, daß erstens der Stolz des jungen Schreibers eine fast pathologische Höhe erreichte, zumal er ja damals noch so gut wie gar nichts geschaffen hatte, und zweitens die Konflikte minder den wirklichen Verhältnissen entsprangen, als seinen Phantasien, die er zu erzwingen weder Macht besaß noch eigentlich Anspruch. Das einzige, was Mohr vielleicht mit Fug vorzuhalten wäre, ist, daß er Hebbel zu lange am Gesindetisch essen ließ; wogegen man freilich einwenden könnte, daß eine große Schwierigkeit bestand, ihn unterzubringen, so man nicht verlangte, daß der überstolze Vogt,

---

[1]) Auch von Uhland erbat er zunächst nur eine Schreiberstelle, womöglich bei ihm selber.

den selbst die Wesselburner Honoratioren nicht ebenbürtig dünkten, seinen Laufjungen und Schreiber als gleichwertig zu sich setzen sollte. Obendrein war des Dichters Stolz, ein Erbteil beider Eltern, von allem Anfang an, schon in der Kindheit, überaus hoch und darum auch immer so leicht verletzbar. Bereits der Zweijährige sträubte sich, einen Säugling zu wiegen, den die Mutter zur Wartung übernommen hatte, ebenso der Bursch, ein Pferd auf einen Bauernhof zu ziehen. Das setzte schon in der Kindheit Konflikte, innere wie äußere. „Wenn jemand in das elterliche Haus kam, dem Vater eine kleine Arbeit aufzutragen, dann glaubten wir uns nicht dankbar genug bezeigen zu können," worunter am meisten wieder Hebbel litt. Wenn der Vater ihn endlich in einen Beruf einführen wollte, so trieb er immer passive Obstruktion[1]). „Was beim Sohne des Reichen angeborner Adel heißt, das wird bei dem Sohne des Armen Bettlerstolz geschimpft. An dem jungen Goethe wurde das Selbstgefühl so gelobt, ich hatte es auch, wurde aber hart dafür getadelt und oft gezüchtigt, wenn es hervortrat. Das ist der Fluch der Armut, daß alles, was Selbstgefühl verrät, sich nicht mit ihr verträgt, sondern als Hochmut, Anmaßung und Lächerlichkeit erscheint." Und da er sich ein andermal wieder mit Goethe verglich, der sich „in ein angenehmes und ehrenvolles Verhältnis zu Leben und Welt gesetzt", fällt es ihm bitter von den Lippen: „Warum ist das alles bei mir so ganz anders? Ich mögte knirschen, wenn ich mir diese Frage aufrichtig beantworte. Nur deswegen, weil jene verfluchte Schüchternheit, die wegen meiner so niedrigen Geburt, welche mich zwang, jeden Wurstkrämer, von dem mein Vater im Taglohn verdiente, als ein höheres Wesen zu respektieren, meine Jugend verdüsterte, und die sich später von meiner schmachvollen Kopistenstellung sehr gut zu ernähren wußte, in das

[1]) Allerdings spielt da vielleicht noch ein Psychophysisches mit, das auch organisch mitbegründet war. Wenigstens steht in den Notizen zu seiner Biographie auch die Bemerkung: „Abscheu vor physischer Arbeit. Kartoffeln."

Innerste meines Wesens, in meinen Charakter übergegangen ist, so daß ich, ohne feig zu sein, nie den Augenblick zu ergreifen, nie mich geltend zu machen wage und darum beständig unzufrieden mit mir sein muß.“

Hier dünkt mich durchsichtig, daß das, was ihn scheinbar gegen Mohr so aufbrachte, bis in die erste Kindheit zurückgeht und auf seinen überlebensgroßen Stolz, der uns noch vielfach beschäftigen wird. Aber auch noch ein anderes scheint mir in jener Urzeit verankert: das Sekretärideal. Ich vermute, daß der schreibgewandte Junge dem simplen Maurer bisweilen Sekretärdienste leisten mußte, wenn Schriftliches auszufertigen war, so wie er anderseits der Mutter den ständigen Vorleser abgab, was gleichfalls später zum Charakterzug wurde. Und weil vermutlich jene Schreiberdienste die einzige, willkommene Möglichkeit boten, Klaus Friedrich einen Lobspruch abzutrotzen, ja sogar sich noch über ihn zu stellen, darum trug er auch bei dem zweiten Vater, dem Kirchspielvogt, ein solches Verlangen, Schreiber zu werden. Erst als die erhoffte Gleichstellung ausblieb, fand er jenen Posten geradezu schmachvoll. Nur mischte sich da in seine Erbitterung auch noch die alte wider den Vater und schürte den Drang, durch eine ungeheure Leistung dem Chef zu erweisen, wie hoch er eigentlich über ihm stehe.

Noch ein letzter Umstand wirkte da mit, der aus der Künstlerpsychologie bekannt ist. Jedweder Künstler hat einen stark entwickelten Narzißmus, d. h. Verliebtheit in das eigene Ich. Ohne diese käme vermutlich die Ausführung seiner Werke gar nicht zu stande. Nun führt jene starke Selbstverliebtheit notwendig zu einer Selbstüberschätzung. Darum steht der Künstler, wie Otto Rank einmal treffend ausführte, ab ovo feindselig gegen die Welt, weil er vom Hause aus eine Sonderstellung beansprucht, noch ehe er etwas geleistet hat. Er will von vornherein für ein Genie gehalten werden und wird sehr böse, wenn man ihn dafür nicht achten mag. Und dann beginnt er beispielsweise wirklich zu arbeiten und Großes zu leisten. Beim richtigen Künst-

ler steht eine innere Sicherheit fest, lang eh er Bedeutendes produziert hat, und in dieser inneren Sicherheit wird er durch die feindliche Außenwelt stets von neuem verletzt. Die meisten sind verkannt, noch ehe sie etwas geleistet haben. Im Falle Hebbel wird die Sache noch dadurch kompliziert, daß die Verziehung der Mutter seinen Narzißmus schon in frühester Kindheit zu ganz besonderer Ausbildung brachte. Sie bewirkte, daß Hebbel selbst unter den drückendsten äußeren Umständen und noch geringsten Leistungen niemals an seiner künftigen Unsterblichkeit zweifelte, daß er sich endlich durchsetzen werde und durchsetzen müsse. So wohltätig dies auf der einen Seite für den von äußerem Mißgeschick wie von inneren Hemmungen Verfolgten war, so machte es anderseits den Dichter häufig recht unliebenswürdig, ja geradezu ungerecht. Es führte in späterer Ausbildung dazu, daß er den Nebenmenschen, selbst einen kongenialen Poeten, nur dann gelten ließ, wenn der andere ihm vorher Bewunderung gezollt hatte. Und gar nicht selten ging Hebbel so weit, einen vordem Hochgeschätzten direkt zu schmähen, wenn dieser über eines seiner Werke nicht verzückt geschrieben, ja in anderen Fällen, selbst wenn er bloß geschwiegen hatte.

Fassen wir nochmals die Gründe zusammen, die Hebbel aus seiner Heimat verjagten, so ist zu unterscheiden zwischen Motiven, die ihn bewußt zum Fortgehen trieben, und anderen vielleicht noch erklecklich stärkeren, den unbewußten. Zu den ersteren, die er stets wieder vorbrachte, weil sie sich um so viel sauberer präsentierten, zählten angeblicher Wissensdurst und die Unmöglichkeit, als Dichter in Wesselburen zu atmen. Zu den letzteren die Wandlung seines Ideals, so daß er nicht mehr den Ernährer seiner Mutter spielen wollte, sondern lieber den von einer Vertreterin jener Erhaltenen, und endlich der Assoziationswiderwille des Belasteten, der niemals lange bei dem nämlichen Berufe ausharren mag, wovon ich gleich demnächst handeln werde. In späteren Jahren und gerechteren Stunden sah er dies alles selber ein und schrieb z. B. 1852 an Taillandier: „Mein Geburtsort war ein kleiner Marktflecken, den ich, durch Familienverhält-

nisse gefesselt, erst in meinem 22sten Jahre verlassen konnte; ich entwickelte mich daher weit mehr durch mich selbst, als durch Bücher und durch Umgang. Wenig für ein idyllisches Leben gestimmt und dürstend nach der Bekanntschaft mit großen Städten, fühlte ich mich damals sehr unglücklich, obgleich ich mich eigentlich über nichts zu beklagen hatte; jetzt bin ich dem Schicksal für diese Isolierung eher dankbar, da ich es ihr hauptsächlich zuschreiben zu müssen glaube, daß der in mich von der Natur gelegte Keim sich ganz frei von äußeren Einflüssen, die so oft übermächtig werden, in voller Ursprünglichkeit entwickelt hat. Ich machte in jener Zeit die abenteuerlichsten Versuche, mich aus der mich beengenden Lage zu befreien, und wäre gern mit herumziehenden Komödianten, ja wohl gar mit Räubern, wenn sich deren in unserer bergleeren Ebene gefunden hätten, in die weite Welt gezogen, aber jeder Versuch mißlang." So mußte er denn „die sieben längsten Jahre seines Lebens" bei Mohr ausharren, bis endlich eine mütterliche Liebe ihm die Pforte öffnete zur Freiheit und — zum Hungern. Wie er das Vaterwort bewähren wollte: „Der Junge wird noch Komödiant!" so hat er damals, in Wesselburen, und späterhin sein ganzes Leben hindurch noch eine zweite Äußerung seines Erzeugers zur Wahrheit gemacht, er sei zu keiner praktischen Tätigkeit brauchbar[1]).

[1]) Wie mächtig der Vaterkomplex in ihm wirksam war, erweisen noch drei andere Züge. Als er das erstemal mit Uhland gesprochen, findet seine Enttäuschung folgende Worte: „Ich wollte gedrückt, ja erdrückt sein, und eben dies, daß Uhland mich nicht drückte, war mir zuwider." Uhland ist ihm natürlich Vertreter seines Vaters, von dem er — siehe, was ich im zweiten Kapitel ausführte — im Bette „gedrückt, ja erdrückt" werden wollte, selbstredend in der Rolle der Mutter. Über seinen Verkehr mit Oehlenschläger, schreibt er an Elise: „Das tiefste Bedürfnis meiner Natur ist zu verehren und zu bewundern; die Stunden, die ich bei dem herrlichen Alten zubringe, sind voll andächtiger Wollust." Als endlich im Jahre 1861 auf den König von Preußen ein Attentat verübt wird — Könige und Kaiser sind typische Vertreter des

Vaters in der Phantasie wie in Träumen und Märchen —, da weiß er sich gar nicht dareinzufinden: „Mich hat selten etwas mit solchem Ekel erfüllt und ich fürchte die Folgen.“ An den Großherzog von Weimar aber schrieb er sogar: „Das furchtbare Ereignis in Baden hat mir acht Tage lang keine Ruhe gelassen; Erdbeben, Überschwemmungen, feuerspeiende Berge sind in meinen Augen nichts gegen solche Eruptionen des menschlichen Gehirns, und ich gelange nicht eher wieder zum Frieden mit mir selbst, als bis ich sie mir auf irgendeine Weise moralisch auflösen kann.“

IV. Kapitel.

WANDERJAHRE (SEXUALITÄT, CHARAKTER, I. TEIL), BELASTUNG.

I.

Mit dem Verlassen der Heimat begannen für Hebbel die Hungerjahre, genau wie Mohr es vorausgesagt. Allerdings, für das erste Jahr, die Vorbereitung zur Universität, hatte ihm die Schoppe eine genügende Summe nebst mehreren Freitischen zusammengebettelt. Mit letzteren war freilich nicht mehr geleistet, als daß er den ehemaligen BedIententisch jetzt mit Gnadentischen vertauschen durfte, obendrein bei Leuten, die für die Mahlzeiten, welche sie gaben, Danksagung bis zum jüngsten Tage begehrten. Ein jeder solcher Gang, bekannte er später, sei die Hinrichtung seines inneren Menschen gewesen, und es liegt auf der Hand, daß dieses Leben voll steter Demütigung seinen Haß gegen Wohltaten, der ohnehin von seinem Stolz her in ihm lag, noch ganz erklecklich erhöhen mußte. Das Einzige, was ihn aufrecht erhielt, war neben der Freundschaft mit Gravenhorst, die von Tag zu Tag sich traulicher gestaltete, sein Verkehr mit Elise Lensing. Bevor ich auf diesen des näheren eingehe, den bedeutungsvollsten seines ganzen Lebens, seien noch einige andere Punkte vorweggenommen.

Der erste betrifft die erwachende Männlichkeit unseres Dichters. „Hebbels Sinnlichkeit“, berichtet uns Kuh, „entsprach seinem heißen Naturell, der Heftigkeit aller seiner Lebensäußerungen. Und er gehorchte den wilden Impulsen, die durch den rückwirkenden Eindruck seiner leidenschaftlichen Persönlichkeit, welche die Weiber anzulocken pflegt, verstärkt wurden. Schon in Wesselburen hatte er sich in

letzter Zeit mit verlorenen Geschöpfen hin und wieder abgegeben, was diejenigen, die davon erzählen, nicht mit seinen lauteren, ja zaghaften Liebesneigungen reimen können. Diese Verdutzten wissen eben nicht, daß die unschuldigen und die begehrlichen Empfindungen des Jüglings nicht selten wie auf einem Kreuzwege, die eine hierhin, die andere dorthin abschwenken. Den reinen Untergrund seiner Natur aber bezeichnet die Tatsache, daß er als Einundzwanzigjähriger nach seinem ersten Trunke trüben Weines sich tags darauf wohl zehnmal im Spiegel besah, indem er des Gellertschen Verses gedachte: ,Wie blühte jenes Jünglings Jugend', und daß er seinen Freund Franz bei der nächsten Begegnung mit ihm halb bekümmert fragte: Ob er denn nichts bemerke?"

In dieser Schilderung irrt der Biograph nur insofern, als er Hebbels Verhalten dem „reinen Untergrund seiner Natur" ankerbt. Denn mit Reinheit hatten jene Vorwürfe gar nichts zu tun, nur mit der Neurose und dem großen Schuldbewußtsein derselben, das eher auf unreine Gedanken hinweist. Zwang die Sinnlichkeit den Dichter, sich auszuleben, so vergällte sie andererseits jene Lust durch schwere, quälende Selbstvorwürfe. Auch dieser charakteristische Zug stimmt ausgezeichnet zu der schon bekannten Zwangsneurose.

Eine andere, freilich vergeistigte Seite seiner starken Bedürftigkeit bildet die Homosexualität. Man darf, wenn ich von gleichgeschlechtlicher Liebe rede, bei Hebbel wie bei vielen anderen Männern nicht sofort an gröbliche Verirrungen denken, nicht etwa also an Päderastie oder andere körperliche Praktiken. Vielmehr ist scharf zu unterscheiden zwischen homosexueller Neigung und ebensolcher Betätigung. Die letztere, welche sich körperlich äußert, kommt nur den eigentlich Perversen zu. Eine gleichgeschlechtliche Neigung jedoch ist vermutlich sämtlichen Menschen eigen und gibt z. B. ein fast unerschütterliches Fundament für innigste Freundschaften. Bei Hebbel nun war sie zeitlebens in außerordentlichem Maße vorhanden, so daß man direkt behaupten darf, er habe stets neben der Liebe zum Weibe auch eine vergeistigte zu irgend einem Manne haben müssen. Ich

nenne als solche geliebte Männer unter vielen anderen Leopold Alberti und Gravenhorst, Rousseau und Bamberg, Engländer und Kuh, um aus der Fülle einige Spitzen herauszuheben. Die Urbilder seiner bisexuellen Neigung sind offenbar Mutter[1]) und Bruder Johann, während dagegen dem Vatertypus eine Reihe mehr verehrter Männer folgen.

Nur die Neigung zu zwei Jünglingen, Alberti und Rousseau, will ich hier besprechen, weil sie in den Beginn seiner Wanderjahre fällt. Obwohl der Dichter nach seinen eigenen Worten von dem ersteren „so tief gekränkt worden war, wie ein Mensch gekränkt werden kann, so machte er es sich doch sogleich zur heiligen Pflicht, über seine Handlungsweise nur soweit, als die Rechtfertigung seiner selbst es durchaus notwendig machte, zu sprechen, aber allen Nachfragen Stillschweigen entgegenzusetzen". Auch „in dem unwürdig befundenen Freund ehrte er den schönen Irrtum der Vergangenheit". Und Kuh fügt hinzu: „Wer mit Hebbels Reizbarkeit vertraut gewesen, wer jemals selbst unter den Wirkungen derselben gelitten hat, der kann aus jenem Verhalten gegen Alberti genau ermessen, wie innig, wie leidenschaftlich Hebbel an ihm gehangen haben muß." „Ich will es nicht verhehlen," schreibt der Dichter einmal an Elise, „ich denke mit größerer Neigung an Alberti als an sie" (die anderen Freunde). Und selbst als er mit jenem schon gänzlich gebrochen hatte, weil dessen Nichtswürdigkeit klar zu Tage lag, schrieb er ins Tagebuch: „Dennoch — zieht mein Herz mich zu ihm und es ist mir ein seltsam beklemmender Gedanke, daß er heute seinen Weihnachtsabend mit mir in derselben Stadt verlebt."

Durchsichtiger noch wird das homosexuelle Moment, mit einer starken Portion Sadismus versetzt, in einer anderen Freundschaft. „An Rousseaus Verhalten", erzählt uns Kuh, „lernte

[1]) Auch hinter den männlichsten Idealen eines Homosexuellen steckt immer, wie Freud und ich nachwiesen, eine Reihe weiblicher Liebesobjekte — in erster Linie gewöhnlich die Mutter —, deren Eigenschaften später auf den Mann transskribiert werden.

Hebbel zum erstenmal[1]) die unterjochende Macht seiner eigenen Persönlichkeit kennen, das verhängnisvolle Vermögen, sich jeden Blutstropfen eines unter seinem Einflusse stehenden Menschenwesens zinsbar zu machen; aber auch zum erstenmal die zärtliche Hingebung einer ihn wahrhaft verehrenden, selbstlos liebenden Männerseele. Er konnte mit Rousseaus Innerstem schalten und walten, wie es ihm gefiel, und er machte von diesem Können den rücksichtslosesten Gebrauch. Er unterwarf sich den Willen des Freundes vollständig, er verschlang dessen Herz und tat dies alles mit dem Anspruche der reißenden Woge, die von der Verantwortlichkeit nichts weiß, nichts wissen kann. Wenn er zur Besinnung kam, dann schauderte er freilich vor seinem Dämon, aber der Schauder fesselt nicht die Gewalten, deren Produkt er ist, so wenig als der Widerschein des Feuers das Feuer zähmt. In wahrlich nicht geringem Grade hatte Rousseau unter der Reizbarkeit und Empfindlichkeit Hebbels zu leiden, deren sich unser Freund überhaupt häufig in Briefen und auf Tagebuchblättern anklagt."

Sein Verhältnis zu dem Freunde charakterisiert der Dichter in einem Schreiben an Elise: „Du weißt, ich bin so schwer anzufassen wie ein Stechapfel, und ich setze gerade das, was am wertesten ist, am leichtesten aufs Spiel, um den Gedanken, als könnten mich Rücksichten bestimmen, ja nicht aufkommen zu lassen. Seine Geduld und Langmut, die Sorgfalt, die ihn jeden Dorn, statt ihn abzuhauen, mit Baumwolle umwickeln läßt, sind mir zuweilen selbst ein Gegenstand des Erstaunens gewesen; er ist mir von ganzer Seele ergeben, wie noch niemals ein anderer, seine Teilnahme für mich ist unbegrenzt und fast weiblicher Art. Und sein Blut ist heiß, jede Kleinigkeit regt ihn auf." Und ähnlich nach dem Tode Rousseaus: „Uhlands ‚Treuer Kamerad' war sein Lieblingsgedicht; oft zitierte er einige Strophen davon, wenn wir miteinander gingen. Den

[1]) Das ist, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird, keineswegs zutreffend.

Gedanken, daß er mehr an meinem als an seinem Kummer gestorben ist, kann ich nicht los werden. Welch ein Maß von Liebe setzt dies voraus; Liebe, die ein Mann gegen den Mann trug! Und ich habe ihn gequält, mit ihm gerechtet, was mich hätte beseligen sollen, hat mir oft ein widerwärtiges Gefühl einflößen können; unsinnig war ich, daß ich zuweilen mit der Quelle dieser Liebe nicht zufrieden war; es verdroß mich, daß sie mehr aus Achtung vor meinem Geist, als aus Neigung zu mir, dem Menschen, entsprang.“ Weit mehr als selbst der Tod seiner Mutter erschütterte ihn das Sterben des Freundes. Als während dessen Krankheit einmal eine trügerische Hoffnung aufblitzte, schrieb er voll heißer Zärtlichkeit: „Gott sei gelobt, heute erfahre ich, daß Du Dich auf dem Wege der Genesung befindest. Wenn der Himmel mir Dich nur erhält, so will ich ihm die Erfüllung meiner übrigen Wünsche erlassen; ohne Dich wären sie mir ohnehin gleichgültig.“ Der Tod Rousseaus aber schmetterte ihn nieder: „Erst jetzt ist die Welt mir öde. Wenn ich aus meinem Fenster sehe und mir denke: Er kommt nie mehr vorüber, er winkt nie mehr hinein, er öffnet die Tür nicht wieder und fragt mit seiner sanften, innigen Stimme, wie geht es dir? ach, da scheint es mir unmöglich, daß ich fortleben kann. Ich weiß nicht, wohin ich mich vor meinen Gedanken und Erinnerungen flüchten soll; jeder Weg, den ich wandle, zeigt mir sein teures, jetzt in ewiger Nacht versunkenes Bild, denn Arm in Arm mit ihm habe ich ihn unzähligemal gemacht; jedes Buch, das ich ergreife, erinnert mich an auf immer vergangene reiche Stunden. Unleidlicher Schmerz ergreift mich und ich bin erbittert auf mich selbst, daß er zuweilen aussetzt, daß er nicht noch größer und gewaltsamer ist. O, Elise, das war der beste Mensch, den die Erde getragen hat. Ich weiß, ein jeder sagt das im Augenblicke eines solchen Verlustes, aber ich sage nichts, als was ich immer gefühlt habe. Du kennst mich, Du weißt, wie schwer es mit mir zu leben ist. Dritthalb Jahre sind wir Freunde gewesen, zwei Jahre waren wir ununterbrochen zusammen und

niemals, niemals haben wir uns entzweit. An mir lag es nicht, wenn es nicht geschah, aber seine himmlische Sanftmut, seine Kraft, alles, was ihn verletzen mußte, still in sich zu verschließen, seine Großmut, meinem geringen, nichtswürdigen Talent jede Herbheit meines Wesens zu vergeben, ach, alle jene hohen Eigenschaften meines Herzens, die mich ihn jetzt in der Glorie eines Heiligen erblicken lassen, ließen nie einen Zwist aufkommen. Er war mir alles, was ein Mensch in dem höchsten, würdigsten Verhältnis dem andern sein kann; wehe mir, daß ich mir nicht das gleiche Zeugnis geben darf. Ich konnte mich elenderweise nie entschließen, ihn als ganz ebenbürtig zu betrachten[1]; ich mißbrauchte meinen Geist nicht selten und eben dadurch, daß ich ihn zur unrechten Stunde gebrauchte; ich munterte ihn nicht genugsam auf; ich hob immerwährend den Medusenschild der Wahrheit und gedachte nicht, daß ich ihren Anblick in früheren Jahren wohl auch nicht hätte ertragen können. Ich war nicht strenger gegen ihn, als gegen mich, doch ich bin 26 und er war 22. Wenn ich dies alles bedenke, wenn ich mir vorstelle, wie sehr die innere Verzweiflung, die die Brust des Künstlers beklemmt, durch dergleichen in ihm genährt werden mußte, wenn ich mich erinnere, daß mir Gedanken dieser Art auch früher schon gekommen sind, daß ich aber deßungeachtet in meiner Strenge fort fuhr, da, Elise, mögt' ich mich für einen schlechten Kerl halten und mein Gewissen sagt fast ja dazu."

Ich stelle den Fall Rousseau mit Absicht so ausführlich dar, weil er in der Verquickung von Herzensneigung und Sadismus, liebevoller Duldung seitens des Partners und lustvollem Quälen durch unseren Poeten ein ganz bestimmtes, stets wieder abgedrucktes Klischee repräsentiert. Eine jegliche Liebe, die Hebbel ward, und jedwede Freundschaft verlief nach dem nämlichen, kaum eine Abweichung zulassenden Schema, das also offenbar schon in früher Kindheit festgelegt worden. Der Dichter verlangte, wie ich zum Teil

---

[1]) Genau so wenig als Mohr und der Vater es bei ihm getan hatten.

schon oben ausführte, nicht nur ganz ausnahmslos unbedingte, aufgehende Liebe, die jede Konkurrenz von vornherein ausschloß, nicht bloß eine absolute Unterwerfung unter seinen despotischen, oft grausamen Willen [1]), sondern heischte auch unbedenklich materielle Unterstützung, zuweilen sogar bis zur Selbstentblößung des begönnerten Spenders. Wer ihm eine Guttat erweisen wollte, die er ach! so häufig dringendst benötigte, mußte seine Erlaubnis förmlich erbetteln. Zerboni z. B. durfte ihm eine neue, modische Ausstattung und eine prächtige Wohnung anbieten — nachdem er sich vorher auf die Knie geworfen, demütig um Verzeihung gebeten hatte. So sah das Ideal des Dichters aus. Er zahlte am liebsten mit seiner Person, dabei sich gehabend, als hätte nicht er die Wohltat empfangen, sondern eigentlich jener. Das Zartgefühl und die Schonung des Gönners benützte er dazu, um jenen womöglich aus seiner Schenkung noch Vorwürfe zu schmieden. Es sollte sich beileibe nicht die Meinung einnisten, ihm sei Besonderes erwiesen worden.

Ein Beispiel für viele. Mit dem nachmals so berühmten Rudolf Ihering war Hebbel als Student in flüchtige Be-

[1]) Ein bezeichnendes Beispiel von der Italienreise: „Gurlitt hatte unter der Reizbarkeit und den Eigenheiten unseres Dichters viel leiden müssen. Besonders störend wirkte auf dieses Verhältnis der Umstand ein, daß Hebbel, der sich, wie er sagte, ganz hingebe, nun auch von seiner Seite verlangte, jeden anderen Umgang auf das dürftigste zu beschränken. Da Gurlitt dies nicht konnte und wollte, so merkte er alsbald an dem schroffen, abstoßenden Wesen des Freundes, wie sehr sich dieser beeinträchtigt und verletzt fühlte. Oft gingen Wochen in dieser Weise dahin, die Gurlitt kaum erträglich waren und ihn zwangen, eine Erklärung von dem Schmollenden zu begehren. Dann hielt ihm Hebbel leidenschaftlich vor, wie er seine Freundschaft nicht würdige u. dgl. m. Zwar gab er endlich den vorgebrachten Gründen Gehör und fiel dem Angeklagten nicht selten weinend um den Hals. Aber die nächste, ähnliche Veranlassung hatte wieder die nämlichen Folgen. ‚War es gekränkter Stolz oder eine Art Eifersucht?‘ fragt Gurlitt.“ Kuh aber antwortet durchaus zutreffend: „Es war beides, wenn auch die Wurzel anderswo zu suchen ist.“ In einem Briefe an Elise sagt Hebbel selber: „Gurlitt erweist mir zahllose Freundschaftsdienste und empfängt dafür denn auch natürlich durch ein mürrisches, bissiges Wesen von mir den gewöhnlichen Lohn.“

ziehung getreten. Fast zwei Jahre später, erzählt uns Ihering, trat eines schönen Tages „ein Mann bei mir ein, den ich beim ersten Blick nach seiner ganzen äußeren Erscheinung für einen Handwerksburschen hielt, der mich um ein Almosen ansprechen wollte. Die Kleidung und der Hut abgetragen und völlig bestaubt, die Stiefel schmutzig und abgetreten, der starke Knotenstock in der Hand, alles verkündete einen Mann, der eine lange Reise zu Fuß zurückgelegt hatte, aber nicht wie der Student zum Vergnügen, sondern wie der Handwerksbursche, der aus Mangel an Geld zum Gehen gezwungen ist. Der Aufzug Hebbels hatte in der Tat etwas Wildes, Wüstes, und es war nicht bloß das Gefühl der Teilnahme, das mir dieser Anblick einflößte, sondern es mischte sich — ich will mich von dieser Schwäche nicht freisprechen — ein gewisses Gefühl der Beschämung ein, einen solchen Mann als Bekannten bei mir aufnehmen zu sollen. Denn darauf war es abgesehen. Hebbel kam, ohne sich mir vorher angekündigt zu haben, als mein Gast zu mir, und es zeigte sich sehr bald, wie nötig ihm der Zuspruch an meine Gastfreundschaft gewesen war. Er war von allen und jeden Mitteln entblößt und es handelte sich nicht nur um seine Aufnahme bei mir, sondern ich war sogar genötigt, ihm sofort seine Stiefel, die alle ferneren Dienste versagten, neu versohlen zu lassen und ihn mit etwas Reisegeld für seine Weiterreise nach Hamburg zu versehen. Welche Überwindung mag es ihn gekostet haben, ihn, den älteren, gereiften Mann, bei seinem Stolz und Unabhängigkeitsgefühl, einen Studenten, den er stets mit einer gewissen Herablassung und väterlichen Überlegenheit behandelt hatte, in dieser Weise angehen zu müssen! Ich bin meinerseits nicht sicher, daß ich als junger Mensch den Eindruck, den dies erste Begegnen und der Einblick in seine Lage auf mich machte, so zu bemeistern verstanden habe, daß er denselben nicht hätte wahrnehmen können, und ich möchte seinen Manen noch hinterher dafür Abbitte tun. Noch jetzt erinnere ich mich, wie gelegen es mir kam, daß die Reparatur seines einzigen Paares Stiefel ihm das Ausgehen unmöglich machte und mir es ersparte,

mich in Göttingen mit ihm blicken zu lassen; ich hätte die öffentliche Aufmerksamkeit auf mich gezogen. Aber noch einen anderen Eindruck ließ der Besuch Hebbels bei mir zurück. Es war der der entschiedenen geistigen Überlegenheit Hebbels über mich und der Gewaltigkeit, oder soll ich sagen: herrischen Gewaltsamkeit seiner Persönlichkeit. Ohne Zutun von meiner Seite hatte sich das Verhältnis sofort ungefähr so gestaltet, als beehrte der Lehrer den Schüler, ihn auf seinem Zimmer zu besuchen. Hebbel war der Gebende, ich der Empfangende, er erwies mir die Ehre, eine Gefälligkeit von mir entgegenzunehmen, für die allenfalls ich ihm, nicht er mir dankbar zu sein habe, und gab sich nicht einmal die Mühe, auf meine Interessen einzugehen, eine Vermittlung mit mir durch Herabsteigen auf meinen Standpunkt zu suchen oder mir das Gefühl meiner geistigen Unreife oder Inferiorität zu ersparen. Er sprach zu mir, wie der Professor vom Katheder, ohne eine Antwort meinerseits hervorzurufen oder nur möglich zu machen; er dozierte, er dozierte unausgesetzt, und als ich nach einem solchen längeren Vortrag, der, wie ich glaube, das Wesen der Kunst betraf, ihm für den Genuß und die Anregung, die er mir gewährt habe, meine Befriedigung ausdrückte, erwiderte er mir: daß er nicht sowohl meinetwegen geredet, als um sich seine Gedanken klar zu sprechen! Ich hätte ihm bloß als Wand gedient, gegen die er sprach! Ich glaube, diesen Zug nicht verschweigen zu sollen, obschon er das Zartgefühl und die sozialen Umgangsformen Hebbels nicht gerade in ein günstiges Licht setzt, weil er mit einem Schlage die ganze Persönlichkeit zeichnet. Hebbel mein Gast und in bedrückendster Weise auf meine Unterstützung angewiesen, ich hinwiederum mich willig ihm unterordnend und seine Überlegenheit anerkennend — und dann solch ein unerwarteter Hieb ins Gesicht! War es das ihm unbequeme Gefühl der Lage, in der er sich bei mir befand, welches sich hiemit Luft zu machen suchte, der Protest seines Unabhängigkeitssinnes gegen jeden Schein einer mir geschuldeten Rücksicht?.... Später haben unsere Wege uns leider nie wieder

zusammengeführt. Aber selbst jene flüchtigen Berührungen mit ihm sind mir stets als eine Art persönlicher Illustration seiner Schriften erschienen; so vieles darin gemahnte mich an den Mann, wie er mir im Leben entgegengetreten war — absonderlich, eckig, etwas schulmeisterlich, aber eine ursprüngliche, gewaltige Kraft, der ich bereitwillig den Vorzug geistiger und persönlicher Überlegenheit einräumte, ohne mich sympathisch von ihr berührt zu fühlen. Ich hatte das Gefühl, daß es sich schwer mit ihm leben ließe".

Nehmen wir endlich noch dazu, was K u h von der Reizbarkeit und Empfindlichkeit H e b b e l s aus jener Zeit anführt. „Elise wie R e n d t o r f, die kleine Beppi wie R o u s s e a u waren diesen Ausbrüchen seines Ungestüms gleichermaßen ausgesetzt; der unscheinbarste Anlaß vermochte sie hervorzurufen, das harmloseste Mißverständnis ihnen Tür und Tor zu öffnen. Unser Freund betrachtete diese maßlose Empfindlichkeit bald traurig a l s d a s E r g e b n i s s e i n e s f r ü h e r e n L e b e n s, w o f ü r, w i e i n m a n c h e m, d a s g e g e n w ä r t i g e b e z a h l e n m ü s s e, b a l d e n t s c h u l d i g e n d a l s e i n e F o l g e d e r N o t, welche die inneren Fühlfäden nicht abstumpfe, sondern verfeinere, zuweilen aber auch als unentschuldbare Sünde, die jegliche Geißel und nicht die leiseste Schonung verdiene. ‚Es ist nicht wahr,' sagte er einmal, ‚daß ich durch meine grenzenlose Empfindlichkeit ebensoviel oder gar mehr leide als andere; d e r M e n s c h f ü h l t i n s e i n e n F e h l e r n w i e i n s e i n e n T u g e n d e n n u r s e i n W o l l e n u n d s e i n e K r a f t.'"

In den vorstehenden Charakterzügen haben wir so ziemlich alles beisammen, was wir zum Verständnis des Menschen H e b b e l annoch benötigen. Zunächst, daß seine maßlose Reizbar- und Empfindlichkeit außer der späterhin abzuhandelnden Belastung vornehmlich Produkt seines früheren Lebens und der blanken Not war. Wir haben leider kein Zeugnis darüber, wie sich das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn nach dem Hingang des Vaters im engen Familienkreise gestaltete. Doch beschuldigt sich H e b b e l in einem oben zitierten Brief, daß er die Mutter oft hart verletzte und selbst

seine Liebe eine ungestüme Flamme war, die, wenn sie nicht sogleich verstanden wurde, statt zu erwärmen, direkt versehrte. Schon dazumal also gab es „Mißverständnisse" in reichlicher Fülle und, die ihn zuerst so mißverstand und seine Reizbarkeit weckte, war keine andere als seine Mutter. Halten wir jene Briefstelle zusammen mit den Pubertätsdichtungen, die Hebbels Phantasien auf seine Mutter ganz deutlich verraten, dann leuchtet uns ein, wo der tiefste Kern jenes Mißverstehens lag. Die Mutter mochte durchaus nicht begreifen, daß der Sohn, welcher jetzt ihr Erhalter geworden, sie nun auch im Unbewußten begehrte. Darum wurde dieser dann leicht brutal, da er sich so gar nicht verstanden fühlte. Und vollends, wenn Schmalhans Küchenmeister worden und die Not im Hause gespenstisch anklopfte, erwachte die Erinnerung an den Vater erst recht, der in solchen Zeiten seine Frau selbst tätlich mißhandelt hatte. Dann mimte Friedrich selbst den Erzeuger, zumindest in sadistischen Worten jenem Beispiel folgend, wie später bei jedem weiblichen oder männlichen Ersatz der Mutter. Ja, nach dem Vorbilde dieses ihn stets vergötternden Weibes prüfte er immer die Liebe der anderen an ihrer Aufopferungsfähigkeit für ihn und an der Geduld, mit der sie seine Quälereien ertrugen.

Ich habe bereits im früheren Kapitel ausführen können, wie er die Rolle des Ernährers gar bald mit der weit lustvolleren infantilen vertauschte. In der Kindheit hatte sein Ideal gelautet, die Mutter solle wort- und klaglos alles opfern, ja, wenn es not tat, geradezu hungern, damit ihr Friedrich nur satt werden könne. Soweit es ferner der Vater erlaubte, wird schon das Bübchen, welches naturgemäß noch nichts verdiente, wohl aber der verhätschelte Liebling war, die Mutter und den Bruder tyrannisiert haben, ob auch nicht so brutal, wie in späteren Jahren. Was er nun einst infantil genossen, ward Vorbild für sein ganzes Leben: das sadistische Quälen jedes Geliebten, zumindest in Worten[1]), und sein Verlangen

[1]) Meine ärztliche Erfahrung hat mich gelehrt, daß in Fällen von Sadismus niemals der erbliche Faktor zu missen ist. Bei Hebbel dürfte

nach steten Opfern bis zur Selbstentäußerung. Nur wer diese Feuerprobe bestand, sich ohne Murren peinigen ließ, zu Opfern sich drängte und trotzdem in allem unterordnete, konnte ihm Freund oder Geliebte werden. Kam vollends dazu, wie bei Christine, daß er von der Geliebten erhalten wurde, wie einst von der Mutter, dann war sein Kindheitsideal erfüllt und er restlos glücklich. Schon das bloße Quälenkönnen jedoch war mit hoher sadistischer Lust verknüpft: „Es ist nicht wahr, daß ich unter meiner grenzenlosen Empfindlichkeit ebenso leide wie andere Menschen. Ich fühle dabei nur mein Wollen und meine Kraft.“ Bei der Besprechung des Holofernes werden wir erfahren, daß dieses enorme Kraftgefühl die Grundlage seines Sadismus war.

Wie sehr ihn der Mutterkomplex beherrschte, erhellt aus einer Reihe von Einzelzügen. So schreibt er z. B. aus seinen ersten Tagen in Wien: „Ich gerate in Verzweiflung, wenn ich niemanden finde, der mir hilft, mich ein wenig einzurichten. Es gibt kein sichereres Mittel, sich meine Freundschaft zu erwerben, als mir beizustehen, wenn es sich darum handelt, einen Hut, ein Paar Schuhe oder dgl. zu kaufen.“ Er brauchte immer eine Person, die für ihn sorgte, und hatte geradezu eine Scheu, selbständig zu werden und sich durch eigene Arbeit zu ernähren. Bezeichnenderweise war auch Bruder Johann vom nämlichen Schlage und wollte zeitlebens von unserem Poeten erhalten werden. Zu diesem Zwecke scheute er selbst vor kleinen Unredlichkeiten nicht zurück und heuchelte Krankheiten, die er niemals hatte, einmal sogar die Wassersucht. Der Dichter, welcher sich gegen ihn manches vorzuwerfen hatte, mußte schließlich Elise geradezu auffordern, die Briefe des Bruders von vornherein zurückzuschicken. „Helfen können wir ihm nicht, auch braucht er keine Hilfe, wenn er arbeiten will; eine Antwort, die ihm kein Geld bringt, tritt er aber mit Füßen, denn ihm liegt

---

er vom Vater überkommen sein, in weiterer Linie vielleicht noch von jener netten Verwandtschaft, die wegen einer blauen Schürze in wütendsten Erbschaftshader geriet.

nicht daran, etwas von mir zu hören, er will etwas von mir haben. Johann ist ein Lump!" Wie sehr ihm dieser da freilich glich, just in dem Punkte des Erhaltenwerdenwollens, machte sich Hebbel sicher nicht bewußt. Er rächte am Bruder, den er besser als irgend ein anderer durchschaute, nur das Verlangen des eigenen Herzens. Selber machte er sich niemals Skrupel, sogar von oberflächlichen Freunden Geld anzunehmen, ja direkt zu fordern, wie wir ja von Rudolf Ihering vernahmen. Und als er Gurlitt später die Rückzahlung einer alten Schuld anbot, ein Vorschlag, den jener von dem jetzt reich verehelichten Freunde mit der Wendung annahm, „wenn es ihn nicht zu große Opfer koste", da fühlte Hebbel sich durch das „hastige Zugreifen" beinahe verletzt. Nach mehr denn vier Monaten antwortete er mit versteckten Vorwurf, er hätte keine Opfer gescheut, um den Freund zu befriedigen, habe sogar bloß aus diesem Grunde eine sehr nachteilige Verbindung wieder aufgenommen, sehe sich aber durch einen unerwarteten Schicksalsschlag um den Preis seiner Anstrengungen betrogen, weshalb sich jener bis zum Verkaufe eines anderen Manuskripts getrösten müsse. Wie man sieht, war der Eifer, sich alter Schuldpflichten zu entledigen, kein allzu heißer. Der andere sollte vielmehr sich stets mit der Ehre begnügen, Hebbel in der Not gepumpt zu haben.

Ganz wütend aber wurde der Dichter, wenn jemand ihn gar an eine alte Dankespflicht mahnte. Das hatte die Mutter niemals getan und wehe dem Unseligen, der ihm also kam! Verstand es doch Hebbel ganz ausgezeichnet, solche Verpflichtungen spurlos zu vergessen, ja empfangene Wohltaten, die er womöglich noch selbst provoziert hatte, in — erlittene Kränkungen umzudichten. So beispielsweise beim Kirchspielvogt Mohr, dem er später vorwarf, er habe sich zwischen ihn und die blanke, „kräftigende" Not gestellt, bei Amalie Schoppe, die er noch anklagte, wenn sie ihm etwas Gutes mit auf den Weg gab, beim Hofmarschall von Levetzau, Christian VII. und Elise Lensing. Wenn der Hofmarschall gegen den ganz Unbekannten und noch Unberühmten „äußerst

höflich ist“ und sich erbötig macht, ihn dem Könige vorzustellen, quittiert unser Hebbel: „Ich brauche das nicht hoch anzuschlagen. Am Ende ist es eine amtliche Pflicht, die er gegen jeden anständigen Fremden, der ihn darum ersucht, erfüllen muß!“ Die Geliebte, die ihm rät, den Dänenkönig um eine Staatspension zu bitten, erhält zur Antwort: „Man kann sie annehmen, aber sie nachsuchen? Nein, Elise, das kann kein Ehrenmann!“ Doch der nämliche Ehrenmann ersucht bald darauf um Verlängerung des Stipendiums für ein drittes Jahr und, als ihm statt dessen bloß Geld für die Heimreise angewiesen wird, ist er derart „empört, daß er anfangs glaubt, er könne und müsse das Almosen zurückweisen“. Das läßt er dann freilich aus guten Gründen bleiben, kann sich aber gleichwohl zu sagen nicht entbrechen: „Entschieden bin ich behandelt, wie ich nicht behandelt zu werden verdiene.“ Geradezu empörend ist endlich sein Verhalten wider die Geliebte. Ich will da vorläufig nur einen kleinen, doch hochbezeichnenden Zug hervorheben. Aus Dänemarks Hauptstadt jammert er Elisen so lange vor, er könne mit seinen lumpigen vier Hemden nicht das Auslangen finden, bis diese trotz ihrer schmächtigen Kasse ihm Wäsche kauft und sendet. Der Dank hiefür ließ nicht lange auf sich warten: „Es ist mir nicht angenehm, daß Du, ohne Deine Lage zu berücksichtigen, ohne die mit dem Verschicken von Sachen verbundenen großen Kosten zu bedenken, immer alles, was bei mir nach einem Wunsche auch nur aussieht, zu erfüllen suchst. Das muß und wird mich dazu bringen, mich des einzigen Trostes im Leid zu berauben und meine Klagen für mich zu behalten. Diese Hemden mit Zoll- und Portokosten werden ja noch einmal so teuer, als wenn ich sie hier gekauft hätte. Ist es Dir denn gar nicht möglich, Maß zu halten und zu begreifen, daß Liebeszeichen dieser Art mir nur weh tun, nur peinliche Gefühle in mir erregen können?“ Natürlich hatte er den einfachsten Weg, sich aus eigener Tasche Hemden zu kaufen, nicht gehen mögen, sondern der Geliebten wiederholt jenes Opfer so nahe gelegt, daß sie es schließlich bringen zu müssen glaubte. Dann aber kam er mit verletzendem Tadel und

bitteren Vorwürfen. Da muß man wohl sagen, es gibt kaum eine — bequemere Art, sich des Dankes zu entschlagen!

Wie sehr er in diesem Punkte angreifbar war, fühlte keiner besser als Hebbel selber. So verteidigt er sich einmal im Tagebuch: „Ob ich wohl eigentlich undankbar bin, d. h. undankbarer, als der Mensch es ist und sein muß? Ich bin es in bezug auf materielle Dinge, denn ich habe zuviel Stolz, um diesen in meiner Erinnerung so viel einzuräumen, als ich vielleicht müßte. Ich bin es nicht, wenn es sich um empfangene geistige Wohlthaten handelt, um Liebe und Freundschaft oder um geistige Eindrücke. So hat z. B. Uhland sich doch gewiß verletzend gegen mich benommen, aber meine Gefühle für ihn haben keine Veränderung erlitten." Man sieht, wie geschickt der Dichter zu unterscheiden weiß zwischen dem, was greifbar geboten wird und wofür sich Erkenntlichkeit ansprechen läßt — „ein Wohltäter hat immer etwas von einem Gläubiger", schrieb er ins Tagebuch — und jenen unfaßbaren Imponderabilien, die eine Dankforderung einfach ausschließen. Dabei unterläuft ihm, daß er Uhland ein verletzendes Benehmen unterschiebt, während dieser in Wahrheit ein hohes Entgegenkommen bewies. Wie wenig vollends Hebbel für Liebe und Freundschaft dankbar, mindestens in landläufigem Sinne, wird in dem Kapitel „Elise Lensing" und vielfach später noch durchsichtig werden.

Sehr früh schon vertraute er dem Tagebuch: „Die Dankbarkeit soll eine der schwersten Tugenden sein. Eine noch schwerere mögte sein, die Ansprüche auf Dank nicht zu übertreiben." Und beinahe mit denselben Worten ein Jahr darauf: „Schwerer, als dankbar zu sein, ist es, die Ansprüche auf Dank nicht zu übertreiben." Doch der nämliche Hebbel, welcher den Intimsten Undankbarkeit vorwarf, wenn sie sich seiner jahrelangen Tyrannis endlich entzogen, schrieb sich schon 1840 folgendes auf den Leib: „Dank und Undank gehören zu denen, in der moralischen Welt jeden Augenblick hervortretenden Ereignissen, worüber sich die Menschen untereinander niemals beruhigen können. Ich pflege einen Unterschied zu machen zwischen Nicht-Dankbarkeit, Undank und

Widerwillen gegen den Dank. Jene erste ist dem Menschen angeboren, ja anerschaffen: denn sie entspringt aus einer glücklichen, leichtsinnigen Vergessenheit des Widerwärtigen wie des Erfreulichen, wodurch ganz allein die Fortsetzung des Lebens möglich wird. Der Mensch bedarf so unendlich vieler äußeren Vor- und Mitwirkungen zu einem leidlichen Dasein, daß, wenn er der Sonne und der Erde, Gott und der Natur, Verwandten und Eltern, Freunden und Gesellen immer den gebührenden Dank abtragen wollte, ihm weder Zeit noch Gefühl übrig bliebe, um neue Wohltaten zu empfangen und zu genießen. Läßt nun freilich der natürliche Mensch jenen Leichtsinn in und über sich walten, so nimmt eine kalte Gleichgültigkeit immer mehr überhand und man sieht den Wohltäter zuletzt als einen Fremden an, zu dessen Schaden man allenfalls, wenn es uns nützlich wäre, auch etwas unternehmen dürfte. Dies allein kann eigentlich Undank genannt werden, der aus der Roheit entspringt, worin die ungebildete Natur sich am Ende notwendig verlieren muß. Widerwillen gegen das Danken jedoch, Erwiderung einer Wohltat durch unmutiges und verdrießliches Wesen ist sehr selten und kommt nur bei vorzüglichen Menschen vor, solchen, die mit großen Anlagen und dem Vorgefühl derselben in einem niederen Stande oder in einer hilflosen Lage geboren, sich von Jugend auf Schritt vor Schritt durchdrängen und von allen Orten her Hilfe und Beistand annehmen müssen, die ihnen dann manchmal durch Plumpheit der Wohltäter vergällt und widerwärtig werden, indem das, was sie empfangen, irdisch, und das, was sie dagegen leisten, höherer Art ist, so daß eine eigentliche Kompensation nicht gedacht werden kann.“ Man durchschaut das geschickte Räsonnement: Erstens schulde ich meinen Wohltätern so wenig Dank als Sonne und Erde, Gott und Natur, Verwandten und Eltern, zum zweiten jedoch bezahle ich als ein Vorzugsmensch mit einer weit höheren Gegenleistung, der Entwicklung nämlich meines eigenen Ichs, kann also des kommunen Dankes mich dreist entschlagen. Ein Räsonnement, das ebenso bequem als — gewöhnlich ist und in praxi auf das Recht zum Undank hinausläuft. Wenn Heb-

bel eine Wohltat je anerkannte, geschah es gewiß aus Empörung über — einen anderen Wohltäter, der sich auf des Dichters Verpflichtung berief. Daß er einem Menschen Dank schuldig sei, erfährt man erst dann, wenn er dafür einen anderen zu beschimpfen vermag.

Um dies Verhalten ganz zu verstehen, muß man tief zurückgreifen bis auf das mächtige Selbstbewußtsein von Hebbels dithmarsischen Bauernvorfahren; des weiteren auf den Stolz der Eltern und die trüben Erfahrungen der ersten Kindheit, da Schuster und Schneider respektiert werden mußten, weil sie dem Vater gelegentlich einen Auftrag zukommen ließen; und endlich noch auf das mindestens undelikate Benehmen der allermeisten Hamburger Wohltäter. Am mächtigsten aber wirkte der Umstand, daß Hebbel der Liebling der Mutter war und jede Guttat als einen ihm gebührenden Vorzug ansah. Dafür noch zu danken, erschien ihm nicht bloß ganz überflüssig, sondern direkt zweckwidrig. Wenn er aus verborgenen sexuellen Motiven auf die Mutter erbost war, dann sollte sie um Himmelswillen nicht wähnen, er sei ihr für das Selbstverständliche, den Bettel von Gunst, den ihre Armut ihm zuwenden konnte, auch noch verpflichtet. Ja, ihn reizte geradezu, sie fühlen zu lassen, wie wenig sie eigentlich seinen Ansprüchen zu genügen vermöge, um sie derart zu neuer und erhöhter Liebe anzuspornen. Daher dann „sein dämonischer Hang, die ihm ergebenen Menschen zu verletzen“, und je näher sie ihm standen, desto mehr.

Verstärkung bekam dies Psychische aus erotischen Quellen, durch die Lust am Quälen, den sadistischen Einschlag, der ihm von Vaters Seite im Blute lag. Ich will hier eine Schilderung Kuhs hersetzen, die zwar einer späteren Zeit entstammt, doch Hebbels Sadismus am besten beleuchtet und auch den Urgrund desselben aufdeckt: „Solche Überfälle unternahm er mitunter aus bloßer Lust an den Wirkungen seines Dämons. Es war dies sozusagen der Humor seiner Heftigkeit. In gewissen Stunden, von einem Kraftgefühl geschwellt, unter dem er ebenso litt, als Befriedigung empfand, ja das mit dem Wehgefühl oft

genug Zeichen und Laute tauschte, schien es ihm eine Art schmerzhaften Vergnügens zu bereiten, anderen etwas von seinem persönlichen Schauer einzuflößen, in unvermuteten Angriffen ein fremdes Gemüt zu betäuben und zu überwältigen. Es gewährte ihm dann und wann Wollust, das Weiche und Fügsame in anderen zu beschämen oder einzuschüchtern, sie zu verzärtelten Geschöpfen herabzudrücken und sich in ihrer Vorstellung als den harten, den steinernen Mann zu spiegeln, der er nicht war. So gefiel er sich darin, die Audienzen bei Iwan dem Schrecklichen zu schildern, auszumalen, wie Hohe und Geringe vor ihm zitterten und bebten und wie er einmal einem Gesandten die Eisenspitze des Stockes, auf den er sich stützte, in den Fuß trieb und mit dem solcherweise vor ihm Angenagelten und Erbleichenden unbefangen weiter sprach. So betonte Hebbel einst die Notwendigkeit der Vivisektion, welche die Sentimentalität des modernen Staates der Naturwissenschaft noch immer vorenthalte, wodurch diese also gezwungen werde, vor dem wichtigsten Experiment haltzumachen, anstatt daß die zum Tode verurteilten Verbrecher ihr ausgeliefert würden. Er wiegte sich in meinem Abscheu, den mein Gesicht und meine Rede ausdrückte, und brach erst dann das Thema ab, als seine Frau ein starkes Wort der Abweisung sprach. Nun veränderte sich sein Gesicht, welches seine eigene Maske gewesen, er lächelte, beinahe beschämt, wie wenn jemand aus dem Zustand halber Trunkenheit wachgerüttelt wird. Im engsten Zusammenhange mit dieser Grausamkeit stand sein diabolisches Behagen an dem hervorgebrachten Entsetzen, wenn er Kriminalgeschichten erzählte; und er erzählte sie mit dramatischer Meisterschaft. Die Beweggründe eines ausgezeichneten Verbrechers zu entwickeln, die gräßliche Tat in den vielen Facetten der Ruchlosigkeit spielen zu lassen, die psychologischen Farben des Geschehnisses von neuem zu mischen und aufzutragen, wobei er die Lokalität, die Jahres- und Tageszeit mit der großartigen Nachlässigkeit und Eindringlichkeit der alten hollän-

dischen Künstler bildlich machte, dies alles gelang ihm auf geradezu bewunderungswürdige Art. Ich erinnere mich namentlich seiner Reproduktion des Prozesses jenes ungeheuerlichen Mörders, eines Haarkräuslers in Braunschweig, der sich nach Hinschlachtung seines Opfers, einer jungen Frau, damit die ,Langweile' kürzte, daß er die Tote, weil er nicht sofort aus ihrem Zimmer hinaus konnte, in den Lehnstuhl setzte und kunstgemäß frisierte. ,Ja, Kuh,' sagte Hebbel, den willenskräftigen Unterkiefer dabei bewegend, ,ja, der gelangweilte Mann operierte so gemächlich mit den langen Strähnen, als ob nichts Erhebliches vorgegangen wäre.' Ich sah Hebbel auf die Hand, so sehr berückte mich seine Geste. Einer solchen Schaustellung des Furchtbaren folgte jedoch bei ihm jedesmal der ernste Epilog, welcher einen erstaunlichen Reichtum an Parallelen, Gesichtspunkten und Analogien entfaltete und die Vorliebe des Denkers und Dichters für Kriminalgeschichten erst erklärte. Seine individuelle Heftigkeit und sein psychologisches Interesse an den Nachtseiten der Menschennatur taten sich mit seinem dichterischen Anteil an der plastischen Gestaltung des Bösen zusammen und fesselten ihn darum an die besonders ausgeprägten Beispiele desselben, welche uns die Chronik der Strafjustiz aufbewahrt hat. Den alten wie den neuen Pitaval hatte er ebenso gelehrig als gierig in sich aufgenommen, und sobald ein neuer Band dieses Sammelwerkes erschien, verabsäumte Glaser nie, ihm denselben zu bringen. Anselm von Feuerbachs merkwürdige Kriminalgerichtsfälle nannte er eines der belangreichsten Bücher unserer Literatur, und den großen Kriminalisten wegen seines psychologischen Blickes einen Shakespeare verwandten Geist."

Nach dieser glänzenden Analyse ist nicht mehr zu zweifeln, daß Hebbel ein arger Wort- und noch mehr Phantasiesadist war. „Es steckt etwas von meinem Hagen in mir. Man schafft keinen solchen Charakter, wenn nicht etwas davon im eigenen Blute liegt," bemerkt er einmal zu Eduard Kulke. Nicht umsonst wiegte er sich voll Lust in der Vorstellung, an lebenden Menschen zu experimentieren. Daß

das alles freilich nur Phantasie und Leben in unbewußten Wünschen war, erhellt aus der plötzlichen Veränderung seiner Züge, sobald Christine, der dieser Zustand offenbar geläufig, mit scharf abweisender Rede dazwischenfuhr. Auch, was ihn seinerzeit in der Kirchspielvogtei neben anderem festhielt, die Lust am polizeilichen Inquirieren und Strafen, wird nunmehr ins richtige Licht gesetzt. Unter jenen ganz wenigen Problemen, die Hebbel zeitlebens reizten und beschäftigten, spielte just das interessante Verbrechen eine Hauptrolle. Daß er in jeglichem Einzelfall so gut verstand, die psychologischen Fäden auseinanderzulegen, beweist, daß er im Spiele der Einbildung ein universeller Verbrecher war, dem nichts Unmenschliches oder Allzumenschliches fremd gewesen. Es bot „eine Art schmerzhaften Vergnügens" und gewährte ihm Wollust, den anderen zu quälen. Und auch den tiefsten, organischen Ursprung dieser seltsamen perversen Lust hat Emil Kuh ganz richtig erfaßt. Das mächtige Kraftgefühl, welches ihn häufig so grimmig schwellte, wie seinen Holofernes, und unter welchem er ebenso litt, als Befriedigung empfand, das ist im Kern die Zurückführung des sadistischen Komplexes auf die konstitutionell gesteigerte Muskelerotik, die, wie wir jetzt wissen, neben der erhöhten Hauterotik[1]) eine der wichtigsten Quellen jener Perversion ist.

Eine andere Wurzel, auf welche ich die Aufmerksamkeit lenken möchte, ist der Kastrationskomplex. Wir wissen, daß zumal in den niederen Schichten des Volkes die Drohung mit dem „Abschneiden", scilicet membri, oft wegen der allerkleinsten Vergehen, gang und gäbe ist, von den Eltern geübt wird wie von der Umgebung. Bei empfänglichen Knaben wirken solche Drohungen außerordentlich nach und führen

[1]) Für diese führe ich nebst dem im 1. Kapitel Erwähnten noch folgendes an: Das Betasten der Särge gewährte ihm als Jungen „ein schauerliches Vergnügen". Im Vatikan aber fühlt er sich gedrängt, den Apoll und die Laokoon-Gruppe nicht bloß zu besehen, sondern auch zu — befühlen. „So kindisch das letztere ist, ich habe es zum Zeichen der geistigen Besitzergreifung getan und zur Strafe will ich es beichten." Endlich noch den Ausspruch des Tagebuches: „Wer das Jucken ein Übel nennt, der denkt gewiß nicht ans Kratzen."

zu einer steten Kastrationsangst, daneben aber auch zur Kastrationslust, besonders wenn man jene Strafe bei anderen Leuten, den Feinden etwa, anwenden möchte. Ferner ist zu beachten, daß die Entmannung nicht bloß am Membrum vollzogen werden kann, sondern auch an einem symbolischen Ersatz desselben, wie etwa an Fuß oder Hand, Auge oder Kopf. Alles Schneiden und Blutvergießen, an welchem Körperteil immer, erscheint dann als symbolische Kastration.

Man wird jetzt in Hebbels Leben und Dichten eine ganze Reihe von Zügen begreifen. So seine grausige Lust, wenn Meisterin Ohl dem kleinen Jungen die Nägel stutzt, seine Berserkerwut, als der Freund die Geliebte (Emilie Voß) blutig prügelt, die Entrüstung des Erwachsenen über die Antivivisektionisten und seine Lust am Aufschneiden des Bauches im „Diamant". Judith, die Holofernes zur Strafe für ihre Schändung den Kopf abschlägt, begeht da ebenso sinnbildliche Entmannung wie Golo mit seiner sühnenden Selbstblendung. Der Dichter schildert mit grimmer Lust, wie Iwan der Schreckliche den Fuß des Gesandten mit einer eisernen Spitze durchbohrt, weil er da symbolische Kastration vollzieht, gleich Hebbel selber, der das Buch eines literarischen Gegners an die Zimmerwand nagelt. Knaben, die früh Gelegenheit hatten, Umarmungen ihrer Eltern zu belauschen, merken da auch, wie die Männlichkeit des Vaters in der mütterlichen Scheide verschwindet, von dieser also förmlich kastriert wird. Stellen sich dann die niemals fehlenden Entmannungswünsche auf den begünstigten Vater ein, so wird man begreifen, daß z. B. Hebbel von dem unsichtbar machenden Ringe, i. e. der Vulva seiner Mutter, nicht loskommen kann, oder einer Abart desselben, der Tarnkappe unserer nordischen Sage, d. h. vermutlich dem Präputium, welches das Glied bis zum Verschwinden einhüllt. Auch das kindliche Grübeln über das Nichts gehört hieher. Nach dem Verlust des kostbaren Gliedes bleibt eben ein Nichts zurück, das dem weiblichen Genitale von Haus aus zukommt. Endlich wäre noch die sadistische Koitustheorie heranzuziehen. Kinder, die den Verkehr der Eltern belauschen und dabei ein

Stöhnen und Keuchen vernehmen, vielleicht auch hinterdrein Blutspuren im Bettleintuch entdecken, legen dies alles als Rauferei des Vaters mit der Mutter aus, bei der sie jener sogar verletzte. Auch dies wirkt bei der Wut des jugendlichen Hebbel mit, da er Emilie Voß, eine Vertreterin der Mutter, von dem Freunde blutig geschlagen sieht.

II.

Ein Begriff ward bisher schon so oft genannt, daß es hoch an der Zeit ist, ihm näher zu treten: ich meine die Belastung. In einer Abhandlung „Belastung und Entartung"[1]) beschrieb ich die Stigmata jener Grenzfälle, die, ohne eine Geisteskrankheit aufzuweisen, sich doch schon so weit vom Normalen abheben, daß sie auch dem Laien als krankhaft imponieren. Man nennt sie gewöhnlich nach französischem Muster Degenerierte oder Entartete, während sie besser Belastete hießen. Auch Hebbel war sicher, zumindest von Vater und Mutter her, ein solcher Belasteter. Von den entscheidenden Stigmen der Belastung fehlt auch nicht eines. Verhältnismäßig wenig tritt die angeborene Verstimmung zu Tage. Immerhin schreibt der Dichter an Charlotte Rousseau noch 1841: „Ich komme schon wieder in meinen melancholischen Ton hinein, den ich so gern vermeiden mögte. Aber Briefe sind nun einmal Schattenrisse der Seele und die meinigen sind Schatten von Schatten. Ich bin im Leben gar nicht ein so mißgestimmtes Instrument und gebe oft genug einen lustigen oder mutwilligen Ton. Aber dem Papiere gegenüber werde ich selbst in meinen besten Stunden sogleich ein anderer und meine Gedanken nehmen die Farbe meiner Dinte an. Dies kommt daher, weil ich, statt mich in die Welt zu verbreiten, immer in mein Inneres hinabsteige." „Ich fühle mich selten berechtigt, einen Brief zu schreiben! Denn, wenn man die schöne Pflicht des Schreibens in trüben Stimmungen erfüllt, so begeht man nach meiner Ansicht eine größere Rücksichtslosigkeit, als wenn

---

[1]) Bei Eduard Demme, 1910.

man sie versäumt.“ Ein Jahr darauf nach dem Zusammentreffen mit Oehlenschläger: „Ich brauche dergleichen Berührungen, um mich vom hypochondrisch-menschenfeindlichen Wesen, das ich teils aus mir selbst gesponnen, teils aus dem Umgang mit einem Freund in mich aufgenommen habe, wieder herzustellen.“ Und wiederum ein Jährlein später, da Charlotte Rousseau „seinen Gebilden einen weniger schwarzen Hintergrund wünscht“, rechtfertigt sich Hebbel, dies Finstere sei das Fundament jeder tragischen, ja dramatischen Kunst. „Das Leben ist eine furchtbare Notwendigkeit, die auf Treu und Glauben angenommen werden muß, die aber keiner begreift, und die tragische Kunst ist der leuchtende Blitz des menschlichen Bewußtseins, der aber freilich nichts erhellen kann, was er nicht zugleich verzehrte.“ Erst im Juni 1844 hat er „die Ehrlichkeit einzugestehen, daß Charlottens Vorwurf ein gerechter war. Diese Ehrlichkeit würde mir vielleicht auch jetzt noch fehlen, wenn sie mir noch soviel kostete wie damals; aber ich trenne mich mehr und mehr von meiner allerdings finsteren Vergangenheit los, ich überzeuge mich mehr und mehr von dem hohen und einzigen Wert des Lebens und von der Kraft des Menschen, seine Befriedigung darin zu finden. Ich will nicht prahlen, ich will noch weniger die Färbung eines Moments für die des ganzen Lebens geben und ich will also gleich hinzufügen, daß meine größere Ruhe nicht daher rührt, weil ich nun die fürchterlichen Rätsel, die das Dasein aufgibt, besser zu lösen weiß wie früher, sondern nur daher, weil ich jetzt besser verstehe, sie mir aus dem Sinn zu schlagen.“ . Man könnte nun glauben, daß seine Hypochondrie, die ihm mehr als einmal Gedanken an Selbstmord nahelegte, eine Folge der vielen Widerwärtigkeiten in der ersten Hälfte seines Lebens war vor der Eheschließung. Doch ist dies nur zum Teile richtig, wenn auch natürlich nicht zu bezweifeln, daß Hebbels pekuniäre Unsicherheit seine ohnedies aus organischen Bedingungen fließende Verstimmung noch wesentlich erhöhen mußte. Allein sogar in den Tagen des Glücks, da sämtliche Kindheitsideale selige Wirklichkeit geworden, bricht der

trübe Grundton gleichwohl noch hervor. Schreibt er doch selbst nach dem großen Erfolg der „Nibelungen“, also auf dem Gipfel seines Könnens und Glücks, an seinen Freund Dingelstedt: „Du würdest, wenn wir näher zusammenrückten, in mir viel mehr Melancholie und Apathie entdecken, als Du erwartest, aber das sind Eigenschaften, die niemand schaden, als dem, der sie hat, zumal wenn er sich kein Mitleid oder gar Wartung und Pflege verlangt, sondern sich, wie eine traurige Bestie, in die finsterste Höhle zurückzieht und dort des letzten Besuches harrt.“ Am häufigsten aber äußert sich die angeborene „Melancholie“ in mehr oder weniger zwecklosen Reisen.

Die Reisewut ist als Teilerscheinung des steten Assoziationswiderwillens, d. h. der Unlust, sein Ich für die Dauer mit irgend etwas zu verknüpfen, ein zweites und von mir aufgedecktes Stigma. Der Belastete, welcher sein Ich im Innersten peinlich empfindet, sucht sich selbst zu entfliehen[1]) durch eine stete Ortsveränderung. Das ist just bei Hebbel sehr schön zu verfolgen. Kaum ist er von Heidelberg nach München übersiedelt, schreibt er an Elise: „Leben ist Reisen, sagt der Christ. Mit größerem Rechte sagt man: Reisen ist Leben. Unermeßlich ist's, was diese Reise mir genützt hat. Der Baum muß nie umgepflanzt, der Mensch nie eingepflanzt werden. Das braust und schäumt durch alle Adern, wenn man mit jedem neuen Tag eine neue Welt um sich sieht; eine schönere ist gar nicht einmal nötig, schöner ist alles, was nur anders ist. Jene Hypochondrie, jene Unzufriedenheit mit mir selbst ist gänzlich verschwunden, soweit sie nämlich verschwinden kann, ohne daß man selbst mit verschwindet.“ Und vier Jahre später, indem er den Grund dieser Wanderlust darlegt: „Könnt' ich doch reisen, von einem halben Jahr zum andern mit dem Ort wechseln! Das Ausharren auf einem Fleck ist für mich der Tod. All die bekannten Dinge drängen sich

[1]) In einem Briefe an Elise spricht er von „all dem Unsteten, Beweglichen, Chamäleonartigen, was sein Inneres zu einem bald weißen, bald finsteren Nebelknäuel macht, den er selbst nicht zu entwirren wüßte“.

um mich zusammen und drücken mir die Brust ein.... Wenn ich gedeihen soll, so muß ich weg. Die Welt ist ohnehin ein Gefängnis, nur Menschen ohne Kraft und Kern zimmern sich in dem großen Kerker einen kleineren zurecht, den sie ihren Besitz nennen.“ Das Reisen sei „eine notwendige Bedingung seiner Existenz“. In Paris entzückt ihn vor allem „die gewaltige Springflut“ des Lebens. „Mir ist das Anschauen des Massenhaften und Gewaltigen, vor allem aber eines Lebensstromes, dessen Wellen man nicht zählen, geschweige mit Merkzeichen versehen und wieder erkennen kann, Bedürfnis.“ Und Kuh ergänzt: „Die hohe Woge und das unübersehbare Wellenspiel dieser Stadt trug ihn als die allein angemessene Schaukel seiner Daseinsform. Wo in anderen die Behaglichkeit erlischt und das Existenzgefühl unsicher wird, dort erst ward ihm in der Seele wohl, dort gelangte er wieder zum vollen Gebrauch seiner Kräfte, ja zur nachträglichen Rechtfertigung wie Stillung jener unbestimmten Sehnsucht, die nicht nach irgend einem was immer für Namen habenden Genuß ausgriff, sondern nur den breiten Strom des Lebens begehrte mit entfernt hinausgerückten Ufergrenzen.“ Das heißt unverkennbar, nur dort, wo er nirgends festzuhaken brauchte, das Leben der Großstadt ihm täglich neue Beziehungen bot, dort einzig vermochte er sich wohl zu fühlen, da jeder peinlichen Dauerverknüpfung auszuweichen war. „Die eigentliche Frucht meiner Reise ist,“ schrieb er kurz vor seiner Eheschließung, „daß ich nicht mehr leben kann, wenn ich nicht reise.“ Gelingt mir dies nicht, „dann werde ich mich auch immer unglücklich fühlen“. Stets, wenn er sein Ich unleidlich empfand — und das war bis in die spätesten Jahre zeitweise der Fall — gab es nur eine Rettung für ihn: fortreisen zu können. So schon alljährlich, wenn mit dem Eintritt der warmen Jahreszeit die Produktionskraft erlosch. Da erfaßte ihn „jener unruhige Drang nach Ortsveränderung, der ihn z. B. ohne rechte Reiselust einmal nach Paris verschlug und am Abend seines Lebens sogar nach London. Nie hat er von den unterschiedlichen Fahrten Lebenseindrücke davongetragen, wie etwa Goethe

von seiner italienischen Reise. Sie waren ihm stets nur Mittel zum Zweck, seinem Ich zu entfliehen, das früher oder später ihm unerträglich wurde, zumal wenn irgend welche äußere Umstände die Verknüpfungen desselben noch drückender machten[1]).

Er vertrug nun einmal so wenig wie andere schwer Belastete eine dauernde Bindung seines eigenen Ichs. Wenn er eine solche anzustreben schien, wie z. B. durch eine Hochschulprofessur, war es sicher nur Vorwand, etwa um von Hamburg fort zu können. Sobald eine ernste Möglichkeit winkte, dann drängten sich gewiß tausend Bedenken und Ausflüchte auf, die ein Zugreifen schlechterdings unmöglich machten, so gern er auch möchte. In Hamburg hat er die Vorbereitung zur Universität bald satt und beruft sich auf das Recht der Individualität, sich nach eigenem Gutdünken ausleben zu können. Und da schon weiß er ganz genau, er werde „schwerlich je ein Amt annehmen", er, welcher nicht den mindesten materiellen Rückhalt besaß. In München schreibt er an Elise: „Ich werde nie ein Fakultätsmensch, ein Jurist u. dgl. und wenn, wie's scheint, Dein ‚innigster Wunsch' darauf abzielt, so tut mir's leid, daß er durchaus nicht erfüllt werden kann." Von König Christian erbittet er vorerst zwar eine Professur, doch liegt ihm das Anliegen so wenig am Herzen, daß er gleich bereit ist, jenes Ideal mit einem Reisestipendium zu vertauschen. In der dänischen Hauptstadt bot sich dem völlig Aussichtslosen, welchem obendrein noch Vaterfreuden winkten, ein kleiner Posten mit einer gut dotierten Lebensstellung in sieben bis acht Jahren. Doch Hebbel sieht nur die momentane Schattenseite: „Sie-

[1]) Sehr häufig wird diese Reiselust durch die Gastspiele seiner Frau maskiert, die er als Mann doch begleiten mußte. Wenn Hebbel in den Jahren seiner Ehe weniger reiste als vor derselben, so spielte des Dichters Sparsamkeit mit, die, wie wir später hören werden, einer Zwangsfurcht entsprang. Trotz dieser aber packt ihn gelegentlich wilde Reiselust wie 1852, da er an Franz Dingelstedt schreibt: „Einem Vagabonden, wie mir, brennt der Boden immer unter den Füßen, wenn er wieder sechs Monate still saß und sich irgend ein Vorwand zu einem neuen kleinen Ausflug darbietet."

ben bis acht Jahre!" Je dringender die Vaterpflichten werden, desto mehr erscheint ihm das Hochschullehramt als eine Utopie: „Es ist kein Gedanke daran, daß ich, selbst wenn eine solche mir angetragen würde, jemals eine Professur annehmen könnte, ich habe mich nun geprüft und gefunden, daß ich durchaus unfähig bin, noch irgend etwas zu lernen." Und er, der angeblich zu diesem Zwecke nach Dänemark gereist war, wird allen Bitten Elisens gegenüber zu wiederholen nicht müde: „Nie und nimmer kann ich Professor werden!" Hatte er schon einmal eine gute Verbindung mit einer Zeitung, z. B. dem Hauffischen „Morgenblatt", dann ließ er sie gewiß durch übergroße Nachlässigkeit eingehen, „da er nun einmal keine Trivialitäten schreiben könne". (Brief vom 7. Dezember 1837.) Später gibt Campe ihm deutlich zu verstehen, er könne Redakteur des „Telegraphen" werden. Doch trotz aller materiellen Bedrängnis und seiner Verpflichtungen gegen Elise, darbt er weit lieber, als sich festzulegen. Obwohl auch Heine Feuer und Flamme für diesen Plan ist und mächtig zuredet, schwankt Hebbel nur einen kurzen Moment, dann siegen die tausend, selbstredend nichtigen Bedenklichkeiten. Zwei Jahre Journal erschlügen den Dichter, er könne nicht viel schreiben und, lasse er das Blatt durch Mitarbeiter füllen, so gingen diese mit dem Gelde davon. Als ob ein Redakteur bloß dafür bezahlt würde, was er selber schriebe! Man könne einer der ersten Dichter und desungeachtet einer der letzten Journalisten sein. Oehlenschläger und andere gute Freunde könnten mit Prätensionen auftreten, und was dergleichen Ausreden sind, die niemandem fehlen, der nicht zu wollen entschlossen ist. Es ist bezeichnend, daß er all diese scheinbar unmöglichen Wege, nachdem er in Wien einmal seßhaft geworden, tatsächlich ging oder gehen wollte, wenn auch freilich stets nur für kurze Zeit. So wurde er Feuilletonredakteur der „Österreichischen Reichszeitung" und ließ ein andermal den Unterrichtsminister wegen einer Universitätsprofessur für deutsche Literatur sondieren. Was in jenen Tagen nicht durchzusetzen, ward zehn Jahre später ihm angeboten. Da aber lehnte der Dichter

seinerseits wieder ab, wie er vermutlich ein Dezennium zuvor im letzten Moment oder eventuell nach kurzer Tätigkeit ausgekniffen wäre. „War doch das Unglück," wie Emil Kuh sehr treffend bemerkt, „daß er in gar keines der sich ihm darbietenden Verhältnisse hineinpaßte." Kuh hätte nur zweierlei beisetzen müssen: erstens, daß es überhaupt auf Erden keine Stellung gab, in welcher der schwerbelastete Hebbel sich wohl fühlen konnte, und zweitens, daß dieser auch nie sich selber ernähren mochte. Zeitlebens beherrschte ihn neben dem Assoziationswiderwillen [1]) der unsterbliche Kinderwunsch, von geliebten Personen, am besten einem Weibe, einer zweiten Mutter, erhalten zu werden. Diese zwei Momente, organisch bedingter Verknüpfungshaß bei dem Verlangen, das hilfsbedürftige Kind zu spielen, werden uns immer wieder begegnen.

In meiner „Belastung und Entartung" führte ich aus, daß schwere Hereditarier nicht vermögen, bei einer Empfindung lang auszuharren, weil sie weder im Guten noch im Bösen eine Dauerverknüpfung ihres Ichs vertragen [2]). Nach eigenem Geständnis hat Hebbel von der Mutter „die Fähigkeit geerbt, schnell und ohne weiteres alles, es sei groß oder klein, wieder zu vergeben und zu vergessen". Desgleichen dann auch ein anderes Stigma, seine „furchtbare Reizbarkeit und Heftigkeit", das „Jähe und Heißatmige", wie Mörike es nannte, das in weiterer Folge auf Hebbels einziges Töchterchen kam. „Es steckt eine Hölle von Reizbarkeit und Empfindlichkeit in mir," schrieb er einmal selber. Von seiner maßlosen Heftigkeit will ich noch einige Züge ergänzen. Wenn in Rom die Magd des Dichters Italienisch nicht verstand, warf dieser

[1]) Für diesen hatte er die vornehme Wendung: „Mir geht nichts über Unabhängigkeit." Noch am Abend seines Lebens schreibt er an Westermann: „Ich bin in meinen Verhältnissen nicht auf Schriftstellerei angewiesen und erblicke darin das höchste Glück meines Lebens, da diese unschätzbare Unabhängigkeit mir gestattet, mich allein mit dem zu beschäftigen, was mich reizt."

[2]) In einem Briefe an Elise (vom 30. Oktober 1838) schreibt er von der „Eigenschaft seines Herzens, auch den tiefsten Schmerz schnell abzufertigen".

in der Wut ob ihrer „Einfalt“ mehr als einmal seinen Dolch nach ihr. Als er ferner in Ancona Paßschwierigkeiten hatte, fing er „dermaßen zu toben an, daß er in Deutschland gewiß auf die Wache geschleppt worden wäre“. Gurlitt berichtet folgendes Stückchen: „Eines Tages wurde ich durch einen mächtigen Knall an der Tür, die unsere Zimmer verband, aber verschlossen war, heftig erschreckt. Ich stürzte zu Hebbel und fand ihn in größter Aufregung in seinem Zimmer auf und ab schreiten: ‚Das nennt sich Dichter! — Solche Kerle!‘ rief er wütend. Es war ein Buch von Gutzkow, in dem er gelesen, das ihn in solche Aufregung versetzt und das er dann an die Wand geschleudert hatte. Erst nachdem er einen großen Nagel aus der Wand gerissen, ihn mit dem Stiefelknecht durch das Buch getrieben und dieses an die Wand genagelt hatte [1]), beruhigte er sich wieder.“ Zu Ludwig August Frankl äußerte er einst: „Es gibt Momente, wo dem Verstand aller Sinn für Maß und Gewicht abgeht, wo er die geringste Kleinigkeit als etwas Ungeheures betrachtet. Ich selbst erfuhr das im eigenen Leben. Das kommt mir aber nicht als Individuum allein, sondern als Stammesanteil des Nordens zu, wo es Berserker gab. Ich saß mit einem Freunde und geriet in eine Sache hinein, über die ich lebhaft sprach. Er suchte zu widerlegen. Ich geriet in einen Zustand, daß er mich nur mehr schweigend beobachtete. Dann führte er mich vor einen Spiegel. Ich sah, wie mir der Schaum um die Lippen stand, die Züge verzerrt waren. Das brachte mich zu mir selbst. Ich setzte mich nieder, suchte, plötzlich ruhig geworden, mich anzuklagen. Er mußte mich trösten und sagte zuletzt: ‚Nun, diesem Feuer entspringt ja auch anderes in dir!‘ Nach der dritten Vorstellung der ‚Genovefa‘ sandte mir Laube das Manuskript, um noch einige Kleinigkeiten zu ändern. Ich meinte das Ganze schon abgetan. Ich warf das Buch auf die Erde, trat es mit Füßen und war plötzlich von Gelbsucht

[1]) Auch dieses symbolische Kreuzigen seines literarischen Rivalen zeigt unverkennbar sadistische Züge.

befallen. Im Moment ging mir alle Berechnung verloren, daß es sich nur um einige Kleinigkeiten handle. Es gibt zwischen Verstand und Wahnsinn keine Vermittlung." Selbst in späteren Jahren, da er schon ruhiger worden, „konnte er noch, wenn auch seltener, durch sein heißes, jählings aufwallendes Blut in den maßlosesten Zorn geraten bis zum Knirschen mit den Zähnen, wenn er sich von Konkurrenzneid, vom bösen Willen, von ‚schaffensohnmächtiger Gemeinheit' der gesamten deutschen Literaturgilde verfolgt glaubte; da war er der hyperbolischesten Äußerungen fähig: ‚Ich werde mich emporrichten und wie Simson mit den Eselsbacken dreinschlagen; aber anders: ich werde die Eselsbacken meiner Freunde maulschellen'." Wie Hebbel endlich bis in die spätesten Lebensjahre aufschäumen konnte, um gleich darauf sanft und ruhig zu werden, mag man bei Emil Kuh nachlesen. Es zeigten sich auch hier ganz deutlich die beiden Stigmata: maßlose Heftigkeit, doch mit der blanken Unfähigkeit gepaart, in Zorn und Haß auf die Länge zu verweilen.

Nochmals aber muß ich mit allem Nachdruck betonen, daß jedes psychische Geschehen, also auch bei Hebbel, aus mehr denn einer Wurzel entspringt. Zumindest besitzt es einen körperlichen Anteil, hier beispielsweise die schwere Belastung, und bewußte wie unbewußte Motive, zumal dann solche erotischer Art.

---

5. Kapitel.

ELISE LENSING.

I.

„Ich möchte das tauigste Wort haschen, ich möchte selbst ein Dichter sein, nur um dieses Mädchen, das jetzt in sein Leben hereintritt, in seiner rührenden Opferwilligkeit, seiner erschütternden Hilflosigkeit, die den tiefen Frauennaturen eigentümlich ist, würdig ankündigen zu können. Da ich dies nicht vermag, so nenne ich bloß ihren Namen. Sie hieß Elise Lensing."

So beginnt der einzige Freund und Biograph, der Hebbel nicht bloß Dezennien durch Liebe aufs engste verbunden war, sondern ihn auch seelisch zu fassen wußte, wie kaum je ein anderer. „Elise war ein seltenes Wesen von seelischer Schönheit, der nicht einmal die trostloseste Jugend einen Makel aufgedrückt, die das boshafteste Geschick auch in keinem Zuge verhäßlicht hat. — Welch eine Jugend lag hinter ihr! Ein wahnsinniger Vater, den sie als Kind schlagen sehen mußte, um dann selbst geschlagen zu werden, als sie ihm einmal wider die Abrede etwas zu essen brachte. Die Verheiratung der Mutter mit einem Schiffer, sobald der Vater für unheilbar erklärt worden war, und die schlechte Behandlung, welche hierauf die Tochter von dem Stiefvater erfuhr. Ein waisenartiges Hin- und Hergeschobenwerden von Ort zu Ort, bis ein Hauptmann sich entschloß, sie erziehen zu lassen, weil ihm ihr schüchternes Wesen gefiel. Aufenthalt in der Pension bei Heyse in Magdeburg, wo man sie undankbar schalt, weil sie sich nicht glücklich fühlte. Eine Lehrerstelle in einer kleinen Stadt — endlich das Leben in Hamburg von ihrer Hände Arbeit und ihre Opferung für Hebbel. Aber

wie in einem Gewande von Asbest unversehrt war ihr Gemüt durch das Feuer dieser Zustände hindurchgegangen, ihr Vertrauen in die Menschen war unerschüttert, ihre angeborene Güte unverändert geblieben. Niemand hatte dies klarer erkannt, tiefer empfunden als unser Freund und gleichwohl niemand unwillkürlich wie absichtlich ihr so wehe getan wie er selbst."

Die Schoppe, welche für den Schützling alles umsonst haben wollte, hatte ihn auch zu Elise gebracht, nicht ohne ihm gleichzeitig jede schlimme Nachrede über die Lensing mit auf den Weg zu geben. Wenn Hebbels mitgebrachtes Vorurteil auch bald wich, so bewirkten doch die fortgesetzten Klatschereien der Schoppe, die auf ihren Schützling stets eifersüchtig war, daß dieser in Bälde von Elise wegzog. Ins Tagebuch aber schrieb er rückblickend: „Ich habe wohl Ursache, den sechs Wochen, die ich bei ihr verlebt habe, ein kleines Denkmal zu setzen, denn sowie mir die Güte gleich beim Eintritt entgegen kam, habe ich die Liebe mit fortgenommen. Das Mädchen hängt unendlich an mir, wenn meine künftige Frau die Hälfte für mich empfindet, so bin ich zufrieden."

Ehe ich fortfahre, kann ich ein paar einleitende Gesichtspunkte nicht unterdrücken. Wir kennen bis heute das Verhältnis der beiden nur aus Hebbels Tagebüchern und Briefen und einzelnen, geringen Zusätzen Kuhs. Aber selbst von dem wenigen hat uns die „Pietät" des ersten Herausgebers die entscheidenden Stellen über den Abbruch eskamotiert. Auch die mindestens ebenso wichtige Ergänzung, Elisens Briefe an den Geliebten, fehlen vollständig, so daß wir uns mit ihrem kärglichen Reflex in des Dichters Antworten begnügen müssen. Obendrein ist noch in Rechnung zu stellen, daß der bekannteste Hebbelforscher und nach ihm auch andere, sich darin gefallen, ein wehrloses Mädchen herabzusetzen, und da diesem schließlich nichts vorzuwerfen, auf sein Alter, sein Verblühtsein und ähnliche Dinge ein möglichst gehässiges Licht zu werfen. Ich glaube, man braucht nicht päpstlicher als der Papst zu sein und Elise

Lensing häßlicher zu finden als Hebbel selber. Und mich dünkt der Wahrheit wenig gedient, wenn man nur den Dichter möglichst reinwaschen, den Sonnenball fleckenlos putzen will. Schon heute läßt sich der Beweis erbringen, und zwar aus den eigenen Worten Hebbels, daß er in jener Liebesbeziehung recht — menschlich handelte. Ich werde bestrebt sein, in allem folgenden den Dichter selber sprechen zu lassen und Folgerungen nur dort zu ziehen, wo sie sich unabweislich aufdrängen.

Auch nach der Übersiedlung blieb Hebbel in stetem Kontakt mit Elisen, besuchte sie öfters, trank später an jedem Nachmittag seinen Kaffee bei ihr und schmauste dazu seinen Lieblingskuchen ‚Frenschbrote', welche sie stets bereithielt. Im Gegensatz zu den anderen Wohltätern, die immer an ihm zu kritteln und zu erziehen hatten, begnügte sie sich nach Werner damit, „für den unbeholfenen Jüngling mütterlich zu sorgen. Sie nahm teil an seinen Bestrebungen, Arbeiten und Leiden wie eine Schwester und trug seine Launen und Heftigkeiten wie ein liebendes Weib. Sie war es, die ihm das Leben in Hamburg bald allein erträglich machte." In dankbarem Gedenken schrieb Hebbel zwei Jahre später an sie: „Ich darf es wahrlich für das größte Glück meines Lebens halten, daß ich mit Dir zusammengekommen bin; Du gewährtest mir in Hamburg, wo mich niemand verstand, Teilnahme, Anregung und Trost, Du standest mir zur Seite in meiner schlimmsten Stunde und riefst meine schönsten — daß ich mich nirgends, als in Deinem Hause wohl befand, weißt Du! — hervor, und Du warst es ebenfalls, die bis jetzt, wie ein freundlicher Genius in der Ferne alles für mich tat, was für mich getan werden kann." Und noch etwas mußte ihm Elise wert machen: sie erschien ihm vornehmer, als alles, was er bislang gesehen und ordnete sich gleichwohl ihm gern unter. „Sie beherrschte die Formen, die ihm fehlten, sie war in der Welt herumgekommen, was ihm noch erst als Wunsch vorschwebte, sie war ein reifes, erfahrenes Weib, das ihn als Mann behandelte." Für viele Jahre ward sie sein Orakel in allen Gesellschafts- und Umgangsfragen.

So erfüllte sie damals eine Reihe spezifischer Liebesbedingungen. Sie war die ideale, vornehme Mutter, die Höherstehende, Gereifte und Erfahrene, die gleichwohl aus Liebe sich unter ihn stellte, und in Bälde auch jene, die nicht bloß wortlos ihr Erspartes opferte, sondern Tag und Nacht für den Geliebten fronte — wie einst die Mutter. Und endlich setzte ihn Elise in stand, sich von seinen Wohltätern unabhängig zu machen. Wenn Hebbel seinen Stolz zu bewahren vermochte und sich beispielsweise gegen die Schoppe zur Wehr setzen konnte, so hatte er diese Möglichkeit nur, weil er in Elise einen Rückhalt besaß, den er so lange unbedenklich nützte, bis ihm neue Opferwillige erstanden. Bei allem zeitweiligen Mißgeschick, das der Dichter in seinem Leben erfuhr, hatte er in entscheidenden Augenblicken doch stets das Glück, einen Helfer zu finden.

So gleich zu Anfang, als er mit wenig Geld im Beutel die Universität in Heidelberg bezog, nachdem sich die Schoppe und die anderen Wohltäter so gut wie völlig losgesagt hatten. Daß er, welcher sich im Essen zwar möglichst einschränken konnte, doch aber zu stolz war, sich von den Dozenten auch nur das Kollegiengeld schenken zu lassen oder ein Stipendium zu ergattern, in den nächsten sechs Jahren weder verhungerte noch verdarb, ist einzig und allein Verdienst Elisens. In einem jener Briefe, in welchen Hebbel von fremder Unterstützung mit Anerkennung sprach, um auf diesem Grunde den Dankanspruch einer zweiten Wohltäterin mit flammender Entrüstung zurückzuweisen, schleudert er Amalie Schoppe hin: „Sie haben mir durch das Vorbereitungsjahr geholfen, aber nicht weiter; an meinem eigentlichen Studieren haben Sie, was dennoch die ganze Welt zu glauben scheint, keinen Anteil.... Woher nahm ich nun aber das Unentbehrliche, wie machte ich es möglich, anständig zu wohnen, mich anständig zu kleiden und überhaupt zu leben? Sie haben soviel geforscht, welch ein Verhältnis zwischen mir und dem Fräulein Lensing bestehe; erfahren Sie es jetzt: es war das Verhältnis eines Menschen zu seinem Schutzgeist! Dieses Frauenzimmer, deren Seelen-

adel und Herzensgüte wenigstens in meinem Leben ohne Beispiel geblieben sind und deren Bekanntschaft ich allerdings Ihnen verdanke, reichte mir, als ich in Heidelberg nur noch das Äußerste vor mir sah, aus eigener Bewegung die Hand; sie schoß mir nach und nach, Alles in Eins gerechnet, eine Summe von 500 Rthl. vor; ja, sie tat, um mein Gemüt von seiner drückendsten Sorge zu befreien, noch mehr, sie unterstützte meine Mutter, sandte ihr, was ich wußte, halbjährlich die Miete und erfreute sie, was ich nicht wußte, außerdem noch mit Geld- und sonstigen Geschenken, die sie ihr in meinem Namen und, als ob sie nur die Vermittlerin wäre, zufließen ließ. Sie war, was wohl kaum der Bemerkung bedarf, über das Ungewisse meiner Zukunft und über die Unsicherheit der Wiedererstattung keinen Augenblick im Zweifel, aber sie hatte keine andere Sorge, als die, meinen Ablehnungen zu begegnen, und sie stellte mir (in einem Brief, den ich ewig als ein Heiligtum aufbewahren werde) keine andere Bedingung, als die des strengsten Stillschweigens; sie ließ es ruhig und ungerügt hingehen, wenn in ihrer Anwesenheit sogar bestimmte Personen als diejenigen bezeichnet wurden, die mich auf der Universität erhielten, und auch ich habe, ihrem Beispiel gemäß, jene Bedingung bis auf's Äußerste unverbrüchlich gehalten; jetzt aber ist es meine heilige Pflicht, den Schleier zu lüften, hinter dem sich bisher meine größte und edelste Wohltäterin verbarg."

In diesem entrüstungsgeborenen Danke nannte der Dichter nur einen Teil seiner großen Verpflichtung. Denn er ließ sich von Elisen nicht bloß mit Guttaten überschütten, nahm nicht bloß von ihr, die „das Genie des Gebens" in einem höchsten Maße besaß, mit offenen Händen stets wieder an, sondern legte noch überdies eine Reihe von Opfern ihr derart nahe, daß ihr kaum ein anderes übrig blieb, als sie zu erfüllen. Mitunter graute ihm selber vor dieser schrankenlosen Hingabe: „Du gute Seele erbietest Dich abermals zu einem Opfer. Ich schaudere vor der Möglichkeit, es annehmen zu müssen." Doch keineswegs deshalb, weil er die Geliebte so nach und nach aller Mittel entblößte, sondern

einzig aus Furcht, sich durch die Annahme ihrer sämtlichen Ersparnisse am Ende dauernd gefesselt zu sehen. Schrieb er doch damals schon ins Tagebuch: „Die Weiber wollen keine Verhältnisse als ewige“, und bald darauf wieder: „Die Weiber kennen keinen Gott, als den Gott der Liebe, und kein Sakrament als das Sakrament der Ehe.“ Darum wird er nicht müde zu wiederholen, er denke an keine Ehe, sondern nur an Freundschaft. Und im nämlichen Briefe, in welchem er „schaudert“, wünscht er Elisen zum heiligen Abend: „Mögest Du recht klar und innig fühlen, daß Du in mir ewig Deinen wärmsten Freund haben wirst, der Dich an seinem höchsten, würdigsten Leben Anteil nehmen läßt und Dir den Blick in die Tiefen seiner Seele frei stellt, dafür denn aber auch verlangen darf, daß Du nimmer von ihm forderst, was er, als seinem Denken und Empfinden widerstreitend nicht gewähren kann. Was Deine Zukunft betrifft, so ist sie freilich nicht sicherer, aber jedenfalls ebenso sicher als die meinige, und wenn ich einst etwas hab’, so werd’ ich gewiß nicht vergessen, daß Du mit mir teiltest, als Du hattest. Dies ist mein Männerwort. Das zwischen uns bestehende Verhältnis ist auf einen sittlichen Felsen, auf gegenseitige Achtung gegründet; trat ein Sinnenrausch dazwischen, so wollen wir das nicht bedauern, denn es war natürlich, ja, bei der Lage der Dinge unvermeidlich, aber noch weniger wollen wir’s bedauern, daß er vorüber ist. Wie in der physischen, so gibt es in der höheren Natur nur eine Anziehungskraft, die Menschen an Menschen kettet; das ist die Freundschaft, und was man Liebe nennt, ist entweder die Flammenvorläuferin dieser reinen und unvergänglichen Vestaglut, oder der schnell aufschlagende und schnell erlöschende abgezogene Spiritus unlauterer Sinne..... Ahnst Du, daß über mich am Ende etwas Höheres schwebt, so ahne auch das daraus folgende, daß ich, ganz anders konstruiert als andere, selbst da Recht haben kann, wo die Welt nicht Unrecht hat. Keinem Menschen in der Welt schreibe ich Briefe wie Dir; Du genießest mit mir mein geheimstes Leben; ja, noch unklar über manche

innere Zustände, bringe ich sie mir selbst erst dann zur An- und Überschauung, wenn ich sie vor Deinem Auge abwickle — — frage Dich einmal ernsthaft, ob wohl innigere Verbindung möglich ist? Mußt Du aber (und es kann nicht anders sein, oder ich wär' Dir nie gewesen, was ich Dir zu sein glaubte und glaube) die Frage mit Nein beantworten, so erfreue Dich Deines Glücks, wenn Du es Glück nennen willst, das erlangt zu haben, warum sich gar viele schon umsonst beworben haben und noch bewerben werden, Männer wie Weiber."

Also wieder die alte Melodei: Du bist für alles, was du aufgeopfert: Mädchenehre und Zukunft, reichlich entschädigt durch den Verkehr mit mir und dadurch, daß ich dich teilnehmen ließ an meinem innersten Gedankenleben. Ja sogar, daß er stets eine menschliche Wand brauchte, vor der er seine Ideen entwickeln konnte, rechnet er Elise als reichen Lohn an. Im Laufe seines Daseins ward freilich die gleiche große Belohnung auch dem Kutscher Sievers, Beppi Schwarz und vielen anderen, ohne daß der Dichter, wie das Beispiel Rudolf Iherings lehrt, Dank heischte oder annahm. Schrieb er doch einmal in seinen Notizen: „Ich kann mit einer Tür reden, sobald nur mit Kreide ein Mensch darauf gemalt ist. Das erklärt viele meiner Verbindungen von ehemals." Wenn ihn sein Mitteilungsdrang erfaßte und er dozieren mußte, dann war ihm einfach jedweder recht und dessen Verständnis beinahe gleichgültig. Natürlich bestreite ich keineswegs, daß er Elisen, die mündlich und schriftlich bald seinen häufigsten Umgang bildete, mehr von seinen gärenden Ideen vortrug als irgend einem anderen; was freilich noch dadurch unterstützt ward, daß sie ein sehr feines, durch Liebe erheblich gesteigertes Verständnis in allen ästhetischen Dingen besaß. Endlich weiß ein jeder, der die Liebe des anderen nicht erwidern kann, daß man da die Freundschaft stets besonders hoch wertet, ja höher denn alles. Diese ganze Hochschätzung samt der Scheu vor der Ehe verflüchtigte sich stracks, als Christine Enghaus alle Wünsche Hebbels aus frühester Kindheit zu erfüllen vermochte. Die

Freundschaft jedoch, die er wirklich benötigte und mit Recht hochstellte, hatte stets einen homosexuellen Einschlag.

Kurz nach der Ankunft in Heidelberg schrieb der Dichter an Elise: „Du bist nicht die Erste in Schönheit und Jugend, aber Du bist in Deiner gränzenlosen Liebe und Hingebung das einzige weibliche Wesen auf Erden, welches mich noch mit Glück und Freude zusammenknüpfen kann." Doch, da sie, durch solche Wendungen beglückt, seine Anschauung über die Ehe verlangte, zieht er sich alsbald auf die Besonderheit seines Ichs zurück und die ewigen Vorrechte des Genies: „Meinen Ansichten über die Ehe wünsch' ich keinen Beifall, am wenigsten unter dem weiblichen Geschlecht. Sie gehen überhaupt nicht auf die Ehe selbst, sondern auf mein Verhältnis zur Ehe. Mir wird alles Unveränderliche zur Schranke und alle Schranke zur Beschränkung. Die Ehe ist eine bürgerliche, physische und in unendlich vielen Fällen auch geistige **Notwendigkeit**. Der Notwendigkeit ist die Menschheit unterordnet; jede aber ist mit Regalien verknüpft. Das Individuum darf sich der Notwendigkeit entziehen, wenn es Kraft hat, den Freibrief durch Aufopferung zu lösen, darin liegt seine Freiheit. Ich kann alles, nur das nicht, was ich muß. Das liegt zum Teil in meiner Natur, zum Teil in der Natur des Künstlers überhaupt. Wenn ein Genie sich verheiratet, so geschieht immer ein Wunder, so gut, als wenn ein anderer sich nicht verheiratet." Und da sie einmal leise andeutet, die engen Beziehungen zu dem Dichter könnten sie gesellschaftlich diskreditieren, so bekommt sie den hochachtungsvollen Bescheid: „Wenn Du Ursach hast, meinem Dichtertalent Achtung zu zollen, und ich fühle, daß ich die verdiene, so hab ich ungleich mehr Ursach, die reine, sittliche Höhe, auf der Du stehst, zu bewundern, so mußt Du fühlen, daß Dir höchste Achtung niemand versagen darf. Du hast einen Punkt erreicht, den ich mit allen Kräften und bei allem Streben vielleicht nie erreichen, gewiß aber nicht übersteigen werde. Dadurch aber muß ein Zusammenhang, ein Friede in Deine Natur gekommen sein, gegen die alles andere gering

ist.... Das Heiligste und Wahrste, was an Verehrung, an Liebe in meiner Brust liegt, ist Dir zugewandt, ist Dein auf immer. Dein hab ich in der Weihnachts-, in der Neujahrsnacht gedacht, Dein gedenke ich stets, wenn ich mein selbst am Würdigsten bin und unter allem Wünschenswerten, was ich von der Zukunft erwarte, ist mir das Wünschenswerteste, wieder mit Dir zusammen zu leben und, was die Stunde bringt, in Gemeinschaft mit Dir zu genießen — oder zu verscheuchen." Einmal berichtet sie ihm einen Traum, in welchem sie Hebbel mit einer anderen verheiratet sieht. Den Traum fand der Dichter bloß „merkwürdig". Und nachdem er Elisen, die seiner Mutter Wein gesandt, das ernstlich als Luxus verwiesen hatte, sie solle doch besser auf sich und ihre Zukunft bedacht sein, da seine Aussichten so unsicher stünden, meint er zum Schlusse: „Sonst weißt Du, was mein ist, ist auch Dein und — um das Absurde zu erwähnen — selbst der Fall, von dem Du geträumt hast, würde in diesem Punkte, wie in unserem Verhältnis überhaupt, nichts verändern. Darauf verlaß Dich." Dem Tagebuch aber vertraut er an: „Es gibt Fälle, wo Pflicht-Erfüllen Sündigen heißt."

So spann sich das Verhältnis sechs Jahre hin. Von seiner Seite ein stetes Begehren im Kleinen und Großen, nur gelegentlich durch einen „Schauder" gezügelt vor ihrer „gänzlichen Selbstvergessenheit", die er doch selber stets wieder provozierte; von ihrer Seite Opfer um Opfer, unendliche Güte und eine Hingabe ohne Halt und Grenze. „Es gibt auf Erden niemand, dem ich lieber etwas verdanke als Dir," „Du bist mir eine Freundin, wie ich nie eine zweite finden kann", „Du bist der Schutzengel meines Lebens, die Verkettung geringfügiger Umstände, die uns zusammenbrachte, ist in meinen Augen der wunderbarste Faden meines Geschicks." Doch, während Hebbel auf der einen Seite ihr Vorwürfe macht, daß sie Nächte hindurch um seinetwillen sticke und nähe, fordert er bald darauf Kleider und Wäsche, ja, legt ihr gewisse Opfer so nahe, daß sie schon bereit ist, ihre Möbel zu verpfänden und ein andermal ihr Letztes, ihr Service, zu

verkaufen, damit er sein Doktordiplom auslöse. Fürwahr, es ist nicht unzutreffend, was er einmal schreibt: „Dein tägliches Gebet in bezug auf mich sollte sein: ‚Erlöse mich von einem solchen Freunde.'"

Ihn aber quält bei all dieser Güte bloß die eine Sorge, sein „Genius", wie er Elise oft nennt, möge seine „Freundesliebe" nur nicht allzu hoch nehmen. Dabei ist er frei von Rücksichtnahme auf ihre soziale Position. Wenn die Geliebte es nicht ratsam findet, daß sie bei seiner Ankunft sich das erstemal ohne Zeugen sähen, widerspricht er heftig: „Ich halte im Gegenteil das für unverfänglich und wünsche es sehr... Wahrlich, wer sich über mein Verhältnis zu Dir nur die geringste zweideutige Anspielung erlaubte, wer sich in meiner Gegenwart auch nur ein unzartes Wort gestattete, den würde ich schnell zur Rechenschaft fordern." Zwei Monate später aber schreibt er selber: „Es ist mir lieb und unlieb, daß Du I.'s Bekanntschaft gemacht hast. Lieb, indem durch seine Augen auch die Doct. von jetzt an Dich anders sehen wird; unlieb, weil unser Verhältnis der Art ist, daß es unendlich leicht gemißdeutet werden kann, was uns beiden schadet. Hat Alb. Jahnens Nichts über uns gesagt, als was er wußte, so mogte er dies immerhin tun; hat er aber seine Schlüsse und Mutmaßungen, zu denen ich leider damals wunderliche Anlässe genug gab, ausgesprochen, so wäre es fatal. Jedenfalls muß ich Dich bitten, Dich in Deinen Äußerungen über mich möglichst in acht zu nehmen, damit blöde Augen nicht in der edelsten Freundschaftsverbindung eine platte Liebschaft wittern." Und es wird Elise kaum entschädigt haben, daß er gleich entschuldigend abzuschwächen sucht: „Ich gebe Dir diesen Rat, weil es immer gut ist, das Äußerste zu vermeiden; tritt es dennoch ohne unser Zutun ein, so werde ich meine Stellung zu behaupten wissen und keinen Fußbreit weichen. Dessen sei gewiß; Du giltst mir tausendmal, millionenmal mehr, als alle die Übrigen, und ich wäre schlecht, wenn ich anders empfände."

Am 31. März betrat er wieder Hamburger Boden, zuerst von seiner Elise begrüßt: „Es war ein schmerzlich süßes Wiedersehen. Denn auch wir standen nicht zu einander, wie wir sollten, und schlecht vergalt ich ihre unendliche Liebe, ihre zahllosen Opfer, durch ein dumpfes, lebefaules Wesen.“ Bald sollte er ihr noch mehr schuldig werden, als nach wenigen Monden eine Todeskrankheit ihn niederwarf. „Sieben Nächte nacheinander wachte Elise an seinem Krankenlager und vorzüglich ihrer aufopfernden Pflege verdankte er die verhältnismäßig rasche Zunahme seiner Kräfte.“ Das hinderte ihn nicht, sie bald in neue Opfer zu stürzen. So trumpft er z. B. gegen Campe auf, der ihm einen verlangten Vorschuß verweigert: „Ich bin Ihnen 5 Louisdor schuldig, in 14 Tagen werde ich sie Ihnen zurückzahlen.“ — „Zinsen nehme ich nicht.“ — „Und ich lasse mir nichts schenken. Ich will Ihr Geld nicht umsonst gehabt haben.“ Und jetzt fährt Hebbel im Tagebuch fort: „Damit ging ich; Elisens grenzenlose Güte wird mich in stand setzen, meine Schuld bei C. abzutragen. Ihr und nur ihr danke ich, was ich bin. Von ihren Mitteln habe ich in Heidelberg und in München, sowie früher und jetzt in Hamburg gelebt. Sie hat alle meine Launen ertragen und mich in der Krankheit mit einer himmlischen Aufopferung gepflegt. Ihr bin ich verpflichtet wie keinem. Und doch kann die Frau Doctorin —!!“

Die Verhältnisse in Hamburg wurden ihm bald zuwider. „So bildeten denn die traulichen Stunden bei Elisen, in deren Hause nunmehr Hebbel wohnte, seine einzige menschliche Erquickung. Anregend waren aber auch diese Stunden nicht; sie stellten gleichsam den Mantel seiner Eigenart vor, den er jetzt um ein ihm willenlos hingegebenes und innig ergebenes Wesen breitete. Bei Elisen nahm er dem Schmerz und dem Zorn über die von anderen ihm zugefügten Unbilden die Dämpfer ab, so daß die traurigen oder wilden Seelenstimmungen für das liebevolle, zärtliche Mädchen allein aufgespart schienen.“ Den Jahresabschluß 1839 aber endet er im Tagebuche: „O Du himmlisches, reines Gemüt, das sich selbst nicht zu schätzen weiß, nur Deinetwegen, nur um Dich vor

einer Lage, die Dich ersticken muß, zu sichern, wünsche ich mir eine Zukunft, die mir mehr bringt, als das Stück Brot für meinen eigenen Magen! Ich war so oft hart gegen Dich, ich habe Dir so manche Träne entpreßt: wenn Gott mir das verzeiht, so brauche ich das Übrige nicht zu fürchten. Du bist mir heilig, aber das Heilige reizt ebenso oft zur Empörung, als es zur Anbetung zwingt[1]). In Deinem Namen schließe ich das Jahr! die sieben Nächte, die sie in meiner Krankheit bei mir wachte!"

Noch zu Ende 1839 war die „Judith" entstanden, sein Löwenwurf, der ihm Anerkennung in Fülle brachte. Sonst aber gab's in der nächsten Zeit, wohin er auch blickte, nur Widriges in Menge. Da folgte zuerst das Zerwürfnis mit der Schoppe, dessen tiefste Wurzel wohl kaum eine andere als die Eifersucht der Doktorin auf Elise war. Diese selber aber ging gesegneten Leibes, die Niederkunft zum Spätherbst 1840 erwartend. „Ihre Ersparnisse waren aufgebraucht, großenteils für Hebbel, der nicht wußte, wo aus, wo ein, und dem zu den Verpflichtungen des Freundes nun auch die des Vaters, des Ernährers einer Familie hinzuwachsen sollten. Was aber das Schlimmste war: gerade mit dem Anbruche der Krisis sah er sich in eine Neigung verstrickt, in die leidenschaftliche Neigung zu der Tochter eines Hamburger Senators. Das Unglück spielte in den Farben des Opals."

Mag man auch diese Herzensregung noch begreifen, zumal unser Dichter nach den Worten Kuhs „unter der Liebe Elisens, die er als Liebhaber nicht zu erwidern vermochte, wie ein Schuldiger litt", so scheinen mir die Begleitumstände nur wenig rühmlich. Die Freundin war nicht bloß schwanger geworden, sondern auch leidend. „Elise ist krank," heißt es im Tagebuch, „ich fürchte, sehr krank! Ich kann mich über soviel Schönes, das diese Zeit mir brachte, nicht freuen, so lange dies dauert. Gott! Sie ist die letzte, die mir die

[1]) Durchsichtig in Erinnerung an die Mutter, deren Heiligsein, richtiger Festhalten am Vater ihn zur Empörung reizte.

Welt erträglich macht! Und ich hab' soviel, so unendlich viel gegen sie gut zu machen! Der Gedanke — ich will ihn nicht denken — er könnte mich vernichten! Es ist fürchterlich, daß man so innig miteinander verflochten sein und doch allein sterben kann! Gnade, Gnade!" Zehn Tage später: „Mein Geburtstag. Elise schrieb mir von ihrem Bette aus ein Briefchen, das mich unendlich gerührt hat. Niemals kann ich auf Erden Eine wieder finden, die ihr gleicht! Und sie ist krank, sie leidet an der Leber. — Gott, wenn ich dir etwas gelte, so stelle sie wieder her! Mir ist furchtbar zu Mute." Und weiterhin am nächsten Abend: „Wie glücklich könnt' ich jetzt sein, wenn Elise nicht krank wäre! Meine Judith erregt allenthalben und in den verschiedensten Kreisen Enthusiasmus.... Ach, Gott wird doch nicht alle Knospen aus meiner Seele hervorlocken, um sie dann auf einmal zu ersticken! Nein, meine teuerste, geliebteste Freundin muß wieder gesund werden!" Als sie aber, um Genesung zu finden, nach Rügen gefahren und in Bälde ihrer schweren Stunde entgegensah, da — verliebte sich Hebbel in Emma Schröder, die vornehme Patriziertochter. Nun ist ja niemand für sein Empfinden schuldbar zu machen. Aber kaum noch begreiflich erscheint die Art, wie der Dichter die doch um seinetwillen Leidende hievon verständigt. Emma Schröder habe ihm gefallen „wie noch selten ein Mädchen. Seit dem Tage, daß ich dies liebliche Wesen sah, bin ich wie im Rausch, voll im Herzen wie im Kopf. Du wirst Dich dessen freuen, wenn ich Dir sage, daß ich dem innerlichen Ersticken nah' war. Die Welt drängte auf mich ein, wie ein zusammenfallendes Gewölbe; es war ein Flüchten in's Tiefste hinein, ein Schlüpfen und Verstecken in den verborgensten Winkel. Jetzt bin ich wieder frei und es kommt etwas aus mir heraus. Wer Einer ist, wie ich, der hat eigene Lebensbedingungen, er kann nun einmal nicht eine Schema-Existenz führen, er muß nach oben und nach unten greifen und wird freilich oft ein Menschenfresser. Gott hat das so eingerichtet. Auch Deine Gesundheit wurde getrunken. Ich brachte die Schröder zu Hause. Gönnst Du es mir?

Gewiß!" Und noch viel ärger fünf Tage später: „Emma mögt' ich alle Tage sehen, dann würd' ich sprudeln. Es ist doch wahr, Liebe ist etwas anderes als Freundschaft und es ist auch wahr, Liebe knüpft sich an Schönheit und Jugend. Schlimm genug, das Ewige an's Vergänglichste, das Wahrste, Tiefste, Innerlichste an das, was so oft täuscht. Aber niemand verändert die Welt und die Menschennatur und nichts muß man schmerzlicher bezahlen, als wenn man im Zustand der Dürre und Leere sich ins Gefühl hineinlügt. Ich weiß nicht, woher es kommt, daß alle meine Verhältnisse so manches enthalten, was sie nicht enthalten sollten. Gewiß liegt die Schuld größtenteils an mir, aber gewiß würde ich auch die Schuld unendlich vergrößern, wenn ich, um mir und andern ein vorübergehendes Weh zu ersparen, nach gemachter einschneidender Erfahrung nicht den Mut hätte, auf das, was in seiner jetzigen Gestalt nicht fortbestehen kann, hinzudeuten. Die Welt ist so groß, so groß, mein Herz ist so unergründlich tief, ein Frevel, eine selbstmörderische Sünde wäre es, wollt' ich mir jene absperren und dieses unter Schloß und Riegel legen. Jeder Schacht, woraus gediegenes Gold hervorkommt, ist zugleich ein Abgrund, worin man den Hals brechen kann, aber soll man ihn darum verschütten? Vergib mir Elise, aber bedenk' auch, daß dies alles wahr ist. Das Verhältnis in München muß ich aufheben, es geht nicht länger. Das mit Dir ist und bleibt ein schönes, denn Du bist edel, bist sicher in Deinem Herzen. Wenn ich ein anderes anknüpfe — auch das geht vorüber und die Zeit kommt, wo ich mit Gleichgültigkeit darauf zurückblicke. Aber, ein Tropfen Kühlung für die unendliche Glut, ein Trunk, der mir alle Sinne schwellt, ist das nicht göttlicher Gewinn? Emma hat mir eine Rose gegeben, sie ist verwelkt und liegt in meinem Schreibtisch, aber sie duftet mir köstlicher, wie ein ganzes Beet. Was ist doch die Liebe! Die Welt drängt sich in's Mädchen zusammen, ihre glühende Lippe ist der Zentralpunkt aller möglichen und denkbaren Wonne und der Mensch ist ganz Durst.

Ich hätte sie küssen können, warum hab' ich's nicht getan? Aus Furcht, aus Verlegenheit unterblieb es nicht, die waren mir fern; ich ließ es, glaub' ich, weil ich konnte, weil ich — Hör' auf!" Und am Rande schreibt er zu diesem Ergusse: „Jünglingsgeschwätz, dessen ich nicht mehr fähig sein sollte."

Daß diese Liebe trotz all jener Worte nicht allzu tief ging und auch keineswegs unüberwindlich war, erwies sich in Bälde, als obendrein noch unbegründete Zwischenträgereien sie zu ersticken vollauf genügten. Da erst erfaßte ihn nagende Reue: „Mein ganzes Herz, jeder meiner Gedanken war gestern abend, als ich zu Hause kam, bei Dir, ich höre Deine Seufzer, Deine Empfindungen drangen in meine Brust, Deine Gedanken vermischten sich mit den meinigen.... Heute morgen ist mir noch ganz so wie gestern abend, mein Herz ist zugleich erhoben und in Wehmut aufgelöst.... Ich mögte den ganzen Tag vor Dir auf den Knien liegen und Dich um Vergebung bitten, daß ich Dich sooft gequält, im Tiefsten verletzt, bitter geschmäht habe. O, es ist sooft eine solche Verwirrung in meiner Natur, daß mein besseres Ich ängstlich und schüchtern zwischen diesen chaotischen Strömen von Blut und Leidenschaft, die durcheinander stürzen, umherirrt, der Mund ist dann im Solde der dämonischen Gewalten, die sich zum Herrn über ihn gemacht haben, und ganz bis in's Innerste zurückgedrängt, sitzt meine Seele wie ein Kind, das vor Tränen und Schauder nicht zu reden vermag und nur stumm die Hände faltet, und erst, wenn der Sturm sich gelegt hat, wieder zum Vorschein kommt. Das kommt von der Erinnerung an frühere Jahre, die ich noch nicht ganz los bin, von dem Drucke der Gegenwart, von der Furcht vor der Zukunft; auch wohl, weil der Geist oft wie Jakob mit Gott ringen muß und dabei in eine Untiefe hineingerät.... Wie hoch stehst Du über mir, Du, die Du so ganz Liebe bist, Du, bei der ich von dem Fluche und der Schande unseres ganzen Geschlechts, dem Egoismus, nie etwas entdeckte, nie auch nur so viel, als nötig ist, den Menschen

im Kampfe mit der feindlichen, nichtswürdigen Welt zusammenzuhalten. Niemals, das glaube mir, habe ich Dich verkannt, in meinem Wahnsinn habe ich Dich wohl zuweilen boshaft und gegen mein besseres Wissen und Wollen bespritzt und beschmitzt, aber gleich darauf habe ich auch immer wieder Dein edles Bild mit inneren Tränen (äußere sind mir versagt) reingewaschen. Ach, es ist schändlich genug, daß wir uns, um uns nur zu behaupten, selbst lieben müssen, daß wir uns, trotz des Ekels, den wir an uns empfinden, trotzdem, daß wir uns in unseren besten Stunden steinigen mögten, selbst lieben müssen; daß wir uns selbst lieben müssen, obgleich dies bedingt, daß wir das Bessere hassen müssen. Aber wohl dem, der, wie Du, auf Kosten seines äußeren Friedens dies schlechte Grundgesetz der Existenz bricht, um so recht den inneren zu gewinnen... Ewiglich, ewiglich Dein F."

Will man das wechselvolle Verhalten des Dichters noch begreifen, muß man weit zurückgehen auf gewisse konstitutionelle Momente, sowie Hebbels Beziehungen zu seiner Mutter. Sonst wäre man allzu leicht versucht, in Bausch und Bogen zu verdammen. Erscheint es schon normalerweise als arge Unzartheit, einem liebenden Weibe, das einem doch mindestens in früheren Jahren ganz nahe stand und dem man so tief verpflichtet ist, ins Gesicht zu schleudern: „Es ist doch wahr, Liebe ist etwas anderes als Freundschaft und es ist auch wahr, Liebe knüpft sich an Schönheit und Jugend," so mutet dies vollends als Roheit an, wenn das selbige Weib durch die Schuld des Anklägers hochschwanger geht. Nur unwiderstehlicher sadistischer Drang, just das zu quälen, was einem am teuersten, zumal wenn eine so wehrlos liebt wie Elise Lensing, des weiteren die völlige Übertragung von der Mutter auf jede folgende Geliebte [1]), endlich noch zeitweilige Überwältigung der Vernunft durch das Unbewußte [2])

[1]) „Das kommt von der Erinnerung an frühere Jahre, die ich noch nicht ganz los bin."

[2]) „Der Mund ist dann im Solde der dämonischen Gewalten, die sich zum Herrn über ihn gemacht haben."

lassen jenes Vorgehen, wenn auch nicht entschuldigen, so doch begreifen.

Und noch eines muß ich hier ergänzen, weil es vorbildlich ward für Hebbels allergeheimste Gedanken wider Elise. In dem Briefe an sie, der ihr von dem Tode Rousseaus erzählt, steht auch die Stelle: „Ich bin, so außer Fassung ich anfangs war, wieder ruhig, fast kalt. Diese Eigenschaft meines Herzens, auch den tiefsten Schmerz schnell abzufertigen, ist doch eigentlich kein gutes Zeichen. Was das Leben doch aus dem Menschen macht! In meiner Kindheit und Jugend konnte ich, wenn meiner Mutter nur das Geringste fehlte, vor Kummer kein Auge schließen; jetzt ist sie gestorben, mein teuerster Freund ist ihr in entsetzlich kurzer Zeit nachgefolgt und ich schlafe so gut wie immer.“ Eine Erklärung für dieses Verhalten gab ich schon früher: Die blanke Unfähigkeit des Schwerbelasteten, bei einer Empfindung lang auszuharren. Die andere psychische Seite des Problems, die das Bild erst vollendet, sind die gut unterdrückten Todeswünsche auf seine Umgebung. Jeder Zwangsneurotiker ist, wie ich im Früheren ausgeführt habe, ein Leichenvogel und Hebbel schlief in Bälde so gut, weil sich nur verwirklicht, was er im Innersten längst gewünscht hatte[1]). Die überheftige Anfangsreaktion darf uns nicht täuschen. Das ist Übertreibung des Schuldbewußtseins, welche uns noch mehrfach begegnen wird. Sonst widerspräche es aller Erfahrung, daß ein Kind und Jüngling kein Auge schließt, wenn seiner Mutter das Geringste fehlt. Nur weil er dieser das Sterben wünschte, wie Vater und Bruder und später Elisen, weil er förmlich auf der Lauer lag, ob das kleine Übel sich nicht zur Todeskrankheit auswüchse, darum floh den Phantasieverbrecher der nächtliche Schlaf. Nicht umsonst befürchtet er bei Elise sofort das Schlimmste, dünkt ihn der Gedanke so fürchterlich, sie könne allein aus dem Leben gehen und fleht er zu Gott, sie wiederherzustellen. Er brauchte bei einer im Grunde doch keineswegs schweren

[1]) Für Elise wird dies aus dem Späteren noch durchsichtiger werden.

Erkrankung nicht derart zu fürchten, hätte er das Ärgste nicht fürchten wollen. Und es fällt ins Kapitel des Allzumenschlichen, daß ihm solche Wünsche erst dann so lebhaft ins Bewußtsein treten, als er just anfing, berühmt zu werden, und Elisen das Geld auszugehen drohte.

II.

Am 5. November 1840 genas Elise ihres ersten Knäbleins, das ganz ein Ebenbild des Vaters war. Von den düsteren Schatten, welche dies „freudige" Ereignis vorauswarf, kennen wir nur einen aus dem Tagebuche: „E(lise). Zwischen Zweien, die guter Hoffnung waren, im Beichtstuhl. Ihnen wünscht der Priester Gottes Segen, mir nicht. — Wenn das Kind H— zu mir sagte! Ich wollte, es wäre kein Knabe; vor einem Mädchen würde ich mich weniger schämen! — Eine himmlische Seele! Drum aber eben zerfleischte die — sie!" Vier Monate zuvor jedoch hatte der nämliche Vater ins Tagebuch geschrieben: „Der förmliche Abschluß der ehelichen Verbindung ist entweder überflüssig oder frevelhaft." Als die schwere Stunde immer näher rückte, erwachte wieder Hebbels neurotische Angst, von der wir jetzt wissen, daß sie nur ein verdrängter, verbotener Wunsch ist[1]). „Wenn ich daran denke, was bevorsteht, so will das Herz mir brechen. O Gott, wenn Du auf mein Gebet jemals gehört hast, so halte Deine Hand über sie. Nie, nie, habe ich ihres Gleichen gesehen. Sie hat einen Adel des Herzens, der allen Adel

[1]) Es ist scharf zu unterscheiden zwischen der berechtigten, auch vor dem Verstande bestehenden Angst und der neurotischen. Wer beispielsweise bei einem Erdbeben oder einer Überschwemmung für sein Leben zittert, mag durchaus normal sein. Wer aber grundlos, „neurotisch" fürchtet, von einer Angst geschüttelt wird, für die eine vernünftige Ursache nicht abzusehen, der birgt dahinter ganz regelmäßig verpönte Wünsche. Wenn Hebbel also gleich von vornherein an den Tod Elisens denkt, die doch nicht schwächer als Millionen anderer Frauen war, so hat er denselben weniger gefürchtet, als Elisen unbewußt gewünscht, oder hat dies zumindest früher getan. Die neurotische Angst ist nie etwas anderes als der nämliche Wunsch, es möge eintreten, wovor man angeblich so viel Grauen empfindet.

des Geistes übertrifft. Auch keine Spur von Egoismus. Ach, wenn ich sie oft quälte, sie satanisch im Tiefsten verletzte — immer sprangen nur schönere Funken aus ihrer Seele hervor, so daß ich mitten im leidenschaftlichen Frevel von ihrem Lächeln, ihren Tränen oft plötzlich erstarrte, als ob ich einen Engel gegeißelt hätte, der sich nur dadurch rächen mag, daß er seine herrliche Natur zeigt. Sie ist ein Brunnen unerschöpflicher Liebe. Womit ich es verdient habe, daß ein solches Wesen sich mir in seinem Tiefsten ergeben hat, weiß ich nicht. O Gott, halt' über sie Deine segnende, schützende Hand! Laß sie gesund in ihre Kammer, wovon sie mit so schwerem Herzen Abschied nahm, zurückkehren. Ich finde keine Worte für mein Gefühl, ich kann nur beten wie ein Kind. Wie stach's mir durch's Herz, als sie gestern Mittag sagte: iß noch ein paar Bohnen! und dann so zu weinen anfing und ausrief: ich kann nicht davor, ich denke, wenn das unsre letzte Mahlzeit wäre!"

Dann kam die Entbindung, die angeblich so schwer war, wie sie der Arzt in seiner Praxis noch nicht erlebt hatte. „Was hat die arme Mutter ausgehalten! Gott, nimm sie in Deinen heiligen Schutz! Unmenschlich. Noch höre ich ihr Geschrei, sehe ihre verstörten Blicke. Instrumente wurden angewandt. Ich bin matt und angegriffen.... Was ich im Nebenzimmer empfand, weiß Gott!" Im übrigen verliefen Entbindung und Wochenbett völlig normal. Der Dichter aber kann sich gar nicht beruhigen: „Ich habe es bisher immer für etwas gehalten, wenn Einer sagte: lieber will ich selbst leiden, als ein Geliebtes leiden sehen; aber es ist bloßer Egoismus. Viel lieber selbst mit dem Tode kämpfen, als ein Geliebtes mit dem Tode kämpfen sehen." Man könnte darin nun die natürliche Aufregung des Vaters erblicken bei der schweren Geburt seines ersten Kindes. Doch dünken mich die vorhin zitierten und noch andere Stellen des Tagebuches ein wenig überheizt, was, wie wir wissen, auf das Gegenteil hinweist, verdrängte Wünsche, Elise möchte der Entbindung erliegen. Auch findet sich im Tagebuch drei Monate später folgende Eintragung, die Hebbel obendrein

zu einem Gedichte verspann: „Einer, dem ein Kind geboren wird, welches gleich wieder stirbt und nun durch Gram die Mutter tötet, so daß es der Todesengel war, der aus ihrem eigenen Schoße hervorging.“ Er hat also damals, nachdem die Entbindung schon glücklich verlaufen, mindestens mit dem Gedanken gespielt, das Neugeborene könnte sterben und die Mutter aus Gram ihrem Kinde folgen. Ähnlich dann auch, allerdings erst nach Jahren, die Tagebuchstelle: „Zur Madonna gehört eigentlich der Tod nach der Geburt ihres Kindes.“ Bald kam für den Dichter eine neue Angst. „Meine Stellung zum Leben ist eine völlig veränderte geworden.“ Er hatte nunmehr statt der Versorgung durch Elise jetzt selber zwei Wesen zu erhalten, was er mit jedem Tag drückender empfand. Als die junge Mutter ihn zu seinem Geburtstag mit allerlei Kleinigkeiten beschenkte, vermerkt das Tagebuch: „Ihre Güte und Liebe läßt sich keinen Damm setzen. O, wie mich das rührt! Mehr, als daß es mich freut. Ob denn eine Seele wie sie es nicht verdient, daß sie gegen Sorge und Not geschützt wird? Nur ein wenig Glück in meinen Unternehmungen, nur so viel, als dazu gehört, um von ihr das Elend entfernt zu halten.“ Und zwei Monate später: „Ich bin den ganzen Tag schläfrig. Und die Sorgen! Die Angst vor der Zukunft! Was werden soll, weiß ich nicht. Wäre ich's allein, dann — Aber so!“

Ich muß hier ein Symptom berühren, das manches Spätere erklären wird. Es gibt in seinem Leben eine immer wiederkehrende Phobie, die bereits in einer früheren Epoche auftritt und bis in die letzten Lebensjahre währt. Schon mit 23 Jahren klagt Hebbel aus München, daß „die Furcht zu verhungern, ihn fast stündlich quäle“. Das war zu einer Zeit, da Elisens Mittel kaum noch angegriffen waren, er also, wie sich bald erwies, noch für lange gedeckt war[1]. Aber selbst als Gatte einer Hofschauspielerin, die lebenslänglich mit 5000 Gulden Konventionsmünze angestellt war,

[1]) Am 12. April 1844 schreibt er an Elise: „Freilich ist es ein Fehler meiner Mutter, daß ich zu ängstlich bin, daß ich die Zukunft wie die Gegenwart feststellen will, was keiner vermag.“

zeigte er nach Kuh noch „eine fast übertriebene Sparsamkeit, die er erst in den letzten Jahren seines Lebens lockerte". Und da er schon Haus- und Grundbesitzer worden, schrieb er doch im Jahre 1860 an Friedrich Uechtritz: „Wir sind hier mit dem Ausbau unseres kleinen Hauses beschäftigt; was wir da hineinstecken, kann doch bei einem Staatsbankerott nicht verloren gehen! Kennen Sie das Donnerwort? Ich höre es alle Tage und es ist eine reizende Aussicht, die Frucht seines Fleißes und Schweißes in Rauch aufgehen und vielleicht an einem und demselben Tage mit zitternder Hand die Feder weglegen und den Bettelstab ergreifen zu müssen!" — „Wie ihn die Erinnerung an die Not seiner Jugend nicht verließ," berichtet uns Kuh, „so befiel ihn immer wieder die Furcht, ihr im Alter zum zweitenmal zu verfallen. Seine Ersparnisse waren gering, trotz seiner Sparsamkeit; mit dem Tode seiner Frau wäre er ganz auf dieselben angewiesen gewesen und so hielt er das Los, im Spital zu sterben, durchaus nicht für ein unmögliches [1])." Ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen, daß auch Hebbels direkt hungernde Lebensweise in den Wanderjahren nicht allein durch Not, sondern auch durch jene Phobie bestimmt war. Inwieweit hier des Dichters Identifikation mit seinem Vater, der sich in der Sorge ums tägliche Brot

[1]) Immer wieder kommt er in einer Reihe von Briefen darauf zurück, daß ihn der Kursrückgang der österreichischen Staatspapiere zum Bettler machen werde. Doch lange schon vor diesem drohenden Gespenst hielt er „mit unerschütterlicher Treue" bei Eisenbahnfahrten an der letzten Wagenklasse fest, auch wenn ihm die ärgsten Unannehmlichkeiten daraus erwuchsen. Wie weit seine Sparsamkeit da ging, kann man aus seinen Briefen erkennen. So schreibt der Haus- und Grundbesitzer von einer größeren Reise durch Deutschland: „Ein einzelner Mann, der sich einzuschränken versteht, reist unglaublich billig; ich habe noch kaum hundert Gulden ausgegeben, freilich auch die äußerste Sparsamkeit aufgeboten und mir bis auf das notwendigste Essen und Trinken versagt." Als er im Jahre 1861 eine größere Fahrt unternommen hatte, meldet er Christinen: „Ich reise diesmal wirklich, wie man reisen muß, vor Berlin zitt're ich aber einigermaßen, denn die Preise sollen ungeheuer sein." Und dann nahm er wirklich das erstbeste Loch, von dem er selbst urteilte, sein „industrieller Wirt habe ein Treppenhaus, eine Waschküche,

zeitlebens verzehrte, unbewußt mitspielte, läßt sich nur vermuten. Sicher aber dünkt mich, daß jene Phobie einen hochbedeutsamen Beweggrund bildete für Hebbels schließlichen Bruch mit Elise und die Eheschließung mit Christine Enghaus.

Kein Wunder also, wenn er damals nach der Geburt seines Söhnchens sich zuweilen tiefster Verzweiflung ergab. Zu Anfang freilich überwog das Glück. Da findet er für Elise Worte, wie etwa die folgenden: „Sie ist mein Genius, die Liebe, die Aufopferung selbst und mehr wert als ihr ganzes Geschlecht und das meinige dazu!" „Soviel als ich brauche, um meine und der Meinigen leibliche Existenz notdürftig zu fristen, wird ein gütiger Gott mir nicht versagen. Elise ist ja fast noch bescheidener als ich; freilich schmerzt es, daß ich ihr nie eine Freude machen kann, daß sie Kinderwärterin, Schneiderin (sogar für mich), oft sogar auch Köchin sein muß, während Andere von einer Lustbarkeit zur andern hüpfen." Dabei jedoch blieb ihr Geist für alles Höhere offen: „Ich las Elise heute einige Gesänge aus der Odyssee vor. Wie wird ihre Seele durch alles Echte und Große, aber auch nur durch dieses ergriffen! Was Gott mir auch alles entziehen mag, in ihr hat er mir mehr gegeben, als ich je verdienen kann. Aber er selbst sei mein Zeuge, auch nur ihretwegen wünsch' ich das Übrige!" Und als er „Über Anmut und Würde" gelesen, entringt sich ihm: „Wie paßt Alles, was Schiller über die schöne Seele, die im Zustand des Affekts ins Erhabene übergehe, so sehr auf Elise, als ob sie im Gemälde kopiert wäre! Mir ist noch kein menschliches Wesen von so wunderbarer, himmlischer Harmonie vorgekommen, wie sie. Ich hätte ohne sie die Genoveva nicht

---

im Stiefelbehältnis oder was du willst, bei Gelegenheit der Königskrönung in den Adelstand erhoben und für ein vermietbares Zimmer erklärt." Aufs heftigste wehrte er sich einmal gegen eine Zeitungsente, er habe eine Burgtheater-Tantième den Armen zugewandt: „Ich danke Gott, wenn ich soviel zurücklege, daß ich selbst im Alter gegen das Verhungern und meine Kinder nach meinem Tode gegen augenblickliche Not geschützt sind."

schreiben können[1]). Ich bin ihr alles, meinen äußeren und meinen inneren Menschen, meine Existenz in der Welt und in der Kunst, schuldig geworden; möge Gott mich in den Stand setzen, ihr ein leidliches Dasein zu verschaffen! Das ist das Einzige, wovor sie bangt und zittert, daß es ihr und dem Kinde noch einmal am Notwendigsten fehlen möge. Gott verhüte es gnädig; will er mich strafen, so gibt's andre Mittel als dies!" Selbst in den Tagen innerer Leere und „bloßer Zeit-Tötung" muß er bekennen: „Und dennoch bin ich in meinem jetzigen Zustand noch unendlich glücklich, wenn ich mir den Zustand denke, wie er auch sein könnte. Ich habe Elise, ich habe die treuste, edelste Seele, das himmelschönste Gemüt, die alle meine Unarten erträgt, meinen Unmut verscheucht, sich über mich vergißt und nur das fühlt, was von mir ausgeht oder mich angeht. Wenn ich des Mittags zu ihr gehe, wenn wir uns zu unserem kleinen Mahl setzen, so empfinden wir sicher alle Beide mehr wahres Glück, als Tausende, die von einer Gesellschaft in die andere fahren. Gott, laß mich einen Tag vor ihr sterben!"

Aber während er sich selber vorsagt: „Hat nicht Elise all ihr Hab und Gut für mich aufgeopfert? Wäre ich nicht der Schurk' aller Schurken, wenn ich nicht den letzten Tropfen Blut einsetzte, um sie vor Not zu schützen?" und eine Woche später: „Man ist oft undankbar gegen den Ewigen. In Besitz der treusten, edelsten Seele: was fehlt mir? Einige zerstreuende Unterbrechungen des Daseins. Aber, wieviel leichter läßt sich das, was mir fehlt, entbehren, als das, was ich habe!" regt sich doch wieder trotz all jener schönen, trunkenen Worte der alte Sadismus: „Wer bin ich? Was ist derjenige, der die völlig waffenlose Liebe, das hingebendste Herz, das keinen Vorbehalt kennt, das nicht einmal ein Opfer kennt, weil meine Wünsche die seinigen nicht bloß aufwägen, sondern sie völlig aufheben, der eine Seele, die nie von ihren eigenen Schmerzen, sondern nur von den meinigen bewegt

[1]) Wie sehr sein Verhältnis zu Elise und Christine dramatische Verwertung gefunden von der „Judith" bis zu „Herodes und Mariamne", werde ich in einem späteren Kapitel beleuchten.

wird, zu mißhandeln vermag? der dies nicht einmal, der es täglich, ja stündlich tut? Wer bin ich? Was verdiene ich?" — „O, Elise, dein Edelmut. — Ich bin nicht würdig, dich zu loben!"

Und manchmal mutet es beinahe an, als ritte er nicht ungern sich in die tiefste Verzweiflung hinein. So am 1. Mai 1842, nachdem er Campe als schnöden Blutsauger erkannt zu haben wähnte: „Ich frage mich umsonst, was nun werden soll. In der ganzen Welt habe ich keinen einzigen, von dem ich Hilfe erwarten dürfte, und wenn ich mich auch über den Drang des Augenblicks noch einmal hinüber flüchtete, was wäre damit erreicht? Nur ein Aufschub, eine kurze Frist, die man aus Angst und Furcht des Kommenden nicht einmal zu genießen wagt. Elise ist völlig entblößt, sechs Jahre hat sie mich über den Wellen gehalten, nun ist sie selbst dem Untergang nahe und ich habe kein Boot, in das ich sie hineinziehen kann. Ihr Edelmut, ihre Seelengröße erlauben ihr freilich kaum, nach meiner Hand zu greifen, sie hat noch nicht den Schmerz der Sorge, sie hat nur noch den edlen Schmerz, daß auch sie zu meinen Sorgen gehört, und wenn es ginge, so mögte sie mich gern darüber täuschen, daß sie Bedürfnisse hat.... Gott, du siehst mein Herz, du weißt, daß es keine eitlen Wünsche nährt, daß ich nur das begehre, was ich begehren muß, wenn ich Mensch unter Menschen bleiben soll. Du weißt auch, daß, wenn ich oft mit dir über mein bisheriges Lebenslos haderte, dies nur wegen der unsicheren Zukunft geschah, steh' mir bei!" Zwölf Tage später hat ihm jener vielverlästerte Blutsauger, trotzdem bei dem großen Hamburger Brande auch seine Buchhandlung in Asche gelegt wird, durch ein Honorar von zehn Louisdors über die Sorge der nächsten Monate geholfen.

Und noch ein Quell des späteren Bruches scheint mir in Hamburg sich aufgetan zu haben. Zwei Monate etwa vor der Entbindung schrieb Hebbel ins Tagebuch: „Das Weib, sobald es ein Kind hat, liebt den Mann nur noch so, wie er selbst das Kind liebt." Er selber muß zwar in Bälde bekennen: „Ein Kind ist die natürlichste Ableitung der Eigen-

liebe der Eltern," aber gleich darauf wieder: „Eine Schwangere: ihre Liebe wendet sich in ihren eigenen Leib hinein." Das aber rührte an einem empfindlichen Punkt in Hebbel. Er vertrug kein Teilen der Liebe zu ihm und nicht einmal an das eigene Söhnchen mochte er davon etwas verlieren. Ich werde im späteren aufzeigen können, wie sehr die Eifersucht auf das Kind die Ablösung beschleunigte. Vorbildlich wirkte vermutlich auch die Erinnerung an Bruder Johann, der ihm seinerzeit durch die bloße Geburt einen Teil der mütterlichen Liebe geraubt hatte. Diese Teilung hat er der Mutter niemals vergeben können, wie „Die einsamen Kinder" und manches andere noch erweisen.

Allmählich begann ihm die Luft in Hamburg unleidlich zu werden. Teils drängte die tägliche Misère bei Elisen und der ihm noch unbewußte Wunsch, sich von ihr zu lösen, teils, was er bewußt weit stärker empfand, der langgestaute Assoziationswiderwille, der neue Verbindungen, neue Menschen und Umgebungen heischte. Dafür fand Hebbel die schöne Wendung: „Ich bin gezwungen, mich zu berechnen, ein scharfes Auge auf meine Umgebung zu halten, ich kann mich nicht, wenn ich nicht alle meine Zwecke aufgeben will, wieder in meinen hypochondrischen Winkel zurückziehen, ich muß mit Menschen verkehren und es ist gewiß Zeit, daß ich dies endlich lerne. Der Dichter in mir hat seine Bildung erlangt, aber der Mensch ist noch weit zurück." So griff er die Idee, nach Kopenhagen zu gehen, begierig auf, trotz der neuen Schulden, in die sie ihn stürzte. Ins Tagebuch aber schrieb er: „Über die Zwecke und Absichten mag ich mir gar keine Rechenschaft geben. Eine Professur? Wie lückenhaft, unzusammenhängend, unbedeutend sind meine Kenntnisse!.... Was sonst? Ein Reisestipendium? Das Glück müßte sehr viel für mich tun, wenn ich ein solches davontragen sollte. Doch, gleichgültig, die Reise eröffnet mir wenigstens Perspektiven und Möglichkeiten, während ich in Hamburg, wie sich hier nun einmal alles mit und ohne meine Schuld gestaltet hat, verwesen müßte." Daß dies nicht ganz zutraf, erweist eine Stelle des Tagebuches kurz vor der Abreise.

Campe, der willens war, mit Gutzkow zu brechen, trug Hebbel für diesen Fall die Redaktion des „Telegraphen“ an. Unser Dichter hielt sich in seinen Verhältnissen nicht für berechtigt, dies günstige Anbot zurückzuweisen, nahm aber den Umstand, daß die Sache sich in die Länge zog, gern als Beweis, daß nichts aus ihr wurde, und reiste ab. Unter welchen Vorwänden er später den wiederholten Anspielungen des Verlegers aus dem Wege ging, habe ich früher schon ausgeführt.

Kurz nach der Trennung von Elisen schreibt Hebbel ins Tagebuch: „Eine ganz unbeschreibliche Melancholie drückt mich darnieder; alles, was ich in Hamburg vierthalb Jahre hindurch gegen die treueste Seele, das edelste Gemüt gesündigt habe, preßt mir das Herz. Sogar die alte Mutter, die es so gut meinte und gegen die ich oft so schnöde war, scheint mir jetzt gar keinen Fehler zu haben!“ Zwei Wochen später erwähnt er noch einmal, wie das erste Schreiben Elisens auf ihn wirkte, wie glücklich ihn schon das bloße Erblicken ihrer Schriftzüge machte, dann fehlt zwei Monde lang jegliches Liebeswort. Erst als sich Campe für einen Roman 40 Louisdors vorauszuzahlen erbietet, ja liebenswürdig hinzusetzt: „Es versteht sich von selbst, daß ich dasjenige drucke, was Sie mit Ihrem Namen der Literatur zu übergeben sich gedrungen fühlen!“ taut er endlich auf: „Nun kann ich für Dich und mich mit Ruhe in die Zukunft des nächsten Jahres schauen. Gott sei Dank! Ich bin vor Freude und Wehmut dem Weinen nahe gewesen, denn ich habe die letzten Monate mehr Angst gelitten, als ich Dich merken ließ.... Meine höchste Sehnsucht ist, Dich wieder zu sehen.“ Und während er bisher sein Söhnchen höchstens ganz nebenbei nannte, quillt jetzt zum erstenmal, ob auch nur tröpfelnd, die Vaterliebe: „Küsse mir den Ma mit seinen süßen Augen und den kleinen rührenden Armen, womit er um sich strebt. Je besser es mir geht, mit um so größerer Liebe und Innigkeit denke ich an ihn; aber wenn ich mich dem Ertrinken nahe fühle, ist es mir ein furchtbarer Gedanke, auch noch ein anderes Wesen mit in den Abgrund zu reißen.“ Viel

inniger werden die Vatertöne auch später nicht und seine größte Sorge scheint es nach den Briefen zu sein, daß Mäxchen nicht allzu früh — Hosen bekomme an Stelle des geschlechtslosen Kleidchens.

Ganz anders hingegen klingt in den Briefen der Preis der Geliebten. Allerdings hat schon Kuh ganz richtig bemerkt, er möchte fast sagen „in voller Liebe, wenn nicht in den betreffenden Briefstellen ein leises Selbststacheln, der Atem überhitzter Empfindung fühlbar wäre“. Ursache ist da wohl nur zum Teil das Entbehren ihrer Liebe und steten Fürsorge. Sogar aus der Ferne heischt er ihr Urteil über seine Gedichte, ob er als Poet noch der Alte wäre. „Von niemand kann ich es sicherer erfahren, was die Dinge wert sind, als von Dir, denn Dein Gefühl sagt Dir immer das Richtige.“ Und geradezu ein Panegyrikus wird das Lob ihrer Briefe: „Dein Brief hat mich innig erquickt, er war so schön, so voll von stammelnder Poesie, daß ich einer tiefen Dichterseele ins Auge zu schauen glaubte, die nur darum nicht singt, weil sie ihr Innerstes durch Blicke auszudrücken vermag. Du hast eine ganze Handvoll Perlen gesammelt und sie in meine Brust hinabgeworfen. Was sind alle Schnörkeleien gegen Deine einfach-schönen Darstellungen und Schilderungen. Vor allem aber sind Deine Träume im höchsten Sinne dichterisch, so daß ich den einen ja auch nur ganz einfach in die Judith hineinzusetzen brauchte; es ist kein wüstes, phantastisches Durcheinander, sondern jeder ist in sich abgeschlossen und bringt seinen goldenen Rahmen gleich mit. Von keinem Menschen in der Welt würde ich als Dichter das Geringste entlehnen, Du jedoch bist ausgenommen, Deine Edelsteine und Kleinodien werde ich immer gern, ja mit Stolz in das Gold meiner Form fassen, und warum? weil Du durchaus mit zu meinem Wesen gehörst, weil zwischen uns gar keine Grenzen bestehen. Ob ich Dich glücklich machen, ob ich Dir für so vieles, was Deine Liebe und Dein über die gewöhnliche negative Weibertugend so hoch erhabener Edelmut mir opferte, Ersatz bieten kann, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß mir im Pantheon der Geister

ein Denkmal gewiß ist, und darauf soll wenig von mir, aber viel von dem Wesen zu lesen sein, das ich nicht bloß am innigsten geliebt, sondern auch am meisten verehrt habe." „Ach, Du bist so leicht zufriedengestellt, daß das Glück, wenn es sein Maß schon auf andere ausgeschüttet hat, Dich mit dem Tropfen, der darin hängen blieb, noch immer beseligen kann!"

Gleich aber meldet sich wieder seine neurotische Angst und, als er einmal von den günstigen Aussichten für das Stipendium schrieb und Elise die Verleihung schon als bevorstehende Tatsache nimmt, winkt er ängstlich ab: „Wenn wir nur die bösen Geister nicht durch zu voreiliges Frohlocken gereizt haben; mein Wunsch war, die Entscheidung in höchster Stille abzuwarten und die Freude sogar in meiner eigenen Brust bis unter mein Bewußtsein hinabzudrücken, Dir konnte ich jedoch nichts verhehlen, denn Du bist die zweite Hälfte meiner Seele. Nun, vielleicht nimmt der Dämon mein Zittern und Bangen als ein Opfer an, oder unser guter Genius hat ihm so lange, als wir jauchzten, die Augen zugedrückt."

Am stärksten jedoch erklingen die Töne neurotischer Angst in seiner Sorge um Elisens Gesundheit. Einen scheinbaren Ausgang nimmt jene davon, daß Elise ihn einmal über ihr Leiden geflissentlich im Dunkeln ließ: „Es ist nicht recht, daß Du mir über Deine Krankheit gleich nach meiner Abreise nicht das Wahre geschrieben hast; wir gaben uns das Wort. Überhaupt, liebste Seele, halte nichts zurück. Eine Sache, die ich gleich erfahre, kann ich zehnmal leichter verdauen, als wenn sie mir erst später in die Quere kommt. Warum Du mir Deine Krankheit verschwiegen hast, weiß ich wohl, aber Du hättest es nicht tun sollen, denn nun ängstige ich mich im stillen, Du magst sagen, daß Du gesund bist oder nicht." Und als dann ihr Geburtstagsbrief um einen Posttag sich verzögerte, ja, selbst am zweiten erst nachmittags ihm zugestellt wurde, packt ihn ein Entsetzen, das überhitzt klingt: „Was bedeutet das? Die tödlichste Angst bemächtigt sich meiner; wenn Du mir zu meinem Geburtstag nicht schreibst, so kann ich mir den Grund, weswegen es

unterbleibt, gar nicht schrecklich genug ausmalen. Morgens kommt keine Post, daß Du Dich im Postengang verrechnet haben solltest, ist unmöglich, also bist Du krank, und wie krank mußt Du sein, wenn die Krankheit Dich abhält, mir einige Worte zu schreiben.“ Und als dann auch der nächste Posttag nicht alsogleich morgens eine Botschaft brachte, entringt sich ihm in gehäuftem Entsetzen: „Kein Brief! Du bist krank, Du bist höchst gefährlich krank! Denn daß das Kind es sei, kann ich mir nicht denken. Dann hättest Du mir gewiß geschrieben, wenn auch nur zwei Zeilen. Allmächtiger Gott! Und daß keiner es der Mühe wert hält, mich zu benachrichtigen! Nein, solche Tage, wie ich jetzt verlebe, habe ich noch nie verlebt. Was soll ich tun? Mich Mittwoch mit meinem Rheumatismus aufs Dampfschiff setzen? Hier alles im Stich' lassen? Denn wer abreis't, ist vergessen. Ach, wie gern, wenn ich nur wenigstens einen Fingerzeig hätte! Wenn Du (lächerliches Wenn, es ist gewiß, wie jemals ein Unglück gewiß war), wenn Du krank bist und I. weiß es, so ist dies sein erbärmliches Stillschweigen ein Riß zwischen uns beiden auf ewig.“ Nachmittags kommt dann freilich der Zusatz: „Dem gütigen Gott sei Lob und Preis, Dein Brief ist da. So hat mich noch nie ein Brief von Dir erfreut, teuerste Elise, wie dieser. Aufgeregt, wie ich durch Krankheit und Einsamkeit bin, träumte ich von den fürchterlichsten Dingen. Hätte ich nur gehen können, ich hätte mich gewiß heute einzeichnen lassen und mich Mittwoch aufs Dampfschiff gesetzt. Da dies nun fast unmöglich war, so schrieb ich Dir einen Brief, den ich jetzt von der Post zurückholen ließ, damit sein Inhalt Dich nicht erschrecke.“ In dieser Epistel aber hieß es unter anderem: „Ich bin in einer wahren Todesangst. Was soll ich mir als den Grund Deines Stillschweigens denken! Die fürchterlichsten Gedanken lösen sich einander ab.... Wie habe ich meinen Geburtstag verlebt! In welcher unsäglichen Angst, als Dein Brief ausblieb! Nein, dieser Eintritt ins 30. Jahr war fürchterlich. Mit Bestimmtheit hatte ich auf Dein liebes Kuvert gerechnet, es war meine einzige Freude; es kam nicht — tausend Gespenster

statt seiner! Du, Du allein, hast meine Liebe, meine ganze Liebe, darnach ermiß, wie groß mein Schmerz war. Dennoch will ich nicht hadern, wenn Du mir nur antworten, mir nur sagen kannst, daß alles wieder gut ist! Ich kann keinen Brief schreiben, ich kann Dir nur einen Angstruf schicken, meine Seele umklammert die Deinige, wenn man in die Ferne aufeinander wirken kann, so mußt Du es fühlen. Wäre es das Kind, so wirst Du bedenken, daß Du mein höchster Schatz, mein teuerstes Kleinod bist, und daß Du Dich schonen mußt, wenn Du mich nicht vernichten willst.... Ich wage nicht zu hoffen, daß diese Zeilen Dich gesund antreffen mögen; mögen sie Dich wenigstens in der Genesung antreffen! Ich mögte meine Seele mit ins Kuvert schließen, daß sie Dich lind anhauche, wenn Du es öffnest! Ein paar Zeilen Antwort, wenn nicht schon ein Brief an mich unterwegs ist, oder ich sterbe vor Angst! Diesem nächsten Freitag sehe ich entgegen wie einem Hinrichtungs- oder meinem Begnadigungstage! Fühle meine ganze Liebe! Ich küsse und umarme Dich. Ewig Dein Friedrich Hebbel."

Woher diese maßlose Angstexplosion, weil ein Brief sich um einen Posttag verspätet? Kein Zweifel, diese überstarke Reaktion hat andere als sachliche Verstandesgründe. Auch findet der Dichter hier Töne für seine angebliche Liebe, wie nie zuvor und auch niemals später, wenn man vom ganz analogen Fall beim Tode seines Mäxchens absieht. Die Erklärung habe ich früher gegeben. Hebbels entsetzliche neurotische Angst ist nichts anderes als ein Deckmantel für das gerade Gegenteil. Nicht, er fürchtet, Elise könne erkranken, sondern er wünscht und sehnt es herbei[1]). Nur Krankheit und Tod der so heiß „Geliebten" bot ja die Möglichkeit, ein Verhältnis zu lösen, das ihn, je länger, je fesselnder dünkte. Konnte doch Hebbel nach seiner Kindheit und dem Entwicklungsgang seines Charakters nur jene lieben, die nicht nur sich täglich um seinetwillen opferte, sondern

[1]) Fast zur nämlichen Stunde verfolgt ihn „Maria Magdalena": „Mich selbst erschüttert diese Klara gewaltig, wie sie aus der Welt herausgedrängt wird."

ihn durch ihrer Hände Arbeit direkt erhielt. Ein Weib und Kind selbst ernähren zu müssen, bedeutete für Hebbels Liebe den Tod!

Darum wich er auch immer, abgesehen vom Assoziationswiderwillen, einer jeden Gelegenheit ängstlich aus, sich eine Lebensstellung zu schaffen. Elisens Mahnungen und der Freunde Vorschläge wies er stets schnöde und verächtlich zurück. Er mochte ja gar nicht selbständig werden und am Ende gar seine Nächsten erhalten. Viel lieber auf Königs Kosten reisen, auch wenn Elise und Mäxchen darbten, als etwa bei Campe Redakteur zu werden. Erst Jahre später, da er in Christine die lebenslängliche Versorgerin gefunden, entschloß er sich manchmal, so weit zu arbeiten, daß er sich ein Taschengeld selber verdiente.

III.

Mit dem Betreten von Hamburgs Boden scheint er in neuer Liebe zu entflammen oder mindest in neuer Sinnlichkeit. Freilich besitzen wir aus dieser Zeit nur eine einzige Tagebuchnotiz vom 19. August 1843: „Diese letzten 14 Tage über in wahrhaft verrückten Gemütsstimmungen verlebt. Liebesempfindungen — 30 Jahre alt!“ Es ist, als zweifelte Hebbel selbst an der Echtheit dieser späten Triebe. Gleichwohl sind auch die ersten Briefe aus der Seineresidenz von Sehnsucht nach der Geliebten geschwellt. Wenn er von den hellen, einladenden Villen und Häusern erzählt, die er auf seiner Reise gesehen, fehlt nicht der Nachsatz: „Ach, so viele stille Wohnstätten des Glücks und keine einzige für Dich und mich! Daran mag ich gar nicht denken!....“ „Paris ist groß, St. Germain mit seiner Terrasse ist schön — was hilft es mir, ich fühle mich unbehaglich. Diese Welt paßt nicht für mich, sie paßt überhaupt nicht für die Deutschen. Ich bedarf des Familienlebens, ich muß eine Brust haben, an die ich mein wüstes, müdes Haupt anlehnen darf, ich muß bei Dir sein. Ohne Dich bin ich nichts!“ Höchstwahrscheinlich kehre er im

Frühjahr wieder. „Dann gehen wir zusammen nach Berlin.... und niemals trennen wir uns wieder!.... Du wiederkäust doch nicht mehr die letzte Zeit? Mein Leben besteht nur aus Extravaganzen, aber ein zusammenhaltender Faden geht hindurch, es ist die ewige Neigung zu Dir. Wir verabredeten, daß Du erst auf meinen zweiten Brief antworten solltest. Aber so lange kann ich unmöglich warten! Wenn Dir dies Lebenszeichen von mir lieb ist, so schicke auch mir ein's von Dir! Ich schmachte darnach!"

Hingegen hatte sein Herz für den Sohn nur wenig übrig. Selbst als sich dieser bereits zum Sterben hingelegt hatte, klingt des Vaters Sorge nur äußerst kühl. „Mäxchens Krankheit hat hoffentlich nichts zu bedeuten gehabt." Erst die Todesnachricht weckt zwar nicht Liebe, wohl aber ein tiefes Schuldgefühl. „Mein Max, mein holdes, lächelndes Engelskind mit seinen tiefen blauen Augen, seinen süßen blonden Locken ist tot... Da liegt seine kleine Locke vor mir, die ich schon nach Kopenhagen mitnahm und die ich seither — es stehe hier! noch nie betrachtete; sie ist das einzige, was mir von ihm übrig blieb. O, wenn ich mir das denke, daß dies Kind, das keiner — mich selbst, den Vater, den großen Dichter ausgenommen, es stehe auch hier! — ohne Freude und Entzücken betrachten konnte, so schön, so anmutig war es, daß dies Kind nun verwesen und sich von Würmern fressen lassen muß, so mögt' ich selbst ein Wurm werden, um mitzuessen, um als scheuseliges Tier meinen Anteil dahin zu nehmen, den ich als Mensch, als Vater, verschmähte[1]. Ich könnte diese Locke hinunterschlingen, ich könnte etwas noch Ärgeres tun, ich könnte sie verbrennen, weil ich sie nicht verdiene!.... O Gott, o Gott! Du stelltest den Engel vor meine Tür und er lächelte mich an und sagte: willst du mich? Ich nickte nicht Ja, aber er kehrte doch bei mir ein, er dachte: sieh mich nur erst recht an, dann wirst du mich schon behalten, mich nicht wieder lassen wollen. Aber ich hatte selten einen anderen Gedanken als den: wie soll

[1]) Man denke bei diesen anthropophagischen Ideen an das, was ich darüber im 2. Kapitel ausführte.

ich ihn ernähren, und in meiner unmännlichen Verzagtheit war ich stumpf und dumpf gegen das Glück, das sich um mich herum bewegte, das ich nur in die Arme schließen brauchte, um einen Schatz für alle Zeiten zu haben. Da rief Gott ihn wieder ab.... O, es ist wahr, ich zittere vor der Zukunft, ich weiß nicht, woher ich den Bissen Brot nehmen soll, dessen ich bedarf, ich habe eine größere Angst, als der Bettler am Wege, denn ich fürchte, das zu werden, was er schon ist.... Und wie oft war ich hart grausam gegen das Kind, wenn es mir in meinen finsteren Stimmungen in seiner rührenden, unschuldigen Lebenslust entgegentrat!... O, du teures, liebevolles Kind! Könnt' ich wenigstens dein Bild in mir hervorrufen. Ich kann's nicht, ich hab's nie gekonnt!"

„Und in meinem tiefen Weh muß ich einen noch härteren Schlag fürchten! Was hat Elise ausgehalten! Welch einen Brief hat sie mir geschrieben! So schreibt kein Held! Diese Fassung flößt nur Entsetzen ein! Gott, Gott! Du hättest ihr das Kind lassen sollen, als du sahst, was sie litt, was sie tat, was sie ertrug! Hätte sie's durchgebracht, so wollt' ich hoffen; kann und wird sie's jetzt verwinden? Wenn ein Funken Erbarmens für mich übrig ist, so muß ich mich täuschen. Ich bin so lange, bis ich wieder einen Brief aus Hamburg erhalte, wie einer, der mit dem Kopfe auf dem Blocke liegt.... Allmächtiger Gott, sie! sie! Ginge auch sie dahin, und ich könnte nicht wieder gutmachen, was ich an ihr verbrochen habe, könnte ihr nicht wenigstens meinen Namen geben, wenn ich denn nichts anderes zu geben habe, dann wollte ich, der Schmerz um sie sengte mir den Geist bis auf den letzten Gedanken aus dem Gehirn und ich müßte Gras fressen wie ein Tier." „Ja, Elise," heißt es in demselben Schreiben an sie, „ich zittere jetzt für Dich. Die übermenschliche Kraft, die Du in und nach dieser Krankheit aufgeboten hast, die mich selbst in Deinem Briefe noch mit Schauder erfüllt, läßt mich im Geiste vor einem Verlust zittern, gegen den selbst dieser verschwindet. Wenn ich noch eine Antwort auf diesen meinen Brief von Dir erhalte und wenn Du

mir schreiben kannst, daß Du gesund bist, so will ich meine Hände falten und sprechen: Gott hat mir meinen höchsten Wunsch gewährt, er ist mir nichts mehr schuldig. O, erhalte Dich mir! Auf meinen Knien flehe ich Dich an: bekämpfe Deinen Schmerz! Wenn Du es nicht tust, so bereitest Du mir ein Weh, welches das Deinige noch übertrifft. Dies bedenke! Du bist das einzige Band, das mich an das Leben noch fesselt, nicht das Leben hat Wert für mich, nur das Band.... Nun habe ich Dir drei Vorschläge zu machen. Wir heiraten uns, sobald wir uns wiedersehen. Das versteht sich von selbst. Aber wir müssen uns so schnell als irgend möglich wiedersehen. Entweder komme ich nach Hamburg oder Du kommst nach Paris. Hier in Paris können wir uns augenblicklich vor der Mairie verheiraten.... Nun noch Nr. 3. Du gehst nach Berlin zu der Madame Baumgarten und ich komme dahin, sobald Du es verlangst, entweder gleich oder in einigen Monaten. Ich beschwöre Dich, wähle Du, was Dir das Liebste ist, und antworte mir sogleich. Hörst Du? sogleich, auf der Stelle, in der Minute, in der mein Brief eintrifft; schreibe mir nur drei Worte, und am nächsten Tage oder dem folgenden schreibst Du mir wieder und teilst mir Deinen Entschluß mit! Das Schreiben wird mir schwer, aber so tief ich den Verlust des Kindes empfinde, meine Angst um Dich überwiegt meinen Schmerz.... Teuerste! Einzige! Wer Deinen Brief liest, muß sagen: so schreibt nur das reinste, edelste Wesen! Demjenigen meiner Freunde, den ich am höchsten achte, werde ich einen Blick in das Heiligtum verstatten. Keinem sonst [1])."

Am ersten Tage hatte er noch gegen den Freund gewütet: „Da geht der Bamberg an mir hin und her und spricht: fassen Sie sich, bedenken Sie, was Sie sich und der Welt schuldig sind! Mir! Der Welt! O, ich bilde mir nicht ein, daß ich durch meinen Schmerz etwas abbüßen kann. Aber ich werde mir auch nie einreden lassen, daß Gefühllosigkeit

[1]) Dieser Gedanke fand später Verwertung in „Gyges und sein Ring".

Kraft ist und daß man Fassung hat, wenn man seine Tränen im Glase auffängt und nachzählt und spricht: es ist genug, nun schone die Augen, denke daran, daß du blind werden kannst und dann eines Führers bedarfst, der Welt also eine Last aufbürdest, indem sie den Führer hergeben muß.“ Am zweiten Tag aber läßt er sich vom Freunde durch die Galerien und Straßen führen, obwohl dies nicht viel anders sei, „als ob man aus Gefälligkeit die Augen schließt, um andere glauben zu machen, daß man schlafe“. Denn „bei mir führen Körper und Geist eine getrennte Wirtschaft. Ich kann essen und trinken, ich kann sogar einigermaßen schlafen; aber ich fühle den Schmerz bis zur Vernichtung“. Und aus seiner Gefaßtheit heraus beschwört er Elise, ein Gleiches zu tun, zu essen, trinken und zu schlafen. „Stelle die Gegenstände, die Dich zu lebhaft erinnern, beiseite! Nimm Bücher zur Hand, lies Romane von Scott, Sachen von Hoffmann aus der Leihbibliothek! Ich bitte Dich dringend darum! Du mußt Dich mit Gewalt zerstreuen. Und vor allem: gedenke mein, vergiß nicht, daß Du, wenn Du dem Schmerz über das Kind zu sehr nachhängst, mir einen Schmerz bereiten kannst, der alles, was mich sonst treffen könnte, übersteigt. Verliere ich Dich, so habe ich einen Stachel in der Seele, den die Ewigkeit selbst nicht wieder auszieht!“ Welch sonderbare Zumutung eines Poeten! Ein Weib, das nun alles verloren hatte, das einzige Kind und — den Geliebten, das sollte leichte Romane lesen und nur an ihn denken und seinen Schmerz!

Auch am nächsten Tage quält ihn nur der eine Gedanke, Elise könnte Selbstmord begehen. Darum heißt es im Tagebuch: „Allmächtiger Gott! Wie mir jetzt die Tage verstreichen! Eine namenlose Angst erfüllte mich, ich weiß mich nicht zu lassen! Ein Jahr meines Lebens für einen Brief von Elise! Schon zweimal habe ich ihr geschrieben, kurz hintereinander, damit, wenn der erste Brief zu wirken aufhört, der zweite wieder anfange! Wenn ein Funke von Erbarmen bei Gott für mich vorhanden ist, so werde ich nicht so schrecklich bestraft, alles, was ich liebe, auf einmal zu

verlieren." Doch der dritte Brief, den er Elise an Mäxchens Geburtstag schreibt, klingt schon recht gefaßt, ja zu Anfang — fast drohend: „Zwei Briefe hast Du nun schon von mir empfangen, ich hoffe, daß sie Dein Auge wieder etwas mehr auf mich gelenkt und Dich erinnert haben, den Lebendigen nicht ganz über den Toten zu vergessen. Dies ist der dritte; ich suche Dich mit Gewalt wieder an mich heranzuziehen; widerstrebe mir nicht zu sehr!.... Kämpfe mit Deinem Gefühl, nähre es nicht durch Aufregungen, die Du vermeiden kannst, geh nicht zum Grabe! Entfessele den Vampyr der Selbstzerstörung nicht in Deiner Brust, gib ihm Dein Edelstes nicht preis, schone es für mich, wenn nicht für Dich!" Hingegen behandelt er die Möglichkeit baldigster Eheschließung, die ihm früher gar so dringend erschienen, bereits recht lau, so daß man förmlich durchzufühlen glaubt, wie wenig sie mehr sein Herz beschäftigt.

Endlich nach langen, qualvollen Tagen läuft von Elise Antwort ein. Sie hatte also keine Selbstmordabsichten, eine Heirat war demnach — überflüssig! Wie Bergeslast fällt es ihm von der Seele. „Gott sei Dank!" heißt es im Tagebuch. „Der Brief ist zwar wenig tröstlich, denn noch immer spricht die fürchterlichste Aufregung aus ihm, aber es ist doch ein Brief von ihr." Und nunmehr berichtet das Tagebuch eine hochbezeichnende Symptomhandlung, die ein strahlendes Licht über Hebbels unbewußte Meinung ausgießt. Zur nämlichen Stunde, da diesen der quälendste Schmerz durchwühlt und er kein heißeres Sehnen vorgibt, als sich mit Elisen trauen zu lassen, nimmt er — ihr Bild von der Wand herunter, weil er fürchtet, „die Menschen, die in seiner Abwesenheit das Zimmer reinigen, könnten es zerbrechen". Der Sinn dieses Tuns liegt auf der Hand. Mit dem Tode seines Söhnchens war auch dessen Mutter ihm abgestorben. Bamberg, der Augenzeuge gewesen von Hebbels ersten Schmerzausbrüchen, erkennt zutreffend: „Mit diesem Tode und den berechtigten und unberechtigten Lehren, die die Vielgeprüfte daraus zog, wurde für Elise das Märtyrerschicksal besiegelt."

Es scheint, daß die Arme, welche eben wieder neu gesegneten Leibes ging, jene Loslösung Hebbels mindestens fühlte, vielleicht sogar durchschaute. In ihrem kleinen, ergreifenden Tagebuch lautet eine Stelle: „Ich bin nicht besser als so viele zärtliche Mütter, die ihr liebes Kind geben müssen, aber sie stehen nicht so allein wie ich — an mein Kind wollt' ich mich ketten mit grenzenloser Liebe, er sollte es fühlen, würde es fühlen und mich dafür lieben und darum auch gut werden und bleiben, er sollte ein festes Band werden, so dacht' ich — andere Mütter haben Kinder, bekommen eines wieder und mit ihm ist Freude da — ich mit meinem eine neue Schande, neue Qualen und Wirren." — „Von Oktober bis Weihnachten verbrachte sie sozusagen eine einzige Passionswoche," erzählt uns Kuh. „Als der Geburtstag des Kindes wiederkehrte, da besah sie sich seine Höschen und Mützchen und seinen zerbrochenen Spielkram; als der Christabend vor der Tür war, da wandelte sie in den neblicht kalten Nachtstunden an den erleuchteten Buden entlang und kaufte bunte Sächelchen, womit sie arme Kinder beschenkte. Nie ging in der ganzen Zeit die Sonne unter, ohne daß sie an dem Grabe geweint und gebetet hätte. Um sie herum aber zischelten nun die Zungen der Verwandten und Bekannten, welche von Moral und Ehre sprachen und fragten, wann sie denn nun endlich die Frau Doktorin Hebbel werden würde."

Und Hebbel selber, dem der Gedanke, sich zu binden, stets unerträglich war — zumindest an eine Vermögenslose, wie sich später zeigte — wie kam er zu seinem plötzlichen und dringenden Heiratsantrag? Selbst einem so schlechten Seelenkenner wie Richard Werner dämmerte schon eine Ahnung auf, daß dieses Anbot eigentlich eine Sühne war für das, was Hebbel an seinem Söhnchen verbrochen hatte. Was ihn bei diesem nie zur Vaterfreude kommen ließ, war nur zum Teil, wie er so gerne glauben machen möchte, die stete Angst um dessen Erhaltung. Noch mehr aber war es die quälende Empfindung, dies Kind sei eine unlösliche Fessel, die ihn für immer an Elise kette. Darum wünscht er ihm

innerlich ebenso den Tod wie Vater und Mutter und Bruder Johann. Und als das Schicksal seinen Wunsch erfüllte und ihm jenes „Pfand der Liebe“ entriß, war sein nächster Gedanke: Wie, wenn jetzt die Mutter Selbstmord beginge? Dann wärst du ganz frei! Aus diesem gehäuften, ungeheuren Schuldgefühl heraus macht er dann Elise den Heiratsantrag und — zittert, daß sie ihn annehmen könnte.

Bamberg, sein Vertrauter, vor dem er nun gar nichts mehr geheim hielt, lockte die uneingestandenen Bedenken aus Hebbel heraus. Er „rechnete ihm nüchtern vor, was Reise, Wohnung, Kost und Heizung kosten würden; er wies auf die Absicht des Reisestipendiums hin, um ihn von der Rückkehr nach Hamburg abzuhalten; er machte ihm Mut, über das Mögliche wie über das Notwendige nachzudenken“. Und der Dichter ließ sich, ach, so gern! überzeugen. Zumal, da Elise, die schwer Geprüfte und Heimgesuchte, noch ein ganz Unverantwortliches tat, was sie je länger, je früher von Hebbel entfernen mußte. Sie konnte Mäxchen gar nicht vergessen und regte damit die Eifersucht ihres lebenden Geliebten stets wieder auf, ihm so den willkommenen Vorwand gebend für die unabwendbare innere Lösung.

Zunächst beginnt Hebbel, sobald ihm nur Gewißheit worden, daß Elise an keinen Selbstmord denke, sich langsam von der dringenden Heirat zurückzuziehen. „Ich habe nicht so viele Aussichten wie der gemeine Taglöhner, denn seine Geschicklichkeiten besitze ich nicht und die meinigen helfen mir zu nichts; es ist kein Gedanke daran, daß ich, selbst wenn eine solche mir angetragen würde, jemals eine Professur übernehmen könnte, mir bleibt also nichts, gar nichts, nichts, als mein Dichtertalent, und damit werde ich mir, kein Hund wird zweifeln, die Unsterblichkeit, d. h. einen Platz am Kreuz neben meinen Vorgängern, erobern, aber auch nicht die unscheinbarste bürgerliche Existenz.“ Ihren Klagen über Max stellt er seine eigenen Leiden gegenüber. „Wer tilgt aus eines Mannes, wer tilgt aus meiner Seele alle die Risse und Blutspuren wieder weg, die sie nun schon seit 20 Jahren entstellen!.... Ich will die Erde herausfordern, ob sie einen

Unglücklicheren trägt wie mich; sie soll mich verschlingen, wenn sie mir ihn zeigen kann.“ Und dann beginnt er „mit Rechenmeisterklarheit“ auseinanderzusetzen, weshalb sie jetzt nicht nach Paris kommen solle und daß sie dort nicht zusammenleben könnten, weil das Geld nicht reiche. „Teuerste Elise, Du gehst mir über alles und, was Du tust, ist wohlgetan. In meiner Todesangst habe ich nicht gerechnet, ich hätte mir für Dich den Kopf abhauen lassen, ohne zu bedenken, daß ich mit dem allein etwas verdienen kann, aber jetzt muß ich rechnen, daß wir ja doch lieber miteinander leben, als miteinander sterben wollen.“ Er atmet förmlich erleichtert auf, als Elise sich wirklich zurückhalten läßt. Fortab ist es seine einzige Sorge, sie von dem Gedanken an die Möglichkeit einer Eheschließung abzubringen.

Seine wahre Meinung enthüllt zuerst ein Brief vom 5. Dezember 1843. Er könne Elise nicht verhehlen, daß ihr letztes Schreiben einen peinlichen Eindruck auf ihn gemacht habe. „Daß der fromme christliche Trost wie Quecksilber an Dir abgleitet, wie Du sagst, ist natürlich, denn eine Lücke wird nicht durch Luft wieder verstopft und Worte sind Luft; daß Du aber jetzt, wo schon acht Wochen verstrichen sind, noch immer nicht über die strudelnden Wirbel der ersten Empfindung hinaus bist, macht mich im höchsten Grade besorgt. Mein Gott, ist denn der Unterschied zwischen Mann und Weib so groß, so unermeßlich groß, daß ein Geschlecht das andere nicht einmal begreifen kann! Es kommt mir fast so vor. O, *wie recht hatte ich, daß ich ehemals mit solcher Angst auf Deine krampfhafte Liebe zu dem Kinde blickte!* Nun bestätigt es sich: für Dich war nur Max in der Welt, sie ist leer, nun Max nicht da ist. Napoleon schrieb einmal an die Königin Hortense, als sie über den Verlust ihres Sohnes untröstlich war, er habe bisher geglaubt, ihr auch etwas zu sein, aber er müsse jetzt daran zweifeln. Dies Wort paßt ganz auf mich und Dich.... Ich möchte mich um alles in der Welt an Deinem Mutterherzen nicht versündigen, aber ich sehe, daß Du Dich mit aller Gewalt in Deine Empfindungen wie in einen Strom,

der Dich selbst zurückstößt, hineinwirfst, und dagegen muß ich ankämpfen, ich würde Dich nicht lieben, wenn ich es nicht täte. Ich sagte vorhin: ein solcher Schmerz geziemt sich nur um das Letzte; war Max Dein Letztes, so habe ich nichts zu sagen.... Du sollst Dich jetzt, nun acht Wochen verstrichen sind, doch über diese beschränkten Anschauungen des ersten Moments erheben." Hebbel ist also ordentlich erbost, daß die Mutter ihr Kind über dem Liebhaber noch nicht vergessen habe, der ja eben im Begriffe war, sich von ihr zu lösen. Sobald nur er mit seinem Söhnchen fertig geworden, hatte auch die Mutter flugs einzuschwenken und er begriff nicht, daß sie noch weiter klagen mochte, da sein Gefühl schon zur Ruhe gekommen. Mit für einen Dichter unglaublicher Verkennung des weiblichen Herzens rät er der Schmerzdurchströmten an, sich auf die hohe Literatur zu werfen und am Weihnachtsabend — eine Schilderung des Hamburger Brandes zu entwerfen. Er selber jedoch bewundert im Louvre ein Bild Lethières „Brutus, wie er seinen Sohn verurteilt", und heißt es ein Maximum in seiner Art, über das durchaus nichts gehe. Und zum Weihnachtsabend, da Elise in Hamburgs Gassen umherirrt, sendet ihr Hebbel ein Gedicht „Das abgeschiedene Kind an seine Mutter", welches selbst sein Biograph und Bewunderer nur „ein frostiges metaphysisches Glaubensbekenntnis" nennt, „das in gequälten Terzinen Wunder der Erquickung wirken sollte! Nie war Hebbel kälter als diesmal, wo er recht warm zu sein glaubte, nie abstrakter, als bei diesem Anlaß konkretesten Leids!".

So rückte mählich der Tag stets näher, an dem Elise zum zweitenmal Mutter werden sollte, ohne Gattin zu sein. Wenn sie bescheidene Andeutungen machte, dann entgegnete ihr der Geliebte fast schroff: „Sähe ich das schmalste Fundament vor Augen, worauf ich eine bürgerliche Existenz zu begründen wüßte, so sagte ich: ich reise mit dem ersten Dampfschiff. Aber, aber! Unsere Freunde können uns nicht raten, denn sie beurteilen unsere Verhältnisse falsch und wir können und dürfen sie nicht enttäuschen, wenn wir nicht zu Gegenständen des Mitleids herabsinken wollen. Auch mit

der Einschränkung geht es nicht so, wie man denkt. Wir alle sind Menschen, und wenn wir hinter Allen und Jeden zurückstehen und uns über die Achsel ansehen lassen sollen, so werden wir es bitter empfinden." Und da die also Zurückgestoßene in tiefster Herzensbangigkeit ausruft: „Alles kann ich ertragen, nur nicht die Trennung von Dir, die würde mich töten!" fragt Hebbel mit gut gespielter Naivität: „Wie hast Du das verstanden? Du wirst doch nicht zweifeln, daß wir im wahren Sinne des Wortes nie getrennt werden können?" Dies geschah denn auch in Wahrheit nicht eher, als bis er eine Frau mit hohem Jahreseinkommen fand. Er verstand jedoch auch, mit recht viel Geschicklichkeit auszuweichen und Elisen die Ehe unmöglich zu machen. Als der einzige Freund, den er in Hamburg noch besaß, ihm das Wort einer hilfreichen Bekannten vermeldet: wenn die Geliebte auch die Kraft gehabt hätte, alles zu überstehen, der Spott und Hohn des Pöbels um sie her würde sie töten! und dann selber hinzusetzt: „Ich wage nicht zu widersprechen!" wirft unser Dichter sich in die Brust: „Wenn dem so ist, liebe Elise, wenn die Frau nicht etwa denkt, wie tausend andere denken würden: ‚er muß jetzt heiraten oder er heiratet nie!', wenn sie Dich nicht durchaus gemißdeutet und mißverstanden hat, so vertraue mir Deinen Gemütszustand offen an und sei sicher, daß ich, ohne irgend etwas außer Dir zu berücksichtigen, kommen und mich verheiraten werde... Ich muß es aus Deinem eigenen Munde wissen, ob die Madame Ruschke recht hat; ist es aber der Fall, so ist alles abgemacht. Was dann die Wohnung betrifft, so ist mir jede recht; ich brauche gar kein Separatzimmer, denn ich werde niemand besuchen und also auch niemand bei mir sehen und mein bißchen Arbeiten kann allenthalben geschehen. Ich bitte Dich aber dringend, die außerordentlich ernste Frage mit Entschiedenheit zu beantworten und mir, wenn Du etwa sagst, daß die Frau Dich nach sich und also verkehrt beurteilt habe, zu schwören, daß Du mir Dein Innerstes nicht verbirgst." Man sieht, der große Poet spekulierte bewußt oder unbewußt, brutal aber richtig auf die Anständig-

keit der also Bedrängten, um ihr die, ach! so berechtigte Forderung unmöglich zu machen. Ja, er schenkt ihr sogar noch ein kleines Pflaster und bietet ihr eine — Gewissensehe an, die nach seiner Meinung sie vor Hohn und Spott sicherstellen müßte. So wenig dies dann natürlich auch zutraf, so hoch haben manche Biographen, wie Werner, ihm jenes „wichtige Zugeständnis“ angerechnet. Es ist ja auch ein so schönes Wort: Gewissensehe! d. h. eine Ehe, bei der sich Hebbel kein Gewissen machte, das Weib, dem er einfach alles genommen — sitzen zu lassen, wenn auch freilich erst in zirka drei Jahren, nachdem er sich etwas Besseres gefunden.

Ich kann nicht umhin, an dieser Stelle einzuschalten, daß der von Hebbel so vielgeschmähte Gutzkow mit seinem Vorwurf nicht daneben griff, unser Dichter hätte zum literarischen „Arbeitsmann“ ganz gut getaugt, wie seine elenden Lohnarbeiten für Behrendson bewiesen und noch viel mehr seine spätere Wirksamkeit an einer Wiener Zeitung, nur diese Fähigkeit nie ausnützen wollen. Lieber habe er sich von seiner Geliebten aushalten lassen, als in die verschiedenen Zeitschriften zu schreiben, wie er ihm geraten. „Das Leben Hebbels bis zu seiner Rückkehr nach Deutschland über Wien ist die Geschichte einer Natur, die sich nicht genug wundern konnte, daß nicht überall bei seiner Ankunft die Glocken läuteten und die Postboten geflogen kamen, um versiegelte Briefe mit Geldanweisungen zu bringen. Wo sollten die letzteren herkommen? Wer ernten will, muß säen.“ So sehr nun Gutzkows „Dionysios Longinus“ ein Pamphlet zu heißen, so muß man doch beachten, daß das Auge des Hasses noch schärfer sieht, als selber die Liebe. Und es trifft leider zu, daß Hebbel stets für die Unsterblichkeit arbeitete, doch selten für Erwerb und Selbsterhaltung. Nur in den Motiven, die unseren Dichter hiebei bestimmten, geht sein Feind in die Irre, oder, richtiger gesagt, er sieht nicht alles, nur die oberflächlichen. Er kennt weder den Assoziationswiderwillen, noch Hebbels spezifische Liebesbedingung, sich von einer Mutter erhalten zu lassen. Dieser wollte gar nicht in die Lage kommen, Elise

und sein Kind ernähren zu müssen und war in dem Augenblick mit Elisen fertig, als sie ihn nicht mehr erhalten konnte, ja, obendrein inniger am Kinde hing, als an ihrem Geliebten.

Darum fragte Hebbel jetzt überall herum, ob er die Mutter seines kommenden Kindes heiraten dürfe, selbstredend nur, um sein inneres Nein bestätigt zu hören, da er alles eher als ein Freund von vielem Fragen war. Und natürlich steigert sich jetzt seine Angst um Elisens Gesundheit wiederum maßlos, als Deckmantel dafür, daß er jener das Sterben bei der Entbindung wünschte. Durchsichtig schreibt er einmal an Elise: „In Deiner Lage an Essen und Trinken etwas ersparen wollen, hieße Dich töten, ich kann nicht ohne Entsetzen daran denken.“ Und weiter ins Tagebuch: „Ihre erste Entbindung war so außerordentlich schwer, sie litt so über alles Maß, daß ich, wenn ich mich hieran erinnere, mir etwas Entsetzliches als möglich denken muß.“ Er wird nicht müde, berühmte Männer zu zitieren: Lessing, Hegel, Goethe, Thorwaldsen und Haman, die anfangs bloß in Gewissensehe lebten, um erst nach Jahren regelrecht zu freien. Unter ihnen ist allerdings nicht ein einziger, der nach wenigen Jahren — eine andere freite. Der Kern seiner vielen Worte aber ist: „Ein Mann, wie ich, kann sich nicht in den Winkel stecken, wir können nicht fortleben wie bisher, es ist unmöglich, und die Kraft hat kein Mensch, ja, er darf sie nicht haben, hinter seines Gleichen zurückstehen und immer derjenige zu sein, der beklagt und bedauert, nach und nach auch über die Achsel angesehen wird.“ Zwischendurch dann stets die stille Hoffnung, genährt durch die Schwierigkeiten der ersten Entbindung, es könnte jetzt schief gehen und Elisens Tod ihn jeder Sorge entheben. Für ein Drama endlich „Zu irgend einer Zeit“ notiert er den Gedanken, daß die Kindesmörderinnen nicht, wie bisher bestraft, sondern sogar belohnt würden und „Staatsanstalten existieren müßten, worin die Kinder der Pauperisten getötet würden“.

Selbst als Elise seinen heimlichen Wünschen entgegenkommt und ihm ihren letzten Willen sendet, klingt die Be-

ruhigung, die er sich abzwingt, wirklich sehr matt, obgleich angeblich ihr Testament einen „fürchterlichen, zerschmetternden“ Eindruck auf ihn machte: „Du würdest mich grausam verkennen, wenn Du Dir eine Existenz für mich ohne Dich auch nur denken könntest! Unser Verhältnis ist derart, wie vielleicht auf Erden kein zweites gefunden wird.... Du, Dein edles, schönes Wesen, Deine Liebe ist mein Lebenselement; ich kann eher mich selbst aus der Welt wegdenken, als Dich.... Nein, ich fühle es, dies kann nicht kommen, nur ein anderer Fall ist nicht ganz so undenkbar wie dieser, daß es mit dem Kinde anders wird, als wir hoffen wollen, und darin müßtest Du Dich finden! Du mußt, Elise, Du mußt! Rufe Dir, wenn das geschehen sollte, was wenigstens nicht unmöglich ist, dies: Du mußt! selbst zu, da ich es Dir nicht zurufen kann.“ Da Hebbel also nicht den Mut aufbringt, seine bösen Gedanken wider Elise zu bekennen, so stellt er ihr wenigstens den Tod ihres Kindes als wahrscheinlich hin, obgleich dazu keine Ursache vorlag. Und den Wunsch, der ihn direkt zwangsmäßig verfolgt, auch Elise selber möge zu Grunde gehen, verbirgt er nun hinter einer besonderen Angst um ihre Gesundheit. Sie solle um Himmelswillen nicht sparen, ihre Wartefrau ja nicht zu früh entlassen, ihm hinterdrein auch nicht allzu rasch schreiben. Die Nachricht von ihrer glücklichen Entbindung sei die wichtigste, die er in seinem ganzen Leben empfangen könne, da es unmöglich sei, daß von einer anderen jemals wieder so viel für ihn abhänge. Und nachdem er so lange mit sorglichen Worten herumgeschwindelt hatte, sind allmählich seine Schuldempfindungen abreagiert und er schließt die Epistel: „Ich habe mich aus der Angst und Bewegung, womit ich anfing, völlig herausgeschrieben, ich bin ganz fest überzeugt, daß alles gut gehen wird und muß.“ Ehe Elise sterbe, müsse er selber zuerst gehen. „Bedenke nur dies! Welchen Furien würde ich anheimfallen, wenn ich nicht Gelegenheit erhielte, so manches, so unendlich vieles an Dir wieder gutzumachen!... Nun empfehle ich Dich in Gottes Schutz, ich werde immer an Dich denken und bitte auch Dich nur, in irgend einem

äußersten Falle über das Kind mich nicht zu vergessen! Ewig Dein Fr. Hebbel." Als die für ihn „wichtigste" Nachricht eintraf, „die wichtigste, die er zeitlebens erhalten", daß Elise eines gesunden Knäbleins entbunden, da war sein Entzücken ein recht gemäßigtes. Er ließ sich nicht minder denn fünf Tage Zeit, überhaupt zu antworten, so groß war seine Freude darüber. Obendrein nahm er sich peinlich in acht, sein zweites Büblein jemals zu sehen, ja, wich einer jeden Gelegenheit hiezu sorgfältigst aus, fast so wie der Möglichkeit, Geld zu verdienen.

IV.

Nachdem weder Mutter noch Kind Geneigtheit zeigten, zu sterben, begann er sich langsam selber zu lösen. Jene bösen Wünsche gab er nun freilich keineswegs auf. Und als Jahnens Elisen durch einen Brief des Dichters in eine so schwere Aufregung stürzt, daß sie darüber krank wird, hofft Hebbel sofort auf ihr mögliches Ende. Der Himmel werde ja geben, daß die Folgen nicht so entsetzlich seien, als sie sein könnten. „Lies, liebste Elise, lies und grüble nicht. Vertiefe Dich in Goethe, lies die Mysterien von Paris, nur nicht den Kalender unserer eigenen Zukunft. Es ist ja möglich, daß sich alles zum Besten kehrt." Und als dann „gute" Nachricht kommt, schreibt er getröstet: „Meine allerteuerste Elise! Habe Dank, innigen Dank dafür, daß Du noch lebst! Es ist schrecklich, daß man einen Brief so anfangen muß, und doch schön, daß man es kann! Ja, mein teures Wesen, ich habe mich die letzten Tage sehr abgeängstigt. Bis zum 23. war ich ruhig und hielt mich an Deinen Brief, als aber am 24., 25. usw. Deine Antwort nicht eintraf, wußte ich nicht mehr, was ich denken sollte." Also genau das nämliche Klischee, das wir von öfterer Wiederholung her kennen. Höchstens, daß zum Schluß der Heiratsantrag fehlt und auch seine Angst sich in wesentlich milderen Worten ausspricht.

Fortab ist Elise ihm nur noch lästig, zumal er nicht bloß sie und das Kind erhalten mußte, sondern sich jene in der

„Gewissensehe“ auch stets als Frau Doktorin Hebbel ausgab. Man könnte zwar fragen, was jenes berühmte „wichtige Zugeständnis“ denn für einen anderen Sinn haben sollte, als daß sich Elise, wenn auch ohne öffentliche Sanktion als seine Frau betrachten dürfe. Schrieb ihr doch unser Dichter selbst unter „Frau Doktor Hebbel“ und hieß sie in einem sogar direkt „meine Frau“, was sie dem Hausherrn zeigen sollte, der ihr ob jener Gewissensehe die Wohnung aufgekündet hatte. Jetzt aber ist Hebbel höchlichst entrüstet, als Elise das buchstäblich nimmt und, um sich „aus einer kleinen Verlegenheit zu ziehen, ihn und sich in eine größere stürzt“: „Welch eine Situation finde ich in Hamburg vor. Ich bin verheiratet, mein Name steht auf Assekuranzscheinen und in Mietkontrakten, Mägde zwischen Dir und Jul. Campe hin und wieder laufend, haben von der Frau Doktorin gegrüßt, ja — sogar nach Kopenhagen hast Du Dich als Verlobte präsentiert. Du mußtest, wie Du behauptest. Warum mußtest Du? Hundertmal in ähnlichen Fällen warst Du nur eine Cousine. Hierin habe ich Dich seit meiner Abreise nicht wieder erkannt. Kann ich nach Hamburg zurückkehren, ohne auf der Stelle zu heiraten, wenn ich mich und Dich nicht den heillosesten Spöttereien aussetzen will?“ Man sieht, was des Dichters eigentliche Absicht bei jenem „wichtigen Zugeständnis“ war. Es sollte Elisen die Augen auswischen, sie über seine wahre Meinung täuschen und vor allem verhindern, daß die vor der zweiten Mutterschaft Stehende mit der Hochzeitforderung zu dringend würde. Nun dieses hehre Ziel erreicht, war auch die Gewissensehe überflüssig.

Wiederum meldet sich als beste Entschuldigung Hebbels Phobie, in Not und Elend zu Grunde gehen zu müssen. „O, welch ein Fluch ist die Armut! Sie bringt den Menschen um alles. Die höchsten, schönsten Güter sind nicht für ihn da, er kann sie nicht genießen! Wer dies Gespenst einmal sah, und ich sah es in meiner frühesten Jugend, der sieht nichts anderes mehr!“ Er heißt seine finsteren Gedanken „unsichtbare Lebensräuber, die uns schon lange vorher vom Abgrund erzählen, ehe wir noch hin-

einstürzen", und schreibt aus Rom: „Ich bin unverändert, liebe Elise, aber mir scheint, der Himmel fällt über mir ein und ich weiß nicht, wie ich meinen Kopf gegen die Zerschmetterung schützen soll! Hätt' ich so viel festen Boden unter den Füßen, daß ich mein Kind in Ruhe, wie ein anderer Mensch, aufziehen könnte, wie wollte ich's lieben!" Natürlich ist das so wenig wahr, als seine unveränderte Liebe zu Elise. Denn wenig später zieht er die Bilanz: „Was wird das neue Jahr mir bringen? Eine Frau zu dem Kinde, das schon wieder da ist? Kann ich, muß ich heiraten? Kann ich, muß ich einen Schritt tun, der mich auf jeden Fall unglücklich und Dich! nicht glücklich machen wird? O, meine Lebensverhältnisse? Wie doch immer das, was mich dem einen Abgrund entriß, mich dem anderen wieder nah führte! Was ist darüber zu sagen! Elise ist das beste Weib der Erde, das edelste Herz, die reinste Seele, aber sie liebt, was sie nicht wieder lieben kann, die Liebe will besitzen, und wer nicht liebt, kann sich nicht hingeben, sondern höchstens opfern."

Da Elise aber die Wahrheit noch immer nicht fassen will, wird er brutaler[1]): „Nimm diesen Brief nicht mit Tränen auf, sondern mit Vernunft. Wenn Du mir etwas Tröstliches darauf sagen kannst, so wird es mir willkommen sein. Nur laß Gott aus dem Spiel." Dann wieder, als sie schreibt, sie würde sich gern mit Brot und Wasser begnügen, wenn sie nur Italien sehen könnte: „Darum eben, weil hier so vieles notwendig ist, was man anderwärts entbehren kann und was ich entbehren muß, wird man hier härter als anderswo an die Misère, mit der man sein ganzes Leben lang zu kämpfen hat, und die einen alles nur halb oder zum zehnten Teil genießen läßt, erinnert. Ich schweige über diese Dinge, obgleich die Erbitterung, die sie in mir erregen, von Jahr zu Jahr steigt; nur weil Du sie ganz zu übersehen schienst, habe ich in meinem letzten Briefe da-

[1]) In einem späteren Schreiben an Bamberg nennt er das, „sein Verhältnis auf ein rein freundschaftliches zurückführen".

von gesprochen. Das magst Du mir glauben, ich kämpfe jetzt einen schwereren Kampf, als ich noch je gekämpft habe; meine Geisteskräfte verlassen mich, in meinem Innern ist es öde und die Welt, die die Lücken ausfüllen sollte, ist völlig düster um mich her. Was bleibt mir? Darnach miß die Stimmung, in die der Gedanke mich versetzt, daß ich jetzt nach Deutschland reisen und, nachdem ich um Kindheit, Jugend und Jünglingszeit betrogen bin, als Mann den Vertrag mit dem Elend feierlichst abschließen und besiegeln soll. Der Mensch kann über alles verfügen, über Blut und Leben, über jeden Teil seiner Person, nur nicht über seine Person selbst, über diese verfügen höhere Mächte. Nun sind jene Verhältnisse da, gleichgültig, ob erstrebt oder durch den natürlichen Lauf der Dinge herbeigeführt, genug, sie sind da, sie sind seit lange da und aller Augen schauen auf mich und erwarten den letzten Schritt.... Es hat durchaus keinen Sinn, wenn Du erst auf die Heirat dringst und dann wieder sagst, Du wollest nichts für Dich. Das Weib hat alles, wenn sie Mann und Kind hat; darüber hinaus hat nie ein Weib etwas verlangt.... Wir würden ein ganz erträgliches Leben führen können, wenn wir hätten, was dazu gehört, und ich würde keinen Augenblick schwanken, wenn das der Fall wäre. Aber ist dies der Fall? Wird es, wenn kein Wunder geschieht, je der Fall sein? Als Schriftsteller verdiente ich bis jetzt wenig und, da die Produktion stockt, ist von jetzt an auf nichts mehr zu rechnen. Redakteur? Nimmermehr. Einzige Folge: schimpflicher Zurücktritt oder Tod am Nervenfieber. Professor? Lies, was ich Dir darüber aus Paris geschrieben habe. Was noch? Arbeitsmann? Die körperlichen Kräfte fehlen mir; sonst lieber als Telegraphen-Redakteur. Bleibt noch irgend etwas? Liebe Elise, Du schreibst, ich sähe selbst da Gespenster, wo Lichtgestalten zu sehen wären. Ach, meine Augen sind so schrecklich scharf, ich schaue durch die Erde hindurch und sehe die Toten, wie sie verwesen; nun sehe ich die Blumen, die sie bedecken, nicht mehr! Möglich ist es, daß ich alle diese Dinge in einem zu trüben Lichte erblicke, aber das ändert nichts an der Sache, denn so viel ist

gewiß: ich kann nichts von der Gegenwart genießen, wenn ich der Zukunft nicht sicher bin. Das kommt daher, das Elend hat an meiner Wiege gestanden, es hat mir in zartester Kindheit ins Gesicht geschaut und meine Seele versteinert. Was Not ist, hast Du noch nicht erfahren und kannst es Dir darum auch nicht denken. Du meinst, so schlimm kann es gar nicht werden, mir am Weihnachtsabend mein Lieblingsgericht auf den Tisch zu schaffen? Teuerste Seele, es kann so schlimm werden, daß, wenn Du Deine Adern öffnen und für ein Stück trockenes Brot Dein Blut hingeben wolltest, man Dir antwortete: wär's Ochsenblut, so ließe sich's in der Zuckersiederei gebrauchen, aber Menschenblut? Nein, Madam, gehen Sie!.... Du schreibst, Deine Mutter würde das Geld zur Trauung hergeben, wenn wir es nicht hätten. Etwas Furchtbareres ist noch nicht aus Deiner Feder geflossen. Nicht einmal das Geld zur Trauung und eine Ehe anfangen!!! Und dann in Hamburg leben unter so vielen Feinden und mir gehässigen Personen, von einer Stufe des Elends zur anderen unter Spott und Hohngelächter herabsinken, sterben und dafür mit Nadeln gezwickt werden — — nein, ich glaube doch, das heißt die eheliche Taufe meines Sohnes zu teuer bezahlen."

Ich gebe diese Probe darum so ausführlich, weil sie ein treffliches Exempel ist der brutalen Tonart, die Hebbel nun anschlägt, nachdem ihn Elise gutwillig nicht frei gibt. Wenn sie sich auf den lieben Gott beruft, der helfen werde, erwidert er unwirsch: „Ich bitte Dich zum zweitenmal, keine Berufungen auf den lieben Gott usw., von denen Dein letzter Brief wieder wimmelt! Der liebe Gott ist wie die Luft; wir leben und weben in ihr, aber wir können keine Würste und keinen Speck herausschneiden. Dir müßten meine Ideen endlich doch deutlich sein. Ich kann so etwas nicht ohne den peinlichsten Eindruck lesen." Nur wenn sich die also Getretene aufbäumt, erklingen noch einzelne Töne von früher, freilich mit Wut und Zorn unterspickt: „Deine Gefühle für mich kann ich nicht erwidern, das hast Du immer wissen müssen und immer gewußt, und es ist doch wohl so wenig

bei mir eine Sünde, wie bei Dir, daß ich über mein Herz nicht gebieten kann. Aber desungeachtet bist Du mir das Teuerste auf der Welt, und wenn das entsetzliche Schicksal mich treffen sollte, Dich zu überleben, so würde mir die Brust zerspringen und das Gehirn bersten.“ Wenige Monde später hat er ein anderes Teuerstes gefunden und Elise dann neun Jahre überlebt ohne Spur von Erschütterung. In jenem Briefe aber orgelt er weiter: „Wendet sich nicht meine ganze Seele nach Dir? Teile ich Dir nicht jeden meiner Gedanken mit? Habe ich Ruhe, ehe ich meine besten Gedichte in Deinen Händen weiß? Fühle und erkenne Dich selbst! Du hast keinen einzigen Zug von denen, die Du Dir in der Verzweiflung selbst andichtest. Du hast mehr Geist als die meisten Deiner Mitschwestern und ein Herz, wie nie ein edleres geschlagen hat. Du bist eines der herrlichsten Weiber, die je über die Erde geschritten sind, und es ist mein höchster Schmerz, Dich nicht so lieben zu können, wie Du es verdienst. Alles dies solltest Du wissen und wenn Du es nicht weißt, wie kannst Du irre werden an Dir und mir? Naturnotwendigkeiten können wir alle beide nicht ändern, man kann sich so wenig ein anderes Herz geben als ein anderes Gesicht. Ich schaudere vor der Rückkehr, es ist wahr, aber nicht, weil mich hier ein Frätzchen oder auch nur die Natur gefesselt hält, sondern weil mich in Deutschland alle Schrecknisse erwarten, die ich am meisten scheue. Hättest Du mir ein Asyl zu bieten, wie gern wollt' ich kommen. Aber ich fühle in mir nicht die Fähigkeit, mir selbst eines zu gründen.“ Und jetzt folgt noch eine Stelle, die den Schlüssel abgibt für sein ferneres Verhalten. „Manchen anderen mag der Kampf mit der Not stählen; bei mir ist das Gegenteil der Fall[1]. **Der Dichter muß eine behagliche Existenz haben, ehe er arbeiten kann;** andere arbeiten, um eine solche Existenz zu erlangen. Ohnehin sind meine Bedürfnisse gestiegen, ich kann manches nicht mehr so leicht entbehren, wie wohl früher.“ Und gleich

---

[1]) Mohr gegenüber hatte er freilich genau das Gegenteil behauptet.

wallt wieder der Zorn in ihm auf trotz aller schönen Worte von früher. „Soviel ich auch nachdenke, das Resultat ist: uns fehlt Geld! Hast Du mir hiezu etwas zu sagen, was trösten und beruhigen kann, so tu's. Aber verschone mich mit dem Allerweltstrost. Wen nur noch ein Wunder zu erretten vermag, der ist verloren. Und Geld zu schaffen, weiß ich so wenig als Dein kleiner Sohn. Ich bitte Dich noch einmal: nie wieder etwas von Gott, von Vorgefühlen usw. Meine Hand fährt unwillkürlich nach Briefen, die so etwas enthalten, um sie zu zerknittern.... Weißt Du dagegen einen vernünftigen Plan, der zu etwas führt, so wird er mir immer willkommen sein.... Laß dies nun meine letzte Erklärung über den unter uns immer wiederkehrenden Zwist sein. Mich ekeln die ewigen Wiederholungen. Geld! Geld! Geld!"

Wir haben vorstehend ein neues Leitmotiv kennen gelernt oder richtiger ein altes, das ihm allmählich zum Bewußtsein kommt. Hebbel wollte um jeden Preis eine behagliche Existenz, mit anderen Worten, was er nur so nackt und hüllenlos zu sagen sich scheute, eine Versorgungsehe, eine Frau, die ihn nähren und erhalten sollte. Kurz vorher hatte er an Elise geschrieben: „Mehr als einmal habe ich mir schon einen Gehirnschlag gewünscht, denn ich kann die Qual des Daseins unter solchen Bedingungen nicht mehr ertragen." „Mir wird doch alles vergiftet. Die Jugend, die Studienzeit, jetzt die Reisen, denn wer kann Erdbeeren essen, wenn eine Lawine über ihn zusammen zu stürzen droht. Und alles, weil ich kein Geld habe! Denn wie glücklich könnte ich noch werden bei meinem Geist, meinen Organen! Ich daure mich selbst, wenn ich's bedenke." Nur Nutzen aus diesem Geiste zu ziehen und um Geld zu schreiben, wie auch die größten Dichter nicht verschmähten, das mochte er um keinen Preis der Welt; zumindest so lange nicht, als dies Elise und seinem Kinde zu statten gekommen wäre. Denn nach Jahren, da er es gottlob nimmer nötig hatte, gab er einen brauchbaren Redakteur, ja, verfaßte sogar gegen gute Bezahlung ein — Libretto. Dazumal aber phantasierte er höchstens von Riesen-einnahmen, ohne je das Geringste dafür zu tun, wie Gutz-

kow durchaus treffend ihm vorwirft. So schreibt er z. B. an Elise: „Wenn Du mir zuweilen von ‚Durchkommen' schreibst, überschleicht mich ein unsäglich peinliches Gefühl. Nein, damit bin ich jetzt nicht mehr zufrieden. Lieber den Tod, als so ein enges Dasein, wo man von Tag zu Tag wie die Raupe von Blatt zu Blatt hinüberkriecht und selig ist, wenn man sich satt fühlt. Der Widerspruch zwischen meinen kümmerlichen äußeren Verhältnissen und meinem genuß- und tatendürstigen Innern wird immer schneidender; aber ich hoffe viel von meiner späteren Zukunft, vorausgesetzt, daß ich nicht einen Schritt tue, der entschieden das Glück verscheucht, und bin nur besorgt für die nächste. Ein Schriftsteller wie Lewald hat für seine sämtlichen Werke 12.000 Taler bekommen, welches 600 Louisdors Zinsen macht; eine ähnliche Summe kann mir in acht bis zehn Jahren nicht fehlen, und das ist ein hinreichendes Fundament eines unabhängigen Daseins." Und drei Tage später perorìert der allzeit so Schaffensträge dann lustig weiter: „Nein, mir ist nicht bange! Die nächste Zukunft kann mir noch so manche Nuß zu knacken geben, aber die spätere wird mich entschädigen. Nur muß ich dem Ruf meines Genius folgen, nicht meinem Herzen, und mich nicht in eine Lebensform hineinzwängen, für die ich nicht passe."

Vielleicht aus einem gewissen Schuldgefühl findet er gelegentlich noch ein zärtlich Wort. So schreibt er einmal: „Könntest Du hören, wie ich hier oft von Dir spreche, Du würdest mich in Deinem letzten Briefe nicht gefragt haben: ich werde Dich doch wiedersehen? Teuerste Elise, wie wäre es denn möglich, daß ein Band, wie es zwischen uns besteht, zerrissen werden könnte! So wie wir wächs't man sich nicht ineinander ein, und geht dann wieder auseinander. Wer weiß denn, wer von uns beiden Wurzel, wer Blüte ist." Und gingen doch beide für immer auseinander — ein halbes Jahr später! Sein wirkliches Gesicht spricht aus anderen Zeilen, obwohl er selbst da noch die Wahrheit tüncht. „Ich begreife nicht, wie Du an die Möglichkeit einer Heirat denken kannst.... Für Dich und

das Kind werde ich tun, was in meinen Kräften steht. Das bedarf keiner Worte, es ist heilige Pflicht. Wenn ich zehn Jahre älter bin, kann auch ein übriges geschehen.“ In Grimm und Hohn ergießt er sich ein andermal: „Deinen Brief lasse ich unbeantwortet, da er natürlich nur die allerunangenehmsten Gedanken in mir angeregt hat.“ Und nachdem er seine Schulden aufgezählt: „Ein hübsches Sümmchen, nicht wahr? Dabei keine Kleider auf dem Leibe! O, Du hast recht, ich schwimme in Genüssen aller Art!“ Kurz vorher aber hatte er noch selber geschrieben, er sei in Neapel weit länger geblieben, als er ursprünglich wollte, trotzdem das Leben so kostspielig wie in Paris gewesen, nur weil er sich dort in der Umgebung von schönen Mädchen glücklich gefühlt habe.

Aus Wien, das er bei der Rückreise berührte, meint er anfangs ähnlich: „Ich glaube nicht, daß hier für mich etwas zu hoffen ist, und bitte Dich sehr, Dich keinen Erwartungen hinzugeben; ich komme nach Deutschland mit der festen Überzeugung zurück, daß ich die literarische Schlacht verloren habe, verloren an Lumpe, nicht an Götter, aber nichtsdestoweniger verloren.... Deinhardtstein hat mich auch dringend eingeladen, den Wiener Jahrbüchern einen Beitrag zu geben; sie zahlen sechs Dukaten für den Bogen, ach, ich kann nicht schriftstellern!“ Er mußte ein zweitesmal von Deinhardtstein förmlich gebeten werden, eh er sich entschloß, mit seiner Feder Geld zu verdienen. Von Wien wolle er zunächst nach Berlin, doch auch dort könne seines Bleibens nicht sein. „Nach Hamburg kann ich aber doch wohl kaum kommen, denn die Zahl der mir Übelwollenden ist in dieser Stadt doch zu groß. Oder meinst Du? Bedenke bei der Antwort auf diese Frage aber nicht Dich allein, sondern auch mich, Du bist seit lange nicht mehr gewohnt, es zu tun.“ Also schrieb einer der selbstliebendsten Menschen, der stets nur sich kannte und wiederum sich, an eine Frau, die jahrelang einzig bloß ihm gelebt hatte, und später, als Hebbel sie verließ, nur seinem Kinde.

Trotzdem ihn Wien mit Ehren und Anerkennung überhäufte, klingt auch des Dichters nächster Brief nicht viel zuversichtlicher und vor allem für Elise ganz niederschmetternd: „Gottlob, noch immer sind die Kräfte frisch und jede Schlacht will ich bestehen, nur das Gespenst der Not muß mir nicht nahe kommen, das vernichtet mich. Dürftig lebe ich jetzt; ich ertrag es, alle Ehren, die mir gebühren, gehen an meinem Haupte vorüber, ich lache dazu, aber der wirklichen Misère würde ich erliegen, es ist Lebensbedingung für mich, daß sie mir fern bleibt.“ Und dann fügt er, der jeglicher Möglichkeit des Verdienens ängstlich aus dem Wege ging — mindestens müsse vorher seine Zukunft sichergestellt sein — in grimmer Selbstverhöhnung hinzu: „Freilich scheint es, daß mein Untergang beschlossen ist, denn wie ich armer Mensch, dem alles fehlschlägt, wenn es sich um den Erwerb handelt, mich und eine Familie ernähren, wie ich dabei noch Schulden bezahlen soll, weiß ich nicht. Gestern empfingst Du meinen Brief, heute schreibst Du mir vielleicht, daß Du mir von Herrn Campe nichts zu sagen hast. Mag's! Ich entdecke gewiß morgen die Kunst, aus Kartoffeln Gold zu machen.“ Es macht wiederholt auf mich den Eindruck, als triebe sein Unbewußtes absichtlich auf die Verzweiflung hin, damit der Dichter eine Rechtfertigung habe, Elisen zu verstoßen. So z. B. in seinem drittnächsten Schreiben: „Danke Gott, liebe Elise, daß ich Deinen Brief nicht gleich am Tag des Empfanges beantwortete, es würde Dir wenig Freude gemacht haben. Wer war auf solche Dinge gefaßt! Also, Julius Campe ist ein Schurke, und was noch schlimmer ist, die Buchhändler achten meine Arbeiten zum wenigsten nicht als Handelsartikel, denn sonst hätte dieser Kius zugegriffen. Wie Du glauben konntest, daß ich unter solchen Umständen nach Hamburg gehen, ja fliegen könne, geht über meine Fassungskraft. Freilich weiß ich längst, daß die Liebe die höchste Spitze des Egoismus ist und daß ihre Opfer die des Gärtners sind, der einen Baum düngt, weil er die Früchte herauslocken will. Darüber kein

Wort mehr. Nach meiner Ansicht habe ich jetzt nichts Angelegentlicheres zu tun, als mir um jeden Preis eine Existenz zu gründen. In Hamburg ist das unmöglich, wie das geringste Nachdenken Dir zeigen sollte.... Das mußt Du doch fühlen, daß die Verhältnisse von ehemals jetzt unmöglich sind und daß mein Leben entweder einen höheren Schwung oder — ein Ende nehmen muß. So steht die Sache, täusche Dich nicht. Alle meine Gedanken sind jetzt auf Wirkung gerichtet, von allen Arten der Sehnsucht kenne ich nur noch die eine nach Taten und nichts kann Pflicht für mich sein, was diese verhindert, weil es mich und alle meine Kräfte vernichtet." Diese Sehnsucht nach Taten war, wie sich gar bald erweisen sollte, die Sehnsucht nach — einer Versorgungsehe, die seine Pflichten gegen Elise und sein Kind nicht verhindern konnten [1]).

In Wien lernte Hebbel die Annehmlichkeiten des Reichtums kennen. Schon daß ihn Zerboni von Kopf bis zu Fuß ganz neu ausstattete und im ersten Hotel der Stadt installierte — dies alles nahm der stolze Poet als Zoll der Bewunderung ohne Widerspruch hin — erhöhte sein Selbstgefühl außerordentlich. „Mit einem anderen Rock wurde ich ein anderer Mensch." Dann kam unser Dichter nicht bloß in literarische, sondern auch in sogenannte „vornehme" Kreise, die ja dem Maurerssohn in ihm zeitlebens ganz gewaltig imponierten. Und als er nun vollends in Christine Enghaus ein liebenswertes Weib erschaute, das den Vorzug besaß, mit 5000 Gulden Konventionsmünze für Lebensdauer angestellt zu sein, war sein Entschluß auf der Stelle gefaßt und — Elise verloren. Erfüllte doch jene alle spezi-

---

[1]) Gar so verzweifelt stand es übrigens um seine Zukunft nicht, denn 14 Jahre später, da seine Hoffnungen bloß materiell in Erfüllung gegangen, schrieb er an Dingelstedt (Brief vom 31. März 1860): „Lieber Freund, hätte ich geahnt, was mir in Wien bevorstand, hätte ich die Winke des damaligen Dänischen Gesandten, des wohlwollenden General's Löwenstern, nicht unterschätzt, so säße ich seit 1846 als Professor in Kiel, denn ich hatte ein Versprechen von Christian dem achten und er war ein Gentleman. Das war mein rechter Weg."

fischen Liebesbedingungen, die Hebbel sich nur wünschen konnte.

Das Zusammentreffen beider ist durchaus bezeichnend. Christinen war der Dichter durch Prechtler für den nächsten Tag angekündigt worden. Im Schlafe erschien er ihr als Meister Anton, sie sich selbst als Klara, dieweil auch sie in ihrer Vergangenheit einen Punkt besaß, über den „kein Mann hinwegkommt". „Im Traum", schrieb Christine später an Kuh, „sah ich die Ziegel von den Dächern fallen, doch keiner traf mich — mit diesem Angstgefühl erwachte ich und verharrte darin, bis Hebbel eintrat. Seine hagere Gestalt, die blasse Leidensmiene flößten mir beim ersten Anblick das tiefste Mitleid ein. Meine Furcht war verschwunden.... Mir wurde recht traurig zu Mute, als er mich verlassen — ich hatte von seiner Armut gehört, seine ärmliche Kleidung, der schwarze Frack, der ihm nicht paßte, bezeugten sie nur zu sehr. Wenn ich reich wäre, sagte ich mir, so würde ich ihm eine sorgenlose Zukunft schaffen — das war mein Gefühl bei seinem ersten Scheiden." Das zweitemal kam er schon völlig verändert als reines Modekupfer zu ihr, die vor lauter Schüchternheit kaum Bescheid zu geben wagte. „Nur aus meinen Augen (auf deren Ausdruck er später alles gab) konnte er sehen, welchen Eindruck er auf mich machte." Das drittemal stürzte er frühmorgens schon herein und da kam es zum Küssen. „Die Besuche bei Christine", erzählt uns Kuh, „wurden nun häufig und bald verging kein Tag, an dem er sie nicht sah. Beider Entschluß, einander angehören zu wollen, stand fest. Alles hatte er ihr eröffnet, was an schweren Bekenntnissen auf seiner Seele lastete — nichts hatte sie ihm verschwiegen, was ein geprüftes weibliches Herz arg bedrücken kann und was dem Gitter der Zähne nur ungern entschlüpft. So legten sie ein jedes ihre eigene, besondere Schuld zusammen, von der Innigkeit der Neigung zwar dazu gekräftigt, wie befähigt, aber keines im Rausche des Augenblickes, keines mit verdunkeltem oder auch nur eingeschläfertem Bewußtsein. Es war eine durch die Verflechtung der Umstände und den Hintergrund der Erlebnisse eigentümlich

beschaffenen Besonnenheit, die sich bei der Knüpfung des Bundes tätig erwies. Aus dem Munde der Witwe des Dichters weiß der Biograph, daß Mitleid die vornehmste Triebfeder gewesen, welche sie damals bestimmte, Hebbel ihre Hand zu reichen, so sehr auch der mächtige Eindruck seiner Natur und zarte Regungen ihres Gemütes sie an ihn drängten und fesselten." Zum Jahresschluß aber schreibt Hebbel ins Tagebuch: „Ich verlobte mich mit Fräulein Enghaus; ich tat es sicher aus Liebe, aber ich hätte dieser Liebe Herr zu werden gesucht und meine Reise fortgesetzt, wenn nicht der Druck des Lebens so schwer über mir geworden wäre, daß ich in der Neigung, die dies edle Mädchen mir zuwendete, meine einzige Rettung sehen mußte. Ich zögere nicht, dieses Bekenntnis unumwunden abzulegen, soviel ich auch dabei verlieren würde, wenn ich einen deutschen Jüngling zum Richter hätte; auf eine unbesiegbare Leidenschaft darf man sich nach dem dreißigsten Jahre nach meinem Gefühl nicht mehr berufen, wenn man nicht ein völlig inhaltloses Leben führt, wohl aber auf eine Situation, die, ein Resultat aller vorhergegangenen, das Dasein selbst mit seinem ganzen Gehalt ins Gedränge bringt, wie es in jedem Sinn mein Fall war. Es ist meine Überzeugung und wird es in alle Ewigkeit bleiben, daß der ganze Mensch derjenigen Kraft in ihm angehört, die die bedeutendste ist, denn aus ihr allein entspringt sein eigenes Glück und zugleich aller Nutzen, den die Welt von ihm ziehen kann; diese Kraft ist mir die poetische: wie hätte ich sie in dem miserablen Kampf um die Existenz lebendig erhalten und wie hätte ich diesen Kampf ohne sie auch nur notdürftig in die Länge ziehen sollen, da bei meiner unablenkbaren Richtung auf das Wahre und Echte, bei meiner völligen Unfähigkeit zu handwerkern, an einen Sieg gar nicht zu denken war. Wenn die Ruhe des Gewissens die Probe des Handelns ist, so habe ich nie besser gehandelt, als indem ich den Schritt tat, aus dem Elise mir eine Todsünde machte." Also Mitleid von Christinens und Streben nach Versorgung von Hebbel's Seite, angeb-

lich weil er nur so ein Dichter zu bleiben vermöchte, das war das Fundament dieser Ehe. Und darum mußte eine Elise Lensing geopfert werden!

Wie ertrug nun diese den schweren Schlag? Die entscheidenden Briefe und Tagebuchblätter über den Bruch hat leider der „pietätvolle“ Bamberg herausgeschnitten und vernichtet. Bedenkt man, wie dieser allzeit bestrebt war, des Dichters Bild nicht verdunkeln zu lassen, dann drängt sich der Schluß unabweisbar auf, daß jene herausgeschnittenen Zeugnisse kein Ruhmesblatt im Leben Hebbels gewesen sein können. Ihr Inhalt läßt sich nur aus dem Echo in Kuhs Biographie beiläufig erraten, wobei obendrein in Anschlag zu bringen ist, daß auch dieser liebende Bewunderer des Dichters stets alles beschönigte, was seinem Idol abträglich wäre. Immerhin bleibt seine Schilderung lehrreich. „Es war keine Bräutigamszeit, die Hebbel nach seiner Verlobung mit Christine Enghaus durchlebte, es war eine von Lichtblicken unterbrochene Erinnerungsnacht, von der er wußte, daß zwei Frauen die Qualen derselben teilten. Briefe anklägerischen, verteidigenden, wehevollen und widerwärtigen Inhalts liefen, besser schlichen zwischen ihm und Elise hin und her; alte Posten wurden gezählt und aneinandergereiht, Vergangenes und Verschollenes, Gutes wie Böses, Schönes wie Unschönes rekapituliert. Was das rastlos vorwärts treibende Leben in seinem mannigfaltigen Wechsel der Lagen und Stimmungen zum Heil oder Unheil der beiden, zu ihrem Troste oder ihrer Pein hervorgebracht, und was als Ursache und Wirkung, als Schicksal oder Zufall sich vor ihnen beglaubigt hatte, das nahm sich nun, in dem Briefgefecht zum Kriegsgebrauch herbeigeholt und erniedrigt, unhold und mißlich, halbwahr oder lügenhaft aus, das erschien als ein Leichenfeld von Fehltritten und Enttäuschungen, als eine Folgenreihe von Willkür und Laune. Die Wärme des Erlebten und Durchlebten hatte sich verflüchtigt und alles wurde kalt und häßlich und unwahr. Da Christine in diese Kämpfe Hebbels mit hineinschaute, so verwandelte sie sich zuweilen, ohne sich dessen bewußt zu werden, in die Bun-

desgenossin, welche zu der Verlassenen in Hamburg stieß. ‚Du hast keine Kinder geboren! Ich weiß, wie das tut, und beklage sie unendlich!‘ rief Christine eines Abends weinend aus. Bräutigamswochen, wie sie zu dem Dichter der Maria Magdalena passen.“ Bestünde noch der kleinste Zweifel an der Hauptschuld Hebbels, jenes Eintreten seiner eigenen Braut, wie später der Gattin, müßte ihn ersticken. Doch so ausgezeichnet Christine sich als des Dichters Ehefrau betrug, ihr edles Verhalten gegen Elise ist nicht bloß Ausfluß innerer Vornehmheit, sondern noch vielmehr, ja in erster Linie, ihres Schuldbewußtseins. Viel schlimmer stand es um Hebbels Gebaren. Mit der früheren Liebschaft fertig geworden, wird dieser nicht müde, sein Opfer zu beschmutzen, nachdem er es aufs Äußerste ausgenützt hatte.

Das beweisen selbst jene Briefe deutlich, die Felix Bamberg unvernichtet ließ, weil sie den Absender am wenigsten bloßstellten. So schreibt unser Dichter einmal an jenen: „Schon in Rom war ich fest entschlossen, das in Hamburg bestehende Verhältnis auf ein rein freundschaftliches, was es auch immer gewesen war, faktisch zurückzuführen, und ich richtete darnach meine Briefe ein. Ich führe dies an, um Ihnen zu zeigen, daß nicht erst der überwiegend-mächtige Eindruck einer weiblichen Bekanntschaft den Wendepunkt herbeigeführt hat, was freilich bedenklich gewesen wäre. Ich schauderte vor dem Gedanken, mein Leben an der Seite eines Frauenzimmers zu Ende bringen zu müssen, das ich nie geliebt und das dies immer gewußt hatte; ich fühlte, daß sie mich unglücklich machen und dadurch selbst unglücklich werden mußte, unglücklicher, als bei der Aufhebung einer Verbindung, die bei ihr freilich im Naturgrunde wurzelte, die sie aber bei ihrer unbedingten Kenntnis meiner Empfindungen nie hätte suchen sollen und die mich für ewig von einer gesunden menschlichen Existenz ausschloß. Jedes Opfer darf man bringen, nur nicht das eines ganzen Lebens.... Ein Weib, was einen Mann in seinen Armen verwesen sehen könnte, und in dem Bewußt-

sein, ihn zu besitzen, wie man jede andere Sache besitzt, Ersatz fände, würde das Opfer des Mannes nicht verdienen und ein anderes Weib würde ein solches Opfer nicht verlangen. Es gibt keine zweite Alternative[1].... Ich kam dann nach Wien, wahrlich nicht mit dem Gedanken, hier längere Zeit zu verweilen, geschweige, mir hier eine Frau zu suchen. Noch weniger jedoch dachte ich daran, nach Hamburg zurückzukehren, obgleich ich mit einer Leidenschaftlichkeit dahin berufen wurde, die, ich leugne es nicht, mich bei ihrer gänzlichen Rücksichtslosigkeit auf das, was ich empfand, indignierte." Er habe Christine keine dreimal gesehen, als ihm „der volle Inhalt des Lebens, den nur die Liebe heraufbeschwört, wieder nahetrat. Ich kämpfte mit mir, ob ich fliehen solle, aber nicht aus Rücksicht auf mein Hamburger Verhältnis, denn dieses war für mich abgetan, sondern weil mir das neue eine bittere Pflicht auferlegte, eine Pflicht, der ich mich im ersten Moment ebenso wenig gewachsen fühlte, wie der Sekretär in der ‚Maria Magdalena'. Wissen Sie, warum ich nicht floh? Weil ich Verfasser dieses Dramas bin, weil ich mich der Probe, die das Schicksal mir auferlegte, nicht entziehen konnte, ohne mein Stück und also meine ganze Poesie für eine schnöde Heuchelei zu erklären, weil ich mich schämte, in einem Lebensbilde moralische Forderungen ausgesprochen zu haben, die zu erfüllen mir selbst zu schwer fiel". Also weil er einen Satz seines Trauerspieles erhärten mußte, darum habe er Christine gefreit, nicht wegen ihres hohen Jahresgehaltes, der selbst das Problem der „Maria Magdalena" übergoldete[2]. Als ob schon ein Mensch um einer dramatischen These willen je geheiratet hätte! Etwas ehrlicher schreibt er an Ludwig Gurlitt, vor dem er mit seiner Ehefeindlichkeit immer geprunkt hatte.

---

[1]) Wie treffend nennt es Kuh einmal: „seine bis zur Virtuosität ausgebildete Sophisterei!"

[2]) Was da vom „Sekretär-Ideal" tatsächlich bestimmend mitwirkte, werde ich später, bei der Besprechung der „Maria Magdalena" auszuführen haben.

Diese Abneigung sei nur einzig seinem früheren „unglückseligen Verhältnis“ entsprungen. Nun liebe er „unendlich, sie ebenso mich und wir werden uns bald verheiraten. Die bürgerliche Gesellschaft verlangt's, nur der Unabhängigste kann ihr trotzen und warum es tun in gleichgültigen Dingen?“. Am richtigsten dünkt mich eine Reihe von Motiven angeführt, ob auch keineswegs alle, in einem Schreiben an Bamberg: „Sie kennen mein Verhältnis in Hamburg, Sie kennen es ganz und wissen, daß ich dort verehrt, ja angebetet habe, ohne zu lieben. Hier verehre ich, wie ich dort verehrte, und liebe, wie ich noch niemals liebte. Rechnen Sie die glühendste Gegenliebe, eine brillante Lebenssituation und die unbedingteste Ergebenheit in meine Wünsche, die entschiedenste Bereitwilligkeit, mir alle Verhältnisse zu opfern, hinzu und fragen Sie, ob ich glücklich bin! Um den Neid der Götter zu beschwichtigen, sei hinzugesetzt, daß auch manche dunkle Fäden mit durch dies Goldgewebe laufen, Fäden, die nichts für mich sind, aber viel für die Welt!“ Wie wenig auch dieses letzte Wort zutraf, beweist ein Wort Bambergs, der Hebbel allzeit gut durchschaute: „Ohne daß sich eine beweiskräftige biographische Tatsache darüber feststellen läßt, aber aus richtiger psychologischer Folgerung kann man annehmen, daß die 1847 begonnene Tragödie ‚Herodes und Mariamne‘ aus Hebbels eigener, rückwärts schauender Eifersucht auf Christine entstanden ist, einer Leidenschaft, die in der menschlichen Natur vielleicht noch tiefer begründet ist, als die vorwärts schauende des Herodes[1])“.

Doch der Dichter, der schon im erstzitierten Schreiben an Bamberg sich mancherlei Überschwänglichkeit erlaubte — um nicht ein stärkeres Wort zu gebrauchen — begnügte sich nicht mit der schroffen Trennung, sondern, wie er beim Bruch ganz regelmäßig tat — ich erinnere an Mohr und Amalie Schoppe —, er behauptete weit mehr, als mit der

---

[1]) Vielleicht hat just jener dunkle Punkt Christine veranlaßt, Hebbel die unbedingte Unterwürfigkeit bis zur finanziellen Auslieferung zu zeigen, die für diesen spezifische Liebesbedingung.

Wahrheit noch zu vereinen. So heißt es z. B. in einem Briefe an Gurlitt: „Schon durch Auflösung jenes früheren Verhältnisses, das mir in Wahrheit, meine Korrespondenz wird es dereinst bezeugen, zehn Jahre lang den Horizont verfinsterte, ist eine heitere Ruhe über mich gekommen.“ In Wahrheit begann ihm dieses Verhältnis, das ihn jahrelang vor dem Verhungern schützte, erst dann den Horizont zu verfinstern, als Elise kein Geld mehr herzugeben hatte und obendrein von ihm schwanger ging, was wiederum auch nur sechs Jahre zurückliegt. Und da selbst drückten ihn, bis er zum zweitenmal Vater wurde, weit mehr die Sorgen um die Zukunft als sonst eine Finsternis. Wie hätte er anders aus Kopenhagen, also 1842 noch, wahre Liebesbriefe schreiben können und sich nach Elisens Nähe gesehnt, kaum geringer als drei Jahre zuvor, da er sie anflehte, eine Nacht mit ihm zusammen zu leben „ohne alle Furcht vor Störung“.

Hören wir die weiteren Vorwürfe an des sich zurückziehenden und lästernden Liebhabers: „Alles Unwahre, Fundamentlose muß einmal ein Ende nehmen und so auch diese Verbindung ohne Liebe! Wie ein Todesschleier hat sie nun fast zehn Jahre über meinem Leben geruht, es ist genug. Ich habe Dir (Gurlitt) oft über das Mädchen gesprochen, hundertmal hat sie mir gesagt und geschrieben, daß sie nur mein Glück wolle und daß sie vor einer Geliebten freudig und ruhig zurücktreten werde, aber sie besteht schlecht in der Probe; doch mir gilt es gleich, mein Entschluß steht fest. Wäre sie im stande, das Opfer einer liebeleeren Ehe anzunehmen, so wäre sie eines solchen Opfers nicht wert und hätte nur das zu ertragen, was ein Weib denn doch wohl verdient, welches weiß, daß ein Mann sie nicht liebt und den Mann doch nicht fahren läßt.“ Also wieder die Märe von Elisens Selbstsucht. Sie hatte Hebbel in jenem Augenblick entdeckt, als die in Not mit seinem Kinde Zurückgebliebene sich nicht schlankweg aus seinem Leben fortstahl, sondern für dieses, sein leibliches Söhnchen, Erhaltung und Legitimierung begehrte.

Noch schärfer wiederholt den obigen Vorwurf ein Brief an Bamberg: „Meine Hamburger Freundin hat mir hundert- und tausendmal gesagt und geschrieben — noch nach Rom, noch nach Wien, aber vor der Katastrophe —, daß ich frei sei, daß ich jede Verbindung eingehen könne, wenn ich dadurch glücklich würde, daß sie sich auf eine endliche Trennung gefaßt mache. Gerade weil sie dies tat, verehrte ich sie, gerade, weil sei mich freisprach, fühlte ich mich gebunden, denn sonst hätte ich ihr bei der dem Weibe in Lebensverhältnissen angeborenen Klugheit und bei den zehn Jahren, die sie vor mir voraus hatte, das Unnatürliche in unserer Situation ganz anders zur Last gelegt. Hören Sie nun, wie sie sich benommen hat. Kaum hatte ich in meinen Briefen an sie den Namen des Fräuleins Enghaus genannt, als sie mir, scheinbar naiv, aber unmöglich ohne Absicht, ich sage: unmöglich, eine der niedrigsten Verleumdungen mitteilte, die jemals über ein weibliches Wesen, ich sage nicht: über ein edles weibliches Wesen, ersonnen worden sind. Ich antwortete ihr mit jener Heftigkeit, die natürlich ist, wenn eine Dame, die man hochachtet, über ein Mädchen, das man liebt, Dinge schreibt, welche ihr selbst um so mehr schaden, je weniger sie diesem zu schaden vermögen; mit jener Heftigkeit, die ihr nach zehnjähriger vertrauter Bekanntschaft mit mir gewiß nicht unerwartet kommen konnte; ich teilte ihr zugleich meine Neigung mit. Seit diesem Moment lernte ich eine ganz neue Seite ihrer Natur kennen; keine Idee, daß ihre Handlungen auch nur im Entferntesten ihren Versicherungen glichen, keine Spur, daß sie sich mit einiger Würde in das Notwendige fände. In die jämmerlichsten Sophismen sich einspinnend, behauptete sie anfangs, es sei nicht die Sache, die sie verletzte, sondern die Art, wie ich ihr die Sache mitgeteilt habe; denn ich sei allerdings frei gewesen, aber nur für den Fall, daß ich ganz glücklich hätte werden können, und ganz glücklich werde ich nicht; jetzt nach der Trauung verirrt sie sich bis zu den gröbsten Insulten, rechnet es sich als große Tat an,

daß sie die Gerichte nicht gegen mich in Bewegung gesetzt hat, was sie bei dem Inhalt ihrer Briefe nicht konnte, überschüttet mich mit Auszügen aus meinen Briefen, die begreiflicherweise etwas ganz anderes sagen, als die Totalität der Korrespondenz, und fordert von mir, der ich sie seit Jahren ernähre, der mich ihretwegen in Italien mit Schulden beladen habe, gerichtliche Erklärungen über meine Bereitwilligkeit, für mein Kind zu sorgen. Natürlich fühle ich mich innerlich jetzt viel freier, als ich getan haben würde, wenn sie sich entgegengesetzt benommen hätte, aber ich gestehe Ihnen, daß mir diese Erfahrung sehr bitter ist, denn ich weiß nicht, soll ich sagen: so ist sie? oder: so ist der Mensch!"

Es ist schwer, bei solchen bisweilen geradezu niedrigen Ausbrüchen ruhig zu bleiben. Ich verweile nicht lange bei den zahlreichen kleinen — Ungenauigkeiten. Daß er z. B. durch Elisens Vornehmheit sich bis zum Schlusse gebunden fühlte, obgleich er doch nach einem früheren Briefe bereits in Rom, wohl nach der Geburt seines zweiten Söhnchens, zur Trennung entschlossen war; des weiteren, daß er Elise konstant zehn Jahre mehr gibt, obwohl sie in Wahrheit bloß achteinhalb Jahre älter als Hebbel ist; und daß er endlich als „eine der niedrigsten Verleumdungen" brandmarkt, was eigentlich nur der Wahrheit entsprach, daß Christine nämlich vor ihm schon einem anderen angehört, ja mit diesem sogar ein Kind gehabt hatte. Wenn der Dichter selber die „Heftigkeit" seiner Antwort zugibt, dann kann man sich nach den früheren „freundschaftlichen" Proben aus Rom mit Leichtigkeit ausmalen, wie verletzend Hebbel gewesen sein mag. Fast possierlich aber wirkt die Logik des Dichters, wenn er, um sein eigenes Tun zu rechtfertigen, sich immer von neuem auf Elisens wiederholten Verzicht beruft. Zunächst sollte ein Poet doch wissen, daß jede Geliebte, auch wenn sie tausendmal das Gegenteil sagt, doch stets an die schließliche Ehe denkt, zumal wenn man soviel getan wie Elise Lensing. Doch lassen wir die psychologische Voraussetzung und fragen wir lieber, warum bezieht sich Hebbel stets nur auf ihre

Worte? Was hat er doch selber in diesem Verhältnis nicht alles blitzblau zusammengelogen, selbst wenige Monde noch vor der Verlobung. All das aber sollte jetzt gar nichts gelten, obwohl es ja doch ein Manneswort war. Dahingegen ihre obendrein verklausulierte Erklärung, von einer Verlassenen, hundertfach Getretenen abgegeben, die sollte stehen wie ein Wort der Bibel, nicht was er tausendfach selber gelobt, z. B. sich niemals von ihr zu trennen. Nach seiner Meinung hatte Elise „mit einiger Würde“ sich in das Unabänderliche zu fügen, wenn ihr Geliebter sie samt dem Kinde im Stiche ließ. Denn entweder konnte sie den Geliebten in ihren Armen „nicht verwesen“ sehen, oder wenn sie es dennoch fertig brachte, dann war sie seiner nie wert gewesen! Ein reizender Trugschluß für einen Denker!

Sophisma soll es ferner sein, wenn Elise behauptet, sie habe ihn nur für den Fall freigegeben, daß er ganz glücklich werden könnte, was hier nicht zuträfe. Und doch haben wir jener Ehe Beweggründe kennen gelernt, die Elisens Ahnung vollauf bestätigen. War Liebe doch weder von Hebbels noch Christinens Seite das Hauptmotiv gewesen. Dies hat die Verlassene, wie aus einem Briefzusatz hervorgeht, mit Klarheit durchschaut[1]). Nicht die vielen Auszüge aus Hebbels Briefen seien ferner beweisend, sondern nur die Totalität derselben, also wohl auch die „rein freundschaftlichen“ Schreiben aus den letzten Jahren, die langsam zum Rückzug geblasen hatten. Und endlich hat Hebbel, der sich sechs Jahre von Elise völlig aushalten ließ, zum Schluß noch die Stirn, ihr vorzurechnen, er habe durch Jahre sie und sein Kind ernähren müssen, ja um ihretwillen sich in Schulden gestürzt. Was muß dieser Mann ihr angedroht haben, wenn sie eine Sicherstellung begehrt für des Kindes

[1]) „Leide ich durch seine Grausamkeit, wo jedes Gefühl der Teilnahme sogar aus seiner Seele für mich erloschen ist — viel mehr?!! — er entwürdigt das tiefste heiligste Gefühl in mir und wirft mir mein Herz mit Hohn und Spott zu Füßen einer Schauspielerin — ich hab nun einmal keinen Glauben zu diesen Leuten, sie wechseln wie mit Kleidern so mit ihren Gefühlen.“

Zukunft! Eine Elise, an die er selber noch vor vier Jahren geschrieben: „Du würdest Dir einen Finger abschneiden und Dir einbilden, Du könntest ihn entbehren, wenn er mir von Nutzen sein könnte"; dieselbe Elise, die nach dem schönen Worte von Kuh stets nur „nach innen geblutet hatte", und deren schlimmstes Rachewort war, daß die Leute, die sie aufs Tiefste gekränkt hatten, tot für sie seien.

Hebbels Biographen, die mit Ausnahme Kuhs ganz miserable Psychologen sind, glauben ihren Heros rechtfertigen zu können, wenn sie, wie Werner, die Frage aufwerfen: „Wessen Existenz war wertvoller, die Elisens oder die Hebbels?" oder wie andere die Weisheit verzapfen: „daß sie jetzt ein Opfer sein müsse für das Schaffen eines Genius, das sah sie nicht ein", oder gar die verlegene Hohlheit: „er hat seine künstlerische Lebensaufgabe noch über die Mannesehre gestellt!". Man dürfe nur fragen: was hat denn Hebbel in den ersten Jahren seiner glücklichen Ehe Bedeutendes geschaffen? Da lautete die Antwort: einfach nichts oder Schlechteres als nichts! Denn über die „Julia" urteilt selbst Bamberg, „sie wäre besser nicht geschrieben", und über „Das Trauerspiel in Sizilien" ist es am klügsten, völlig zu schweigen. Erst die posthume Eifersucht des Dichters gab ihm „Herodes und Mariamne" ein. Die Wahrheit ist, daß Hebbel nur gelegentlich produzieren konnte, ganz unabhängig von äußeren Umständen. So hat er in größter Not und Entbehrung, noch ehe das Stipendium bewilligt war, die „Maria Magdalena" konzipiert und früher unter ähnlichen Sorgen auch schon die „Judith". In den Revolutionstagen 1848 schuf er die Dramen „Zwei Todesurteile" und „Herodes und Mariamne". Er dichtete eben, wenn er dichten mußte, einfach aus innerer Notwendigkeit heraus, und schuf wieder anderseits jahrelang kein dramatisches Werk, auch wenn das Glück ihm noch so sehr lachte. Elise ward also nicht etwa dem Dichter Hebbel geopfert, sondern bloß dessen Wohlleben und seiner Behaglichkeit!

Es muß nachdrücklichst unterschieden werden zwischen dem Poeten und dem Menschen Hebbel. Der erstere er-

klomm, als Dramatiker wenigstens, eine stolze Höhe, der Mensch blieb weit hinter jenem zurück. Man braucht da nur das Verhältnis zu Elise in toto zu nehmen. Wer so lange Jahre für sich und die Seinen stets wieder Geld von der Geliebten nimmt bis zu deren völliger Selbstentblößung, eine Reihe von kleineren und größeren Opfern von ihr mehr, minder geradezu heischt, der ist nicht mehr frei, auch wenn er immerzu nur von Freundschaft spricht. Hat er der Liebenden obendrein noch zwei Kinder gezeugt, ihre Erwerbsfähigkeit und soziale Stellung durch zweifache Mutterschaft dauernd untergraben, ihr endlich sogar die Gewissensehe und späterhin auch die standesamtliche angeboten, dann dünkt es mich schlechterdings roh und gemein, wenn er die also Ausgenützte nicht bloß nicht zu seinem Weibe macht, sondern überdies noch beschimpft und besudelt. Auch wenn man sich etwa vorhalten möchte, daß Hebbel bei Elise nie anderes suchte als eben nur ein flüchtiges Verhältnis und von dieser bloß mißverstanden wurde, so wird sein Gehaben darum nicht korrekter. Was soll man von einem Manne denken, der nur eine flüchtige Beziehung sucht, von dem Mädchen aber sich und die Seinen volle sechs Jahre aushalten läßt? Dies macht man nicht gut, indem man die Barauslagen zurückzahlt. Der Dichter selber hat einmal das Epigramm geprägt:

„Einem warf ich im Schiffbruch ein Brett zu. Vom Tode gerettet,
Sprach er: Was kostet das Brett? Dankbar bezahl' ich das Holz."

Und wie plebejerhaft folgt dann die Lösung! Es ist an sich keine sonderliche Mannestat, sich an die Rockfalten einer reichlich verdienenden Frau zu hängen. Doch sei's in Gottes Namen darum! Man kann begreifen, daß Hebbel der beständigen Lebensmisère so ein Ende machte, nachdem er zu schwach war, sich selbst zu ernähren, und seine Komplexe Erfüllung heischten. Doch mußte dies derart brutal geschehen, muß man in die Wunde, die man notgedrungen

schlägt, auch Gift noch träufeln? Ein Leben zernichten, ist meines Bedünkens des Schlimmen genug, ist's da unerläßlich, sein Opfer auch noch zu beschmutzen? Ich mag sein Handeln betrachten, wie ich will, so kann ich des Urteils mich nicht entschlagen, daß Hebbel sich Elisen gegenüber ganz erbärmlich betrug. Man kann sein Verhalten vielleicht noch eben erklärlich finden, doch kaum mehr entschuldbar! Und es ist bezeichnend, daß er zu Kuh, dem er sonst nicht das Geringste verschwieg, über dieses Verhältnis keine Silbe verlor.

V.

Es bliebe nur noch der Epilog zu geben. Zunächst, was die junge Ehe betrifft. „Die erste Zeit war keine frohe und friedliche," berichtet uns Kuh. „Zuvörderst aus dem Grunde, weil Hebbel sein Augenmerk auf möglichst eingehaltene Sparsamkeit richtete, um die vielen Risse seiner eigenen ökonomischen Vergangenheit, wie jener seiner Frau zu schließen. Denn dadurch setzte er der ungemessenen Freigebigkeit, womit das weltunkundige Mädchen sich bisher ihren Verwandten gegenüber benommen hatte, ein für allemal feste Schranken und dies führte zu den in solchen Fällen unvermeidlichen Reibungen und unangenehmen Szenen; um so mehr, als man ihm, dem angeblich Nichterwerbenden, die Berechtigung zum straffen Anziehen des wirtschaftlichen Regiments bestritt. Zwar verwendete er nur die Einkünfte, welche die nächsten Bücherhonorare brachten, zur Unterstützung Elisens wie zur Tilgung der Schuldforderungen des alten Rousseau und Gurlitts. Aber dies wußten die Angehörigen seiner Frau nicht, und vor allem mißbilligten sie den knappen Haushalt der angesehenen Hofschauspielerin. Jahrelang lebten beide so einfach wie kleine Bürgersleute und die Fügsamkeit Christinens in die neue Hausordnung wurde von ihrer Seite ebenso sehr mit empfindlichen Entbehrungen erkauft, als sie sich in dieselben, ohne zu murren, schickte. Aber auch an inneren Störungen fehlte es nicht, welche aus den Charakterunterschieden der beiden, nament-

lich aus Hebbels Heftigkeit, entsprangen. Diese Störungen verbitterten seiner Frau Stunden und Tage, ja Wochen und Jahre. Sie konnte sich, ungeachtet ihrer angeborenen Güte, äußerst schwer in die oftmaligen, unvorbereiteten Ausbrüche seines Naturells finden, in seine mit der Unerbittlichkeit einer Diktatur herrschenden wilden Stimmungen, so daß es Auftritte genug gab, welche dem Uneingeweihten als untrügliche Kennzeichen einer mißglückten Ehe hätten gelten können. Zuträgereien, Verdächtigungen und Verleumdungen, in Wien wie in Hamburg ausgeheckt, blieben gleichfalls nicht aus und es bedurfte einer, ich darf wohl sagen, heroischen Geduld Christinens, um die äußeren und inneren Kämpfe allgemach zu überwinden und dabei vom Adel ihrer Seele kein Fünkchen einzubüßen."

Man begreift, warum Hebbel so glücklich war. Nicht nur, daß er bei Elise den „Weg ins Freie" gefunden hatte, indem er an Stelle der Anständigkeit die Roheit setzte, sah er bei Christine seine spezifischen Liebesbedingungen vollauf erfüllt. Nicht bloß jene Liebe und absolute Fügsamkeit, die ihm auch Elise geboten hätte, sondern vor allem ein glänzendes, sorgenlos-behagliches Leben[1]). Ohne daß er selbst zu verdienen brauchte, waltete er als Herr im Heim, wie wenn er Erhalter der Seinen wäre. Und begnügte sich doch, den Erwerb seiner Frau mit aufzuzehren und das kleine Taschengeld, so er selbst verdiente, für Elise und alte Schulden zu verwenden. Dafür aber warf er sich zum Verwalter ihrer Einnahmen auf, bestimmte, forderte und schränkte ein und

---

[1]) Ich will hier einflechten, daß es auch für die reiche Heirat des Mannes sehr häufig eine Entschuldigung gibt. Natürlich wird es stets Männer geben, die bloß aus Schwäche oder Berechnung sich in die Versorgungsehe stürzen. Daneben jedoch existieren nicht wenige, die einfach den Kindheitskomplex erfüllen und nach ihrer Entwicklung erfüllen müssen: sich von der Mutter oder einer späteren Vertreterin derselben zeitlebens völlig erhalten zu lassen. Sicher spielte dies auch bei Hebbel erklecklich mit nebst anderen Umständen. Aus einem Briefe an Stern aus dem Jahre 1862 füge ich hier die Stelle ein: „Nach meiner Erfahrung und Überzeugung hält der Mensch auf die Länge alles eher aus als Not und Sorge um die Existenz."

fand trotz aller sadistischen Ausbrüche bei seiner Frau heroische Geduld. Ob diese nun freilich ausschließlich ihrer Liebe und Güte entsprang, dünkt mich zu bezweifeln. Ein wenig wird da wohl auch die Rücksicht auf ihre Vergangenheit mitgespielt haben, wie später Elisen gegenüber ein anderes Schuldgefühl. Immerhin, es bleibt so viel Hehres an dieser hochgemuten Frau, daß sie eine der edelsten Gestalten zu heißen, die je einem Dichter beschieden wurden. Dies zeigt sich am deutlichsten in ihrem Verhalten zu Elisen.

Diese Schwergeprüfte mußte alle Sorgen und Leiden der Mutterschaft bis zur Neige auskosten. Auch ihr zweites Söhnchen begann zu kränkeln. Als sie dies dem Vater zum erstenmal mitteilt, schreibt er überhaupt nicht, das zweitemal zwang ihn Christine dazu. Wie eiskalt aber klingen seine Worte, höchstens durch einige belehrende Seitenhiebe gewürzt: „Mein armes Kind! Was soll ich sagen? Du suchst die Kraft des Herzens in Worten, denn Du kannst es mir nicht verzeihen, daß ich im vorigen Jahre in einem gleichen Fall keine machte; ich mache auch jetzt keine. Ich halte es für Pflicht, daß der Mensch seinen Schmerz darnieder zu halten suche; Du das Gegenteil. Ich spreche mich einmal über das Tiefste aus und niemals wieder; Du kennst nicht den Wert und die Würde des Schweigens. Ich h o f f e, ich d a r f hoffen nach der Nachschrift Deines Briefes; wenn diese Hoffnung mich dennoch täuschen sollte, so müßten wir uns finden, das ist sicher besser, sittlicher, als wenn wir uns ganz und gar in Schmerz verlieren.... Du liebst Dein Kind. D e i n K i n d o d e r i n D e i n e m K i n d e D i c h s e l b s t? Es wird sich zeigen bei dem Vorschlag, den ich Dir jetzt zu machen gedenke." Das Kind solle die ungesunde Hamburger Luft mit der vortrefflichen Wiener vertauschen. „Soll es lieber bei Dir — oder bei mir leben? Es würde in Christine eine zweite Mutter finden; sie ist es, die diesen Gedanken zuerst gehabt hat. Wenn Du Dir wieder Sophistereien erlauben willst, so kannst Du ihre Teilnahme für Dein Kind wieder in Teilnahmslosigkeit für Dich verdrehen und meine heiligen Vatergefühle ebenso in Rücksichtslosigkeit und Lieblosigkeit auflösen.

Wenn Du den Vorschlag aufnimmst, wie er menschlich aufzunehmen ist, so kannst Du sie nur hochachten, daß sie ihn tut, und in mir nur einen Vater sehen, der eine Pflicht gegen sein Kind erfüllt, daß ich ihn nicht länger zurückhalte. Sie fügte sogar hinzu: Laß sie selbst nach Wien kommen!" Und als dann trostlose Nachricht kommt, tröstet er mit beinahe verletzender Kälte: „Auf einen solchen Brief, was soll ich antworten? Hoffnung läßt er ja kaum mehr zu. Der einzige Trost liegt darin, daß das arme Kind siech und elend war. Weiter weiß ich Dir in diesem Moment nichts zur Beruhigung zu sagen, denn weiter hab' ich selbst nichts, der Schmerz will sein Recht. Fühle ihn durch, weine Dich aus, man kann nicht anders. Aber ergib Dich nicht maßlos Deinen zerstörenden Gefühlen und erhebe Dich, soweit Du kannst, zu den Gedanken und Anschauungen, die ihnen einen Damm setzen. Lies die Briefe wieder durch, die ich Dir aus Paris bei einem ebenso schmerzlichen Anlaß schrieb, das Gedicht, worin ich für Dich die Frucht meines Ahnens, Empfindens und Denkens zusammendrängte." Jetzt fehlt nur noch, daß er ihr wie damals literarische Werke namhaft mache, die sie lesen sollte zur Stillung ihres Schmerzes.

Nach diesem „Troste" kommt eine Stelle, die seine „heiligen Vatergefühle" aufs Grellste beleuchtet: „In Deinem Brief ist ein Vorwurf gegen mich erhalten, Du schreibst: Du hättest selbst kommen sollen! Kannst Du denn Deine Verblendung gar nicht los werden, nicht einmal in einem Moment wie dem jetzigen! Wir haben nichts, gar nichts übrig, wir müssen uns alles das entziehen, dessen Genuß Du bei uns vorauszusetzen nicht aufhörst, um nur auszukommen! Woher also das Geld zu einer Reise nach Hamburg nehmen? Es ist mir wahrhaft fürchterlich, mit welcher Leichtigkeit Du einen Punkt abtust, von dem Du wohl weißt, daß er drückend schwer ist.... Ich möchte nicht wieder bitter werden, aber Du nimmst bei mir auch gar keine Rücksichten mehr." Christine erst mußte den Liebevollen mahnen, falls das Kind sterbe, die Mutter zu sich kommen zu lassen. Er selber heischte von Elise nur —

Rücksichten, auch an ihres Einzigen Sterbebette. Wie tief stand dieses große Genie als Mensch unter jenen beiden Frauen, welche ihn liebten!

Als die herzlich Gerufene nach Jahr und Tag mit dem illegitimen Sprößling Christinens nach Hamburg zurückfuhr, da „nahm sie ein von wehmütigem, aber wirklichen Frieden durchwärmtes Gemüt mit sich fort. Die unerschöpfliche Güte Christinens hatte dieses Wunder vollbracht, wie es unter solchen Umständen nicht oft in der Welt der Leidenschaften sich ereignen mag. ‚Daß unser Verhältnis sich so rein gestaltete,‘ sagt Elise in einem der Briefe an Christine, ‚verdanke ich meinem Dortsein, Euerm Ruf, nach Wien zu kommen. Soviel Schmerzensstunden mir in jener unvergeßlichen Stadt auch bestimmt waren — nimmer würde es sich so gewendet haben, hätt' ich nicht Dich und alles dort selbst kennen gelernt.‘ .... Wenn jedermann ihren Geburtstag vergißt, was ihr weh tut, Christine vergißt ihn nie, und Elise dankt der ‚guten Seele‘, welche ihrer gedenkt. Am liebsten, sagt sie, schreibe sie an Christine, sie sei das einzige Wesen auf der Welt, an die sie noch Briefe richte. Hebbel jedoch steht abseits mit dem Blicke düsteren Erstaunens.“ Wie schrieb nur der Selbstgerechte noch zum Schlusse: „Ich habe immer wahre Pflichten erfüllt und mich davon durch scheinbare nicht abhalten lassen, und ich werde fortfahren, es zu tun!“

---

6. Kapitel.

HEBBELS CHARAKTER, 2. TEIL.

I.

Ich bin leider bemüßigt, noch einige Flecken in Hebbels Charakterbild aufzuzeigen. Wer diesen zürnt, der möge bedenken, daß sie nicht nur seiner besonderen Anlage und Entwicklung entsprangen, sondern anderseits auch der Schatten eines großen Lichtes sind. Durch alle seine Schwächen wird der Genius nur ins Menschliche gerückt, dem er durch seine unsterblichen Leistungen zu entwachsen droht. Es ist ein Vorrecht des Genies, dem Allzumenschlichen opfern zu dürfen, ohne darum klein und erbärmlich zu werden, wie kraft- und talentlose Herdenmenschen.

Zunächst war Hebbel von einem fast krankhaften Selbstbewußtsein, sogar ob des schwächsten, das er geschaffen. Als er mit 22 Jahren ein neues Tagebuch beginnt, geschieht dies mit den Worten: „Ich fange dieses Heft nicht allein meinen künftigen Biographen zu Gefallen an, obwohl ich bei meinen Aussichten auf die Unsterblichkeit gewiß sein kann, daß ich einen erhalten werde.“ Und wenn Richard M. Werner dazu bemerkt: „Dies ist offenbar Ironie, nicht etwa stolze Zuversicht auf Unsterblichkeit, wie man gewöhnlich annimmt,“ so beweist ein solcher Deutungsspruch nur, wie wenig jener Biograph von der Psyche des Dichters verstanden hat. Denn Hebbel strotzte zeitlebens förmlich von Selbstbewußtsein, das ihn höchstens in tiefster Depression und auch da nur für Augenblicke verließ. Er hatte so gut wie noch gar nichts geschaffen, kein einziges Drama, ja nicht einmal seine besten Gedichte, und stellte sich gleichwohl mit Uhland, der damals auf der

Höhe seines Ruhmes stand, schon auf gleich und gleich. Er sieht von vornherein auf alle zeitgenössischen Poeten verächtlich herab und läßt da nebst den Größten der Vergangenheit kaum Uhland und ein Weilchen auch Tieck noch über sich gelten. Und als er dann Goethe kennen lernt, wird er nicht müde, sich an diesem zu messen, den er im Drama obendrein weit zu übertreffen vermeint.

Ein paar Beispiele mögen das oben Gesagte besser beleuchten. Als er mit 23 Jahren zum erstenmal Uhland gegenübertrat, „dem Deutschland seine nationellsten Poesien und sein ganzes inneres Leben verdankte", von dem ihm alles „heilig" war, da stand er zwar „ehrfurchtsvoll vor Deutschlands würdigstem Repräsentanten, aber auch Mann vor Mann, Dichter vor Dichter". Drei Monate zuvor schon schrieb er von dem verehrten Poeten: „Nicht als ob er mein Münzwardein wäre — dessen bedarf's nicht, seit zwei Jahren weiß ich von innen heraus, was ich will und kann; wohl aber, weil er der Münzwardein so vieler anderer hochansehnlicher Personen ist, die einen haben müssen, der ihnen die Dukaten nachwiegt." Und als er um die Erlaubnis bittet, ihm seine ersten Gedichte dedizieren zu dürfen, da „war mein Brief, wie er sein mußte, wenn er ihm und mir zur Ehre und zur Freude gereichen sollte: der Abdruck selbstbewußter Verehrung".

Sowenig derartige stolze Rede zu seinen bisherigen Leistungen auch paßte, man könnte sie immerhin als Äußerung eines sich fühlenden Genies noch passieren lassen. Bedenklicher ist schon die Art, wie er sich an Goethe mißt. Zu Anfang freilich schreibt er noch ganz bescheiden an Elise: „Du hast recht, Hypochondrie ist meine Krankheit. Aber woher entspringt sie? Einzig und allein aus äußeren Verhältnissen? Dann wäre vielleicht eine Heilung möglich, ein Beutel mit Louisdors könnte Wunder tun. Ihre letzte Quelle ist anderswo, sie liegt tief in meiner Persönlichkeit. Die Natur sollte keine Dichter erwecken, die keine Goethes sind, darin steckt der Teufel.... Das ist der Fluch meines Daseins, daß mein Talent zu groß ist, um unterdrückt, und

zu klein, um zum Mittelpunkt meiner Existenz gemacht werden zu können.“ Höchstens, daß er sich ungestüm wider das Glück aufbäumte, welches jenen reichen Patrizierssohn allzeit begünstigte, während er selber seit frühester Kindheit mit Not und Dürftigkeit zu kämpfen hatte. Späterhin aber beginnt er sich schon an Goethe zu messen, ja direkt mit ihm zu identifizieren. Auf dem Straßburger Münster denkt er nur an jenen: „Mir ist, als ergösse sich der Strom seines Lebens durch meine Brust — es war ein herrlicher, unvergänglicher Tag!“ In der Unterredung mit König Christian schwebt Hebbel eingestandenermaßen die Begegnung — Goethes mit Napoleon vor, und Oehlenschlaeger gegenüber, der ihm begeistert Verse von Goethe rezitiert, gibt er drei selbstgefertigte Lieder als Gedichte des Gefeierten aus. Mit zunehmenden Jahren wird er immer erpichter, sich diesem zu vergleichen, ja in einzelnem sich über ihn zu stellen. Kulke berichtet z. B. folgendes: „Sehr gern hatte er es, wenn man einen Zug an ihm fand, der auf irgend eine Verwandtschaft mit Goethe hindeutete. Wenn er etwas gesagt oder getan hatte, wovon er annehmen zu können glaubte, daß es dem anderen wunderlich erscheinen möchte, drückte er sich oft so aus: ‚Der alte Goethe hat es gerade so gemacht!‘ — oder: ‚Der alte Goethe würde sich in diesem Falle genau so benommen haben! Ich bin überzeugt!‘“ Gegen Hanslick aber, der sich in ungemessener Bewunderung über „Faust“ ergießt, bemerkt er abweisend: „Goethe ist unser größter Lyriker, bleibt unerreichbar als Lyriker. Als Dramatiker ist er ein Kind gegen mich!“ Wie er über zeitgenössische Poeten aburteilte, davon nur Proben. Halms „Griseldis“ ist „das Non plus ultra des Schlechten. Kein Wunder, daß er in Wien bewundert worden ist“. In Freiligrath sieht er im Jahre 1839 (also noch vor der „Judith“) keinen Ebenbürtigen. Gutzkow darf er als dramatischen Dichter einfach „verachten“ und von Grillparzer meint er nach dem ersten Zusammentreffen: „Es ist ein Mann, der tief leidet, und der einen Teil seines Leidens der beklommenen Atmosphäre, in der er atmet, zuschreiben

darf, der aber aus dieser Atmosphäre selbst auch wieder seinen Trost ziehen mag, indem er, wie es so mancher tut, innere Unzulänglichkeit auf äußere Umstände schieben und sich einbilden kann, daß sein Hollunderstrauch in besserem Boden eine Palme geworden wäre." Bald nach seiner Ankunft in Wien äußert er zu Ludwig August Frankl: „Wenn ich sitze, rage ich um Kopfeslänge über all die stehenden, stramm sich emporreckenden Gestalten," „Alpenhoch stehe ich unter diesen Maulwurfshaufen!" und dann mit dem Fuße stampfend: „So zertrete ich diese Ameisenhaufen!" Unter diesen also Charakterisierten waren immerhin Poeten wie Grillparzer und Lenau, Bauernfeld und Halm, Anastasius Grün und Johann Gabriel Seidl. Noch 1854, also auf der Höhe seines Könnens, urteilt er über Nikolaus Lenau, er habe „nicht einmal eine lyrische Ader", und Otto Ludwig wird er zur nämlichen Zeit nicht müde, als seinen „Schüler und Nachahmer" zu bezeichnen, zu dessen Gunsten seine eigenen Dramen zurückgesetzt würden. Er heißt ihn „meinen eigenen Mitesser, der alle meine Stücke nacheinander ausbeutet". Sei doch im „Erbförster" „der Meister Anton fast kopiert", während „Die Makkabäer" „eine Nachahmung seiner Judith" seien, oder, wie er ein früheres Mal behauptet, seines Holofernes. Trotzdem aber wären sie bei der ersten Aufführung durchgefallen, „am eigenen Bombast erstickend".

Entsprechend solcher Überheblichkeit findet er für seine eigenen Dichtungen nicht Worte genug des Preisens und Rühmens. Auch da eine kleine Blütenlese: „Die letzten hier in München entstandenen Szenen (des ‚Schnock') wage ich allem, was jemals im Komischen auf deutschem Grund und Boden geleistet worden, an die Seite zu setzen." Über die beiden Gedichte „Liebeszauber" und „Eine moderne Ballade" schreibt er an Elise: „Lies die Gedichte keinem vor, der sie nicht zu würdigen weiß, am wenigsten das erste, worin ein unendlicher Gehalt niedergelegt ist," und ein andermal wieder: „‚Liebeszauber' ist himmlisch — schön." Von einem weiteren Gedichte: „Opfer des Frühlings" schwärmt er in folgenden Dithyramben: „Ich habe dies Gedicht bis

ins Einzelnste und Kleinste durchkomponiert und mir darin nicht bloß die Aufgabe gesetzt, auf dem Instrument unserer Sprache zu spielen, sondern dies Instrument selbst reiner zu stimmen. Mit dem Resultat glaube ich zufrieden sein zu dürfen, denn ich zweifle, ob unsre gesamte Literatur ein lyrisches Stück aufzuzeigen hat, worin die äußerste Reinheit und Grazie des Verses und der höchstmögliche sprachliche Wohlklang mit so vollkommenem Ausdruck der Idee und soviel Tiefe und Zartheit der letzteren verbunden ist. Man wird es sehr oft lesen müssen, um alle seine Verdienste zu erkennen, um gewahr zu werden, wie hier ein Bild immer aus dem anderen, wie aus der Knospe, hervorgeht und wie ich hier nicht bloß Wort gegen Wort und Silbe gegen Silbe, sondern Vokal gegen Vokal abgewogen und die Verse wie im Kontretanz gegeneinander geordnet habe. Von seiten des Wohlklangs sind, soviel ich weiß, nur Bürgers ‚Nachtfeier der Venus' und sein ‚Hohes Lied von der Einzigen' damit zusammenzustellen; von seiten der Versreinheit einiges von Platen. Aber ich glaube nicht, daß diese Produktionen, die doch mehr rhetorischer Natur sind, meine Idee aufwägen. Ich sage ehrlich, was ich meine." Endlich noch als letzte Probe: „Unter meinen Sonetten und Epigrammen sind die bedeutendsten die über die Sprache. Ich glaube, über dieses höchste Wunder des Geistes nicht bloß die neuesten, sondern zugleich die letzten und tiefsten Ideen ausgesprochen zu haben. Wenigstens ist alles, was Humboldt in seinem Kosmos nach einem Auszug in der ‚Allgemeinen Zeitung' darüber sagt, gegen meinen Gedankengang flach und trivial."

Zur „Maria Magdalene" hatte Hebbel eine Vorrede verfaßt, von der selbst ein Kuh zugeben muß: „Sie enthält bedeutende Ideen und Aperçus über das Verhältnis des Dramas zurzeit und gibt am Schlusse eine scharfe und wahre Charakteristik des bürgerlichen Trauerspiels. Aber alle diese Auseinandersetzungen, namentlich in den ersten zwei Dritteilen der Abhandlung sind so sehr mit Hegelschen Begriffsspitzfindigkeiten durchsprengt und in einem so lasterhaften Deutsch vorgetragen, daß dadurch die Vorrede sich

in den Ankläger des Dichters verwandelt und daß seine Befähigung zur wissenschaftlichen Prosa, danach gemessen, mehr als bezweifelt werden müßte, wenn wir nicht längst Proben von ihm hätten, welche das Gegenteil dartun.“ Der Dichter aber meint schon während der Abfassung: „Gut wird es, das ist gewiß, und Wirkung wird es auch haben, es frägt sich nur, ob der Respekt, den es einflößen, oder die Wut, die es auf manchen Seiten rege machen wird, größer sein werden.... Es wird und kann nicht ohne Erfolg bleiben.“ Und nach dem Drucke: „Ich denke, das Vorwort soll ihm (Herrn Crelinger) imponieren, es ist das Beste, was ich in Prosa jemals geschrieben habe.“ In Wahrheit war der Erfolg ein ganz anderer, als der Dichter vorausgesehen und mit Sicherheit erwartet hatte. Wie Kuh berichtet, „ward mit diesem Vorworte eine Drachensaat gesät, die in Verdrehungen und Beschuldigungen aufging, welche ihn jahrelang später bald aus dieser, bald aus jener Winkelrezension giftig anhauchte“.

Am verblüffendsten aber durch ihre Schiefheit wirken die Selbsturteile Hebbels über einzelne seiner schwächsten dramatischen Schöpfungen. Vom „Diamant“ meint er beispielsweise: „Die Idee ist einzig und von unerschöpflicher Tiefe.... Gelingt mir die Ausführung, so ist das Werk in der deutschen Literatur ohne Gleichen.“ „Ich glaube, den Deutschen in meinem ‚Diamant‘ das zweite Lustspiel gegeben zu haben. Kleist im ‚Zerbrochenen Krug‘ gab das erste. Die Sache ist so, das weiß ich gewiß, es handelt sich nur darum, ob sie es morgen oder erst in zehn Jahren eingestehen werden. Jedenfalls ist der ‚Diamant‘ mein dramatischer Römerzug.“ Nachdem er bereits die „Maria Magdalene“ geschaffen, nennt er den ‚Diamant“ noch „mein entschieden bestes Werk“, „in Form und Gehalt mein bestes Werk“, „die Spitze meiner dramatischen Tätigkeit“. „Unstreitig ist er das Beste, was ich gemacht habe und machen werde. Er wird einen ganz neuen Kreis der Kunst eröffnen.“ „Übrigens möchte ich, sein (Fr. Th. Vischers) Urteil über die M. M. (‚Maria Magdalene‘) mag nun ausgefallen sein, wie es will,

prophezeien, daß er über den ,Diamant' ganz anders urteilen wird.... Man wird das Produkt nicht anzufassen wissen. Mir machte es größere Freude, wie ein's der früheren." Und als die Kritik gleichwohl einstimmig ungünstig lautete, lehnte sie Hebbel nur verachtungsvoll ab: „Ich bin der unverständigen Angriffe auf den ,Diamant' schon gewohnt und brauche mir Urteile, die sich auf den von mir für dieses Werk gewählten Standpunkt nicht einmal in dem Sinn einlassen, daß sie ihn als einen unberechtigten hinzustellen suchen, wohl nicht zu Herzen zu nehmen. Das Geschrei würde mich, da es ein fast allgemeines ist, dennoch vielleicht beirren, wenn es nicht durch den ebenso allgemeinen Jubel, der den armseligsten Lustspielversuchen anderer Leute gegenüber von denselben Personen, die mich verwerfen, angestimmt wird, alle Bedeutung wieder verlöre. Wenn man Jämmerlichkeiten wie ,Zopf und Schwert' und die sämtlichen Bauernfeldiana gelten läßt, ja anstaunt und bewundert, so tritt man den ,Diamant' nur deshalb mit Füßen, weil man für die einzig wahre Komik, für diejenige, die in der Komposition selbst, in der Dialektik der Charaktere an sich liegt, kein Organ hat. Wiese man auf Cervantes, auf Shakespeare und Molière hin, so würde ich einen doch jedenfalls massenhaften Ausspruch nach Gebühr respektieren; da man mir aber die ordinärsten Spaßmacher, die flachsten Witzler als Muster einer noch niemals vollständig ausgefüllten Form anpreisen möchte, so kann ich ihn verachten."

Ähnlich verkennt er auch den Minderwert einiger anderer Dramen. So meint er von der „Julia": „Dies Stück wird wieder in Form und Gehalt etwas ganz Neues, was niemand erwarten, wofür also auch niemand ein Maß mitbringen wird. Wollte man von mir etwas spielen, man will nicht, so würde der Erfolg auf der Bühne nicht zweifelhaft sein, denn wie bisher bei mir Akt nach Akt, so wird hier Szene nach Szene eine Katastrophe bringen, gleich die erste schließt auf eine Weise, daß Herr Gutzkow Shakespeare herausfordern würde, wenn er je ein Stück so schließen könnte." „Etwas Dramatischeres, Spannenderes, auf der großen Bühne Fort-

reißenderes ist schwerlich in neuerer Zeit geliefert worden, selbst bei den Franzosen nicht." Ganz ebenso selbstbewußt und — verkehrt lauten auch verschiedene andere Urteile. So beispielsweise: „Das Trauerspiel in Sizilien ist geschlossen und hat meine Erwartungen übertroffen; es ist ein höchst eigenartiges Produkt." Dann heißt er es „ein Werk, das in gewissem Sinne in uns'rer Literatur einzig ist und darum auch das einzige Schicksal hat, total mißverstanden zu werden." Er muß zwar zugeben, daß es diesem Trauerspiel noch schlechter ergehe als seiner „Julia", doch treffe die Schuld nicht etwa ihn, sondern nur das Publikum. „Daß man ein zwischen dem Tragischen und Komischen in der Mitte schwebendes und den Indifferenzpunkt anstrebendes Unikum vor sich habe, fällt niemand ein, man nimmt das Stück mir nichts dir nichts als eine Tragödie und bricht den Stab über mich. Innerlich kann mich das aus den schon (bei der ‚Julia') entwickelten Gründen nicht berühren." Endlich über den „Rubin" an Emil Palleske: „Sie werden sich überzeugen, daß ich nie eine schönere, den bis jetzt von mir nicht genügten Ansprüchen in höherem Grade Befriedigung bietende Erfindung hatte, wie den ‚Rubin'. Auch hätte ich sicher auf die Masse einen mächtigen Eindruck gemacht, wenn die elende Journalistik ihn nicht wochenlang vorher, ehe sie ihn kannte, Tag für Tag verleumdet und wenn dann nicht ein vollständig ‚organisiertes' Parterre das übrige getan hätte.... Man will hier nur Zaubermärchen mit Musik und läßt sich keine Ideen dafür gefallen [1]."

[1] Ich will hier eine Äußerung Eduard Hanslicks einflechten („Aus meinem Leben", Berlin 1894): „Das Großartige, Geniale in Hebbels Dramen, die Kühnheit der Probleme, der psychologische Scharfblick — das alles erregte meine lebhafteste Bewunderung. Sie konnte aber für die Dauer nicht ungeschmälert bleiben; der Mangel an Schönheitssinn, an naiver Schaffensfreudigkeit bei Hebbel, das Gequälte seiner auf krankhaft psychologische Probleme auslugenden Phantasie ernüchterten mich früher, als ich gedacht hätte. Zu dieser innerlichen Opposition fühlte ich mich noch mehr gereizt durch Hebbels Neigung, in jedem, auch den mindestbedeutenden seiner Werke den Gipfel seiner Kunst zu erblicken. Die kleine Erzählung ‚Die Kuh', die komische Ge-

Bei solcher narzißtischen Abgötterei ist es wohl begreiflich, daß Hebbel wider jegliche Kritik ganz ungeheuer empfindlich war. Als er Heine auf dessen Bitte die „Judith“ geschickt hatte, schrieb er an Elise: „Wenn er das Werk nicht auffaßt und aufnimmt, wie dasselbe es verdient, so wird unser Umgang aufhören. Ich weiß, was es wert ist.“ So sprach er von dem nämlichen Genius, von welchem er kurz zuvor geschrieben: „Mit Heine kann man das Tiefste besprechen und ich erlebte wieder einmal die Freude einer Unterhaltung, wo man bei dem andern nur anzuticken braucht, wenn man den eigensten Gedanken aus seinem Geist hervortreten lassen will.... Das ist sehr selten. Daß er Dichter ist, tiefer, wahrer Dichter, ein solcher, der sich nicht bloß auf gut Glück ins Meer hinuntertaucht, um einige Perlen zu stehlen, sondern der unten bei den Feen und Nixen wohnt und über ihren Reichtum gebietet, das tritt aus seiner Gestalt wie aus seiner Rede hervor.“ Zwei andere Episoden erzählt uns Hanslick. Er hatte Hebbel von Friedrich Theodor Vischer, dem damals ersten Ästhetiker Deutschlands, einen kritischen Aufsatz über „Judith“ und „Maria Magdalene“ gebracht, „der neben begründeten Einwürfen doch auch volle Anerkennung von Hebbels genialer dramatischer Kraft enthielt. Ich kannte noch nicht die ganze Reizbarkeit seines Selbstgefühles, das absolut keinen Tadel vertrug. Nachdem er den Aufsatz gelesen, kam er in zorniger Erregung dicht an mich herangeschritten: ‚Junger Mann,‘ herrschte er mich an, ‚wenn Sie mir noch einmal eine Wespe ins Gesicht setzen wollen, so werde ich Ihnen dafür ein ganzes Wespennest bringen.‘ Sprach's und ließ mich ganz nieder-

---

schichte ‚Schnock‘ und Ähnliches nannte Hebbel ‚Kunstwerke, in denen die höchsten Probleme sittlich gelöst sind, alle Elemente des Tragischen und Komischen in der Form strengster Notwendigkeit vereinigt erscheinen‘. Sein Gedicht ‚Der Brahmane‘ bezeichnete er als seine großartigste Schöpfung, ohne auch nur von fern zu empfinden, wie nahe ans Komische die Erhabenheit dieses Brahmanen streift, der sich vom Ungeziefer auffressen läßt, weil er nicht das Recht habe, irgendein lebendes Wesen zu töten.“

gedonnert stehen[1]). Ich hatte eine Kritik von Vischer doch für mehr angesehen, als einen Wespenstich und Hebbels künstlerischen Ernst und Wahrheitsdrang für größer als seine Eitelkeit. Später schien er sein barsches Auftreten zu bereuen; er kam nach einer Stunde beruhigt wieder und erklärte mir, daß man einem schaffenden Poeten alles Störende, Verletzende fernhalten müsse." Wenn man bedenkt, welch hohe Meinung der Dichter nach seinen eigenen Worten über Vischer und dessen Ästhetik nährte, dann mag man ermessen, wie er dem Kunsturteil kleinerer Geister begegnet haben wird. „Man konnte Hebbel manchmal mit den harmlosesten Bemerkungen in Harnisch bringen," fährt Hanslick fort. „Nach einer Aufführung von ‚Judith' äußerte ich: ‚Wie schön war die Aufführung; wie großartig ihre Frau im dritten Akt!' — ‚Im dritten Akt?' entgegnete Hebbel spitzig und gereizt; ‚im dritten Akt? Ich glaube von einem Ende bis zum andern, von einem Ende bis zum andern!' und damit ließ er mich stehen."

Die Meinung des Dichters ist klar genug: man hatte sein Schaffen einfach zu bewundern, sonst fehlte dem anderen

[1]) Aus dieser Reaktion erkennt man, was von Hebbels Worten zu halten, wenn er in einem jüngst publizierten Brief (Friedrich Hirth, „Aus Friedrich Hebbels Korrespondenz", Georg Müller, 1913) an Campe schreibt: „Eine Regeneration der Kritik wäre Deutschland zu wünschen und von jüngeren Köpfen muß sie ausgehen. Rötscher und Vischer, sonst äußerst respektabel, sind zu vornehm. Sie mustern bloß den Olymp. Wenn die Götter aber einmal gekrönt sind und ihre Altäre haben, kann man ihnen nur noch räuchern. Denjenigen, die noch zwischen Himmel und Erde in der Mitte stehen, kann man nützen. Was gäbe ich z. B. um einen Rezensenten, den ich achten könnte, der nur nicht in Lob und Tadel trivial wäre." (S. 44.) Sehr bezeichnend ist auch ein Wort des Dichters Foglar gegenüber. Als dieser ihm mitteilte, die Redaktion einer Wochenschrift sei Frenzel übertragen worden, biß Hebbel die Zähne zusammen und erwiderte höhnisch: „Frenzel, Schwänzel, Scharwänzel! Bedeutet der auch etwas?" „Und doch hatte er", fährt Foglar fort, „ihm, den er auch persönlich kannte, Emil Kuh wärmstens empfohlen. Dazwischen aber lag freilich eine ernst würdigende, aber auch tadelnde Kritik der Nibelungen."

das richtige Urteil[1]). Wie tat er verachtungsvoll gegen den großen Haufen, dessen Lob und Beifall er doch mit heißer Inbrunst ersehnte! Als ihm zwei Jahre vor der „Judith“ berichtet wird, ein Stück sei in Hamburg mit großem Applaus aufgeführt worden, ertönt der Widerhall: „Das Publikum, besonders das theatralische, ist heutzutage so beschaffen, daß eine Arbeit, die mit Beifall aufgenommen wird, nichts wert sein kann. Die dramatischen Werke, die ich zu schreiben gedenke, werde ich absichtlich und von vornherein so einrichten, daß sie gar nicht auf die Bühne gebracht werden können, denn wahrlich, ich mag mit Toepfer und Albini keine Lorbeeren teilen.“ „Der deutsche Schriftsteller hat in unserer Zeit eine ganz außerordentliche Stellung zum Publikum und zur Literatur. Das größte Talent ist (jetzt) schon eitel, wenn es sich nicht für überflüssig hält.... Das Publikum will nicht gute, sondern miserable Ware, es verachtet, wenn es geachtet wird.“ Und selbst nach seinen ersten Bühnenerfolgen: „Von der Abgeschmacktheit des deutschen Publikums macht man sich keinen Begriff!“ Dabei notierte er eifrigst jede Aufführung seiner Dramen, zumal den steigenden Erfolg der „Judith“ und „Maria Magdalene“. Nur wenn die Hörer nicht alles blind schluckten, dann schrie er Zeter über Ränke und Kabalen. Die rauschenden Erfolge errang sein Genie, blieb aber das Publikum kalt und ablehnend, so hatte die Clique wider ihn

[1]) Vgl. hiezu nachfolgende Stelle aus dem selbstbiographischen Brief an Ruge vom 15. September 1852 (also nach der Agnes Bernauer geschrieben): „Fast jedesmal, wenn meine Werke auf die Bühne kamen, bevor sie dem Publikum durch den Druck bekannt geworden waren, fanden sie eine zweifelhafte Aufnahme. Dies könnte nun zu beweisen scheinen, daß ich, wie mir oft vorgeworfen wird, in der Konzentration zu weit gehe. Ich glaube aber nicht, daß es sich so verhält, es beweis't vielmehr, daß die Masse durch die Tendenzdichterei und Pointen-Jagd des letzten Dezenniums der Hingabe an die Totalität eines Werkes und der damit verbundenen Suspension des Urteils über die Einzelheiten desselben ganz entwöhnt ist; wer aber die Auflösung eines Rätsels nicht abwartet, muß es freilich unerquicklich finden und wer die Grundbedingungen der Komposition nicht faßt, wird sich allerdings über die grellen Dissonanzen ärgern, die eine Zeitlang die Harmonie überschreien.“

gearbeitet, nie etwa er selber Schwächeres geschaffen. Dann sprach er nur von „nichtswürdigen Intriguen", von dem „Hundegebell der Gutzkowianer", von der „Animosität gegen ihn, die einen so hohen Grad erreicht habe, daß das, was an mir nicht beschmutzt werden kann, wenigstens ignoriert wird." Campe habe geflissentlich keine Rezensionsexemplare des „Diamant" versandt, damit nur ja nicht die vornehmsten Zeitschriften zu günstig urteilten und der Dichter zu hohes Honorar begehre. Über die glänzende Aufnahme der „Maria Magdalene" „sind meine hiesigen sogenannten Freunde außer sich vor Verdruß" und die Literaten aufsässig, „denn sie sind überall gesindelhaft". „Es existiert in Deutschland kein belletristisches oder politisches Blatt, in welchem ich nicht schmachvoll behandelt worden wäre." Als „Der Rubin" glatt abgelehnt wird und sogar ein Spottgedicht erscheint, da wütet Hebbel: „Ich habe in der letzten Zeit Nichtswürdigkeiten erlebt, die ich nicht für möglich gehalten hätte.... Der Dichter mußte dafür büßen, daß er Mitredakteur eines mißliebigen Blattes war." „Überhaupt," schreibt er an Palleske, „und ich bitte Sie, dies im Gedächtnis zu behalten, wird über mich aus Wien, aus diesem Pfuhl von Mittelmäßigkeiten, kein wahres Wort geschrieben. Die alten Stücke muß man schon gelten lassen, denn die deutsche Kritik hat sie einmal approbiert, aber die neue Frucht sucht man vor oder doch in der Geburt zu ersticken." Es verging kein Tag, versicherte Engländer, an dem Hebbel nicht die Herrschaft, welche Jungdeutschland und dessen geschlossene Koterien auf die Literatur und das Theater ausübten, beklagt hätte. Mit einer beinahe krankhaften Gereiztheit witterte er überall Agenten Gutzkows, Laubes, Kühnes usw., ja, er bildete sich eine angezettelte Verschwörung gegen sich ein[1]).

---

[1]) Es mangelt überhaupt nicht an paranoiden (Verfolgungs- und Größenwahn — ähnlichen) Zügen bei Friedrich Hebbel. So schrieb er z. B. um nur Einiges zu nennen, nach den großen Dramen Otto Ludwigs: „Es ist die schönste Wirkung, die man haben kann, in Anderen das verwandte Element zu befruchten, und man bezahlt sie gerne damit, durch

Eh ich die Erklärung all dieser merkwürdigen Phänomene versuche, heischt noch eine Eigentümlichkeit Erwähnung, die endlich wieder zum Genius zurückführt. Ich folge zunächst der Beschreibung Hanslicks, der sie vielleicht am anschaulichsten malt. Hebbel „war ein Virtuose des mündlichen Vortrags und schwelgte augenscheinlich im Selbstgenuß dieser Virtuosität[1]). Ich habe kaum jemanden, der stets Eigentümliches, Tiefgedachtes zu sagen wußte, es so formvollendet, so druckreif vortragen hören. Nicht ein Wort hatte er zu korrigieren, nicht ein Interpunktionszeichen fehlte. Es war ein seltener Genuß, Hebbel zuzuhören. Mit seinen wunderbar schönen blauen Augen schien er dem anderen tief ins Innerste zu bohren. Hebbels Gespräche hatten stets etwas Dozierendes, fast Predigendes. Mit einer Zwischenfrage oder Gegenbemerkung durfte man ihn nicht unterbrechen, ohne dazu aufgefordert zu sein. Er wollte nur Zuhörer, nicht Mitsprecher. Nur die zustimmende Aufmerksamkeit seiner Hörer war ihm wertvoll, nicht deren eigene

---

das, was man doch selbst ins Leben rief, für eine Weile in den Hintergrund gedrängt zu werden. Das war mein Schicksal; ich rief in Deutschland das soziale und das biblische Drama hervor und trotz des größten theatralischen Erfolges, den ich hatte, bemächtigten sich meine Schüler, freilich aus unlauteren Motiven von der ersten und entscheidenden Theaterdirektion unterstützt, des Terrains, das mir gehörte." Also Hebbel bildet sich allen Ernstes ein, das soziale und biblische Drama in Deutschland geschaffen zu haben, daß ihm dafür eine Art Monopol gebühre, daß Otto Ludwig nur sein Schüler sei, der mit seinem Kalbe pflüge und von Heinrich Laube in diesem Beginnen aus unlautern Motiven besonders unterstützt werde. Ein andermal schreibt er geradezu (Brief vom 3. Dezember 1842), daß Otto Ludwig ohne ihn nicht da sein würde. Sobald ihm ein Stück nicht aufgeführt wird, wittert er sofort „geheimnisvolle Zwischenmächte". Sein Gedicht an den König von Preußen habe „die ganze österreichische Monarchie einen ganzen Monat lang fieberhaft aufgeregt". Chefredakteur Kolb endlich könne es ihm nicht vergessen, daß er „Zedlitz einmal etwas hart anfaßte". Darum schreibe die „Augsburger Allgemeine Zeitung" immer gegen ihn. Wir wissen heute, daß solche paranoide Züge mit den Narzißmus in einem innigen Zusammenhang stehen.

[1]) Man könnte sagen, er lebte im Reden einen Teil seiner großen Sexualität aus, vor allem den narzißtischen.

Meinungen. Ich hatte bei aller Verehrung für Hebbel doch stets die Empfindung, es seien ihm alle Menschen seiner Umgebung eigentlich gleichgültig in ihrem Wohl und Wehe und nur existierend als mehr oder weniger würdige Gefäße für die Aufnahme seiner Gedanken. Die faszinierende Kraft seiner Rede, seiner Unterhaltung ließ anfangs jedermann sich gern mit einer untergeordneten Rolle bescheiden, zu welcher Hebbel seinen Gast herabdrückte. Aber auf die Länge verträgt selbst der aufrichtigste Verehrer nicht die völlige Annullierung der eigenen Persönlichkeit. Die meisten in Hebbels Haus verkehrenden jüngeren Männer schränkten mit der Zeit ihre Besuche ein und benützten irgend einen nicht zu vermeidenden Zusammenstoß mit Hebbel's tyrannischer Laune, um unmerklich auszubleiben. Hebbel strafte diese mit dem Ausspruch: ‚Wenn die Äpfel reif sind, fallen sie ab.'"

Nun die Schilderung eines Liebhabers: „Welch eine Elektrizität ging von diesem Kopfe aus! Eine getreue Wiedergebung der Evolutionen seines Geistes im Gespräche ist unmöglich. Denn woher das auf- und niederflutende Leben nehmen, ohne welches dieselbe matt und unvollständig sein muß. Freiheit und Notwehr hielten einander bei seiner spontanen Gedankenerzeugung das Gleichgewicht; er kämpfte mit sich selbst, indem er die Zuhörenden überwältigte, er verteidigte stets jede Idee, während er sie als siegreich verdrängte, und er schlug zehn von ihm selber herangerufene Einwendungen zu Boden, sobald er einen Kardinalsatz bewies.... Der dadurch hervorgebrachte dozierende Eindruck war dennoch ein vorübergehender. Die schlagende und sparsam gebrauchte Bildlichkeit des Wortes, das sich vom nächstliegenden Objekt Stimmungston und Farbe holte, beseitigte jede Erinnerung an professorenhaften Vortrag und das Feuer seiner Persönlichkeit schuf die abstrakteste Wendung in Sinnlichkeit um. Es ist kein Überschwang, wenn ich sage: er stand mitunter in einem Feuerregen eigener Gedanken und Gleichnisse und er schien zu gedeihen wie ein tropisches Gewächs, wenn die Glut über seinem Haupte zusammenschlug. Es wäre unrichtig, wollte man behaupten, daß sein

Gespräch stets ein Monolog inmitten von Statisten gewesen sei; dies war es nicht, wenn auch häufig mit seinen jungen, wehrlosen Freunden. Aber das monologische Gepräge trug es allerdings wie manches seiner Dramen. Der Stil ist eben der Mensch. Welch ein Bedürfnis ihm das Sprechen ward, je mehr das Schreiben aufhörte, ein solches für ihn zu sein, dies tut eine Briefstelle dar aus dem Jahre 1844: ‚Ich kann sogar sagen, daß mich nichts so sehr zur Selbsterkenntnis führt, als das lebendige, sich aus den Tiefen des Geistes herausgebärende Wort. Wenn all die inneren Ströme rauschen und brausen, wenn sie sich gegenseitig verschlucken und ineinander wühlen, da hab' ich ein Bild meiner selbst, wie ich im Augenblick bin und wie überhaupt.'"

Zum Schlusse will ich nur noch Ludwig August Frankl zitieren, von dessen Erinnerungen unser Dichter selber zu Kulke sagte: „Glauben Sie mir, es wird eine Zeit kommen, da man mit Begierde nach diesen Aufzeichnungen greifen wird." Jener Gewährsmann berichtet: „Hebbel liebte es, viel zu sprechen. Die Art und Weise, besonders wenn er Ideen entwickelte, war pathetisch, nicht immer klar. Dessen bewußt, äußerte er sich einmal: ‚Das ist mein Unglück, daß ich von keinem Gegenstande reden kann, ohne mich in ein Gewirre von Gedanken und Bildern zu verlieren.' Es schien, während ihm Gedanken und Bilder fort und fort zuströmten, als ob er sich dieselben erst, wenn er sprach, deutlich mache. Eine Gruppe sehr junger, geistig sich anempfindender Leute, die ihn namentlich in den ersteren Jahren seines Wiener Aufenthaltes umgab, ahnte es nicht, daß sie ihm gleichsam nur als Kleiderstöcke dienten, denen er seine Gedankenpurpurmäntel umhing. Es war zwischen ihm und ihnen ein Verhältnis, wie etwa das der alten Malermeister zu ihren talentierten Lehrjungen, die bewunderten, wohl auch hie und da lernten. Hebbel dozierte gern, unbekümmert darum, ob jemand Nutzen daraus zog. Er liebte es aber auch, zuweilen seine Hörer zu verblüffen, indem er aus irgend einem historischen oder philosophischen Werke Tatsachen erzählte oder Gedanken entwickelte, welche er eben gelesen hatte, um sich so

den Anschein großer, vielseitiger Gelehrsamkeit zu geben.... Ich erinnere mich einer eigentümlichen Szene, wo Hebbel selbst nicht zu Wort kommen konnte und, fast erstaunt, einem mächtigen Gedankenwasserfalle zu lauschen gezwungen war. Das kam so: der geniale, immer wieder Ideen sprudelnde Bogumil Golz befand sich zu Besuch bei Hebbel und hörte nicht auf, in der ihm eigentümlichen, originellen Ausdrucksweise von einem Gegenstande ohne Vermittlung zum anderen übergehend, zu sprechen. Er beherrschte die Anwesenden. Hebbel versuchte einigemal mitzureden. Es war unmöglich. Am folgenden Tage äußerte er: ‚Dieser Golz ist der genialste Schwätzer, der mir jemals vorgekommen ist. Es ist beleidigend, daß es ihm gar nicht darum zu tun zu sein scheint, ob seine Zuhörer nicht auch Gedanken und manchem zu widersprechen hätten.‘ Hebbel ahnte nicht, daß er dieses Urteil über seine eigene Art und Weise gesprochen hat.“

Fragen wir nunmehr, wo ist das Vorbild für jenes Dozieren und Monologisieren, welches ohne Rücksicht auf die Zuhörer sich selber im Reden Klarheit verschafft, für jene maßlose Selbstüberhebung und das verachtungsvolle Herabsehen auf alle Konkurrenten? Da drängt sich uns die Erinnerung an den Knaben auf, der von seiner Mutter und eventuell noch Bruder Johann und Meister Ohl das in der Schule eben Gelernte zu deren hoher Bewunderung vortrug, wie in späteren Tagen vor einer staunenden Jüngerkorona seine Lesefrüchte. Der Knabe erfuhr kaum je Unterbrechung und Widermeinung, bloß lauschendes Horchen und ehrliche Bewunderung. Nur zu begreiflich, daß er bei seiner angeborenen Redegewalt sich stets über alle ganz ungeheuer erhaben fühlte und höchstens noch den gestrengen Vater über sich erkannte, was er nach Jahren auf Uhland und Tieck, wie auf Goethe und Grillparzer übertrug. Sowie ihm dereinst das Wesen der Dichtkunst durch den Vortrag eines Liedes aufgegangen, so lotste er später sich durch Reden ins tiefste Verständnis hinein. Verachtungsvoll aber hat er wohl allzeit auf Bruder Johann herabgeblickt, den schärfsten

Konkurrenten in der Liebe der Eltern, den, möglichst an die Wand zu drücken, sein immerwährendes Bestreben war. Nur Ränke und Kabalen konnten bewirken, daß dieser einem Menschen von seiner Begabung vorgezogen wurde, wie Hebbel nach den „Einsamen Kindern“ wohl eine Zeitlang gewähnt haben muß. Eine solche unglaubliche Verschwörung wider ihn existierte tatsächlich — in seiner Einbildung, vielleicht im Anschluß an gelegentliche, mißbilligende Worte des Vaters. Daß der Dichter endlich manche seiner schwächsten Musenkinder weit über um soviel bessere stellte, wird verständlich werden durch die hohe Wertschätzung seiner infantilen Sexualität sowie einiger späterer Liebesphantasien.

Es läßt sich nunmehr auch der Widerspruch Frankls unschwer erklären, der aus eigener Erfahrung Hebbel in Schutz nimmt, dieser habe öfters Tadel mit Geduld und Bescheidenheit ertragen, sofern er ihm nur nicht in Form von Anmaßung entgegentrat. Auch Dingelstedt erzählt, wie er Hebbel bei den Proben seiner „Agnes Bernauer“ stets unbefangen, geduldig, von einer zuweilen rührenden Bescheidenheit erfunden habe. Das ist alles richtig und sehr wohl zu deuten. Ein offenes Wort, ja selbst den Widerspruch verträgt er ganz gut, wenn er von der Liebe des also Urteilenden voll überzeugt ist. Das aber ist der springende Punkt. Sonst erblickt er in jeder Kritik seiner Werke ein Fehlen der persönlichen Liebe zu ihm, was stets einen bösen, unsterblichen Kindheitskomplex berührte. Nur wenn er der Zuneigung, am besten der Vergötterung des anderen gewiß war, vertrug sein Narzißmus, der just bei Hebbel noch mächtiger entwickelt war, als bei den meisten Dichtern, etwas wie Einrede.

Auch wirkt noch ein anderer Mechanismus hier mit, die Reaktion nach verdrängten Trieben. Die meisten unserer infantilen Triebe, der Ich-, wie der sexuellen Triebe, erweisen sich später als mit der Kultur nicht mehr vereinbar. Wir dürfen z. B. nicht mehr so rücksichtslos begehren wie dereinst als Kinder, unser Selbst nicht auf Kosten der anderen durchsetzen. Auch unser infantiles Liebesverlangen muß

sich mancherlei Unterdrückung bequemen. Und wenn auch gelegentlich Durchbrüche erfolgen, bei denen der ursprüngliche, ungebändigte Trieb in ganzer Stärke und Nacktheit hervortritt, der allergrößte Teil hat doch mehr oder weniger Verdrängung erfahren und wird im Unbewußten an der Kette gehalten. Was geschieht nun mit den verdrängten Trieben und vor allem mit den starken Affekten, die an ihnen hangen? Sie können mancherlei Schicksal erfahren, so beispielsweise vergeistigt werden, d. h. abgelenkt vom geschlechtlichen oder egoistischen Ziel und zur Erreichung sozial wertvoller verwendet werden. Der gewesene Sadist wird eventuell in späteren Jahren ein großer Chirurg, die sexuelle Neugier eines Kindes umgewandelt in naturwissenschaftlichen Forschungsdrang. Eine andere Form, den kulturell jetzt unmöglichen Trieb unschädlich, ja geradezu wertvoll zu machen, ist die Reaktionsbildung, d. h. Umkehrung ins Gegenteil, nach dem Grundsatze etwa, daß ein Druck verstärkten Gegendruck erzeugt. So kann sich die Grausamkeit des Kindes in übertriebenes Mitleid beim Erwachsenen wandeln, Selbstsucht und Härte in höchste Ethik und Altruismus. Und wieder hängt sich der ursprüngliche Affekt in ungeminderter Leidenschaft dem Gegenteil an, diesem erst die richtige Wärme verleihend. Nicht immer gelingt die Umwandlung ganz. Nicht selten bleibt ein Stück des ursprünglichen Triebes bestehen neben seinem direkten Gegenteil, wie beispielsweise bei unserm Dichter klar zu schauen. Am leichtesten jedoch gelingt die Umwandlung zu allen Zeiten mit Hilfe der Liebe. So kann Hebbels Sadismus, der, wie wir erfuhren, zum größten Teile erhalten blieb, der Familie gegenüber und seinen allerengsten Freunden in oft unglaubliche Milde umschlagen[1]), sein un-

[1]) Gelegentlich freilich brach auch hier sein ursprünglicher Sadismus durch. So erzählt seine Tochter, die spätere Christine Kaizl-Hebbel, in der „Neuen Freien Presse" (16. März 1913): „Krank durfte ich oder Mama nicht werden, da ging mein Vater gewitterschwer umher, seine blauen Augen schossen Blitze auf die unglückliche Umgebung, die doch an der Sache ganz unschuldig war." Ein Krankwerden der Seinen verletzte Hebbels Narzißmus zu schwer. Noch bezeichnender ist fol-

geheurer Stolz, welcher übrigens nicht bloß ein Erbteil seiner Eltern war, sondern auch durch die Demütigungen der Kindheit geweckt worden, sich gelegentlich in höchste Bescheidenheit, ja wahren Kinderrespekt verwandeln.

Aus diesem Gesichtspunkt, daß scheinbar entgegengesetzte Züge in einem und demselben Charakter gut nebeneinander bestehen können, ist mancher Widerspruch unschwer zu lösen. So berichtet Kuh von dem nämlichen Hebbel, dessen Grausamkeit und sadistische Neigungen wir zur Genüge kennen lernten: „Er war gutmütig und gut zugleich. Er hatte eine liebe Fügsamkeit in fremde Wünsche, Gebräuche und Eigenheit, ein holdes Nachgeben, sobald er sein Widerstreben als ein egoistisches erkannte. Er verzieh leicht, wenn er auch nicht vergaß, er war der Rührung zugänglich und sein Mitleiden hatte die Unruhe der Magnetnadel. Er legte alle seine Waffen ab in seinem Vertrauen, das ein ungemessenes war und das nicht mehr seiner bloßen Gutmütigkeit, das schon seiner Güte entquoll. Diese seine Güte offenbarte sich am bedeutsamsten als Gerechtigkeit, als Treue und als Pietät. Nie noch bin ich einem heftigeren, einem leidenschaftlicheren Menschen als Hebbel begegnet und nie einem gerechteren. Wie zwei Schwestern, von denen die eine mit Milde im Hause waltet, während die andere jeden erschreckt und beängstigt, so gingen bei ihm innige Güte und entsetzliche Heftigkeit ein und aus.... Seine Pietät äußerte sich allenthalben, wo ihm die menschliche Bedürftigkeit aufging und wo gleichsam die Natur selbst um Schonung bat. Der schlafende wie der essende Mensch war ihm heilig und, was dem einzelnen als heilig galt, gleichfalls. Er trat nicht

---

gende Episode: „Einmal wollte mein Vater die Entsagungskraft seiner kleinen Tochter prüfen, als wir beim Mittagessen saßen und einige Indianerkrapfen mir besonders verlockend in die Augen stachen. Endlich war der ersehnte Augenblick gekommen und ich tat einen herzhaften Biß in meine Lieblingsspeise — o weh! Da zeigte es sich, daß der Krapfen bis zur Ungenießbarkeit versalzen war. ‚So macht es das Schicksal!‘ tröstet mich der strenge Pädagoge.“ Ob wohl ein minder sadistischer Vater einer solchen „Pädagogik“ fähig gewesen wäre?

über die Schwelle, wenn er geringe Leute, die gerade ihr Mittagsbrot verzehrten, um eine Auskunft bitten wollte; er enthielt sich des entschiedenen Einspruchs, wenn ihm das gebleichte Haar desjenigen, der wider seine Überzeugungen redete oder der wohlverdiente Ruhm desselben Zurückhaltung geboten. Er achtete jede wirklich fromme Empfindung, ja sogar jedes Vorurteil und jede Einbildung, wenn er spürte, daß einer wehrlos in ihr befangen war". „Die Schroffheit machte Hebbels ganzes Wesen nicht aus," vermeint auch Kulke, „die Milde lag ebenso und vielleicht noch weit mehr in seinem Wesen und ich könnte gar manche Züge rührender Milde von ihm erzählen. So z. B. beschenkte er jeden Armen, den er auf der Straße traf. Als er eines Tages einem Bettler eine Gabe reichen wollte und kein kleines Geld bei sich hatte, ging er in ein Gewölbe, kaufte daselbst etwas, um einen Gulden wechseln zu lassen. Dann eilte er dem Armen nach und reichte ihm die Gabe. ‚Es ist eine wahre Sünde. ohne Kleingeld aus dem Hause zu gehen!' sagte er dann zu mir." Natürlich spielt in solchen Zügen die Erinnerung an die eigene Not in früheren Tagen bestimmend mit.

„Die Elemente seiner Kindheit", erzählt wieder Kuh, „traten auch in der Art und Weise hervor, wie er Menschen zuhörte, welche ihm nicht geläufige Dinge mitteilten. Da glaubte er unbedingt, was sie sagten, wenn es nur verständig gesagt war, da schien seine Selbständigkeit durchaus verschwunden. ‚Das ist vortrefflich, was Sie jetzt hervorheben.' ‚Höchst merkwürdig! Dergleichen hätte ich für unmöglich gehalten!' Ja, sein demütiges Vertrauen auf Aussprüche, deren Berechtigung er nicht selbst prüfen und wägen konnte, ging so weit, daß er seinen Arzt Dr. Tedesco, einen Homöopathen, der jahrelang in sein Haus kam, von dem Moment an nicht mehr rief, als er einen Aufsatz Liebigs gelesen hatte, worin der berühmte Naturforscher die Existenz der Kräfte leugnet, mit denen die Homöopathie angeblich wirke." Von Hebbels Bescheidenheit bei den Proben seiner „Agnes Bernauer" erzählt uns Dingelstedt: „Nicht nur Kürzungen ließ er sich gefallen, gegen welche so mancher

Neuling oder Autokrat in dramatischer Poesie sich sträubt und wehrt, wie der Patient gegen das Messer des Operateurs; er akzeptierte auch Einlagen, Zusätze, Änderungen, wo ein Motiv, ein Übergang als notwendig sich darstellte. ‚Auf den Brettern bist du der Herr,' hat er mir wiederholt gesagt; ‚davon versteh ich nichts. Mein Reich geht nicht über den Schreibtisch hinaus.'" Man darf hinzusetzen, auch diese willige Unterordnung erfolgte nur dort, wo Liebe im Spiel war.

Es ist interessant, daß auch bei *Kuh* eine ähnliche Reaktion sich entwickelte und aus den nämlichen Liebesgründen, was so manches in beider Verhältnis erklärt. Ich lasse am besten *Kuh* selber das Wort: „Mir schnürte seine inquisitorische Logik häufig die Seele zu. *Weil ich ihm aber derart zugeneigt war und ihn so verehrte, daß ich glaubte, wo ich nicht begriff, daß sich ihm mein Geist unterwarf, wo mein Herz sich sträubte, so nahm bei mir der unscheinbarste Anflug der Auflehnung den Charakter blinden Gehorsams an und der leiseste Anreiz zur Beschuldigung setzte sich sofort in das Gefühl der Demut, ja der Billigung um. Wer sich ihm aber einmal so völlig hingegeben hatte, wie ich, mit dem schaltete und waltete er als mit seinem Eigentum, je nach seinen Stimmungen, Bedürfnissen und Grillen. Ihm war eben ein autokratischer Zug angeboren, der sich mit seiner Erkenntlichkeit, seiner Güte auf das Beste vertrug.* Und zwar ging nicht selten eines ins andere über oder es ward eines vom anderen unvermittelt und unerwartet abgelöst."

Wir stehen hier abermals vor *Hebbels* geistiger Homosexualität, die sich bei ihm zu jeder Zeit mit Sadismus paarte, mit despotischer Unterwerfung des also Geliebten. Er heischte vom anderen stets förmliches Aufgehen und blinden Gehorsam, selbst dort, wo er quälte, und peinigte direkt mit

Eifersucht, wenn jemand noch andere Beziehungen pflegte[1]). Wer wie Hermann Hettner oder Julius Glaser zu solchem Opfer sich nicht verstand, dem konnte er sich niemals gänzlich erschließen. Der Letztgenannte schildert dies trefflich: „Hebbel bedurfte eines fast täglichen Umganges, man mußte ihm mindestens mehrmals in der Woche auf viele Stunden angehören, wenn er die volle Freiheit, Liebenswürdigkeit und Geistesgröße sollte zeigen können, die er in der Konversation entfaltete. In solcher Weise mich ihm zur Verfügung zu stellen, gestatteten mir meine Arbeiten schon seit 1856 nicht mehr; ich konnte auch in gesellschaftlicher Beziehung auf eine ‚Erweiterung meiner Kreise' nicht verzichten; ich mußte endlich mit aller Schonung der Wiederkehr einzelner, das Selbstgefühl verletzender Ausbrüche des Unwillens oder gelegentlich vorkommender Versuche zu weitgehender Bevormundung mich entziehen, einer Bevormundung, welche nicht so sehr in der Sache selbst, als in der Heftigkeit lag, mit der sein Rat aufgedrängt ward." In Hebbel war stets „der Trieb nach Bevormundung und Alleinbesitz seiner Freunde lebendig, ein leicht erregbares Mißtrauen, welches dicht neben seinem unbegrenzten Vertrauen schlief, und endlich eine fürchterliche Heftigkeit, lauter Charaktereigenschaften, wodurch er an Othello gemahnte". Ihn plagte immer „der Zweifel an der Tragfähigkeit der ihm ergebenen

---

[1]) Vgl. hiezu die Schilderung Gurlitts über seinen Verkehr mit dem Dichter in Rom: „Wenn ich mit anderen Freunden ausging oder verkehrte, so fühlte er sich verletzt. Es folgten dann Tage und Wochen, in denen er mit mir, wie bei Liebenden, schmollte, bis es dann endlich zu Erklärungen kam, mitunter sehr heftigen, wobei er verlangte, ich solle mich ihm ganz und allein ergeben, wie er es mir gegenüber getan habe, darauf ich natürlich, da ich schon ältere Freunde in Rom hatte, nicht eingehen wollte und konnte. Nach solchen Szenen lebten wir dann wieder in vollster Eintracht." Ähnliche Eifersucht bestand dann später zwischen Kuh und van Bruyk: „Sie waren anfänglich aufeinander eifersüchtig und konnten einander nicht ausstehen," ward Kulke vom Dichter selber erzählt. „Ich mußte sie zähmen und hatte lange zu tun, bis ich es dahin brachte, daß einer den andern ruhig neben sich duldete."

Menschen, die er auf so schwere Proben stellte. Endlich atmete in ihm ein imperatorischer Wille, der alles ihn kreuzende und beirrende Wollen niederzuwerfen suchte, ein ganz und gar naiver Despotismus".

Das Zwangsmäßige dieser Triebe erhellt aus der weiteren Schilderung Kuhs: „Nichts wäre unrichtiger als die Annahme, daß Hebbel in seiner Heftigkeit, seiner Sophisterei der Selbstsucht sich frei bewegte, mit Vorbedacht, Absicht oder Überlegung. Sie umstrickte ihn wie ein Gespinnst, dessen er sich nicht zu erwehren vermochte, sie verdunkelte sein klares Auge, sie lähmte seine Verantwortlichkeit. Bagatellen konnten diese Heftigkeit erregen, eine unvorsichtige Äußerung, ja ein unschuldiger Blick, den er unrichtig auslegte. War sie jedoch einmal erregt, so steigerte sie sich von Minute zu Minute und jede in sie hineinfallende fremde Silbe hatte die Wirkung des Wasserstrahles, der einen lodernden Brand stillen will: dann zischte sie erst recht empor. Mit der tieferen Farbe, welche in solchen Situationen sein Ausdruck gewann, schienen seine Gedanken die Windungen der Schraube anzunehmen, jeder Nerv und Muskel seines Leibes zog sich zusammen, das kurze, dünne Haupthaar sträubte sich an den stark erhobenen Hügeln der Schläfen, das Auge flammte, der ganze Mensch war ein bis zum Bersten straff gespannter Bogen. Dabei verschlug es nichts, ob diese Heftigkeit in seinem Zimmer oder auf der Straße hervorbrach: die Detonation seiner mächtigen Stimme und die der Wut entsprechenden Körperbewegungen waren dieselben." Zu Kulke äußerte Hebbel einmal über die spätere Entzweiung mit seinem Hauptbiographen: „Mit großen Männern umzugehen, ist gefährlich; der Umgang mit einem großen Manne ist wie das Wohnen in der Nähe eines feuerspeienden Berges. Da strömt plötzlich die Lava hervor und verschüttet die unschuldigen Bewohner, aber der Vulkan kann nichts dafür, daß er Feuer speit."

Für Hebbels Charakter gibt es wohl kaum Bezeichnenderes als sein Freundschafts-, um nicht zu sagen Liebesverhältnis mit Emil Kuh. Ich folge der anschaulichen Schil-

derung des letzteren, deren Richtigkeit allseits bestätigt wird: „Mein Umgang mit Hebbel dauerte zehn Jahre und hatte mehrere Phasen.... Ich war sein Jünger und sein Freund, sein Schüler und sein vertrauter Genosse, ja nicht selten sein Beichtkind und sein Beichtiger zu einer und derselben Zeit. Schon im zweiten Jahre meines Verhältnisses zu ihm begann die Vertraulichkeit. Die anderen jungen Freunde blieben in betreff dessen allmählich immer um einen Schritt weiter hinter mir zurück, aber mit jedem solchen Vorsprung, den ich gegen sie gewann, nahm meine Abhängigkeit von ihm zu, eine Abhängigkeit, welche viele Unbilden und Leiden mit sich brachte. Indem ich mich an die Anfänge meines Verkehres mit Hebbel erinnere, leuchtet mir ein durchaus unbefangenes, ja kindliches Wohlwollen aus einer dunklen Wolke von herrischem Ungestüm entgegen. Ich empfinde es lebhaft nach, wie ihm meine Jugend Duldsamkeit auferlegte, ein vorsichtiges Berühren meiner Mängel, und wie er dennoch nicht umhin konnte, mich dann und wann für meine Unfertigkeit in vollstem Maße verantwortlich zu machen, gleichwie für einen begangenen argen Fehler. Alsdann schlug, was gestern milde Anleitung oder ruhiger Verweis war, heute in heftiges Gebieten, in harte Strenge um; das Nichtkönnen des jungen Menschen faßte er mit einem Male als ein Nichtwollen auf, um ebenso rasch wieder zu billigen Anforderungen, einem freundlichen Durchdiefingersehen herunterzugleiten.... Als jedoch das Verhältnis ein wärmeres und engeres wurde, da faßte er den Wiener in mir, wo er sich von der schlimmen Seite zeigte, nichts weniger als vorsichtig an. Alles Lässige, Flüchtige und Leichtsinnige in meinem Denken und Tun verfolgte er mit scharfem Auge und unerbittlich drang er auf Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit, Ordnung und Ausdauer. Ein mir geliehenes Buch befleckt zurückgeben, einen mir erteilten Auftrag nicht genau ausführen, eine verabredete Zusammenkunft nicht präzis, geschweige gar nicht einhalten: dergleichen zog unvermeidlich die ärgsten Auftritte nach sich. Verteidigungsgründe fertigte er mit Worten ab, daß es Gründe

für alles gebe. Einer Abhaltung wegen ihn umsonst warten lassen, brachte mir tagsdarauf den entrüsteten Ausruf ein: ‚in Fällen dieser Art entschuldigt nur ein Beinbruch!‘ oder: ‚dies hätte ich mich Uhland gegenüber nie unterstanden!‘ oder: ‚wer sich solcherlei gestattet, der wird auch in seinem ganzen Leben keinen ordentlichen Satz zu stande bringen!‘ Es lag in der Natur des Verhältnisses, daß Hebbel mich hin und wieder mit kleinen Kopierarbeiten betraute oder daß er mir einen Brief diktierte. Auch hiebei lernte ich im Hinblick auf Stil ungleich mehr, als mir bis dahin durch die Schule vermittelt worden war. Freilich erkaufte ich dieses Plus mit Zurechtweisungen oder Scheltworten, welche mich bei solcher Gelegenheit ereilten. Brachte ich ihm eine ins Reine geschriebene Abhandlung zurück und hatte ich willkürlich Absätze gemacht, so zerknüllte er zuvörderst, das Gesicht zorngerötet, meine Abschrift, hielt mir mein schläfriges Auge, meinen Mangel an Aufmerksamkeit vor, begründete jedoch, einmal ruhiger geworden, seinen früheren Zorn, analysierte den ganzen Aufsatz, erklärte mir, warum hier eine neue Zeile anfangen müsse, dort hingegen eine solche fehlerhaft wäre, und verbreitete sich am Ende über das eine und andere Stil- und Sprachgesetz.... Wie ein Habichtauge schwebte ober mir das seinige, während er mir beim Diktieren über die Schulter blickte; auf jede falsche Interpunktion stieß er herab, murrte und schalt weidlich, bis er abermals wohlwollend einlenkte und mir die Bedeutung ihrer Normen einzuprägen suchte.“ In dieser peinlichen Genauigkeit spielt Hebbel, ohne es zu wissen, den Lehrer Dethlefsen und Kirchspielvogt Mohr, anderseits zeigt er typisch die charakterbildende Kraft seiner stark verdrängten Analerotik, von der ich noch später bei Besprechung des „Diamant“ handeln werde.

Auch die Kehrseite von Hebbels Liebe — „er beteuerte mir mehr denn einmal, daß er noch nie einen treueren Freund als mich gehabt habe — lernte ich besser als irgend ein anderer seiner jungen Freunde kennen. Sein autokratisches Begehren machte sich bereits in der Forderung geltend, daß ich Tag

für Tag um ihn sein sollte. Namentlich verlangte er dies für die Nachmittags- und Abendstunden. Er wünschte sie im Gespräche zu verbringen, auf dem Spaziergange, alsdann in seinem Hause, und sobald ich anders über diese Stunden verfügte, sah er es als einen Eingriff in sein Herrenrecht an. Ich kam, soweit ich es vermochte, seinem Wunsche nach, vernachlässigte alle meine Beziehungen zu jenen Altersgenossen, die nicht gleichfalls mit ihm verkehrten, entsagte vielen Freuden und Zerstreuungen, woran ich, wie jeder junge Mensch Gefallen hatte, räumte ihm beinahe gebieterische Macht über meine Zeit ein. Aber schon dieses ‚beinahe' war in seinen Augen ein halbes Verbrechen, das er mit durchbohrenden Blicken oder spitzigen Bemerkungen ahndete. Der oberflächlichste Verkehr, den ich mit anderen unterhielt, bedeutete für ihn eine unerlaubte Schmälerung der ihm allein gebührenden Neigung und Achtung, und wollte es der Zufall, daß ich mit einem seiner Gegner in Gesellschaft oder auf der Straße zusammentraf, dann schüttelte er, indem ich es ihm erzählte, so den Kopf dazu und verzog so ernsthaft das Gesicht, als ob ich ihm die Verbindung mit einer Falschmünzerbande anvertraut hätte. Bekannte, die mir nie etwas zuleide getan, die mir recht lieb waren, sollte ich, wie giftiges Gewürm, meiden oder abschütteln, wenn er sich einbildete, daß sie ‚Niederträchtigkeiten' gegen ihn begangen haben; und Personen wiederum, die er aus diesem oder jenem Grunde eine Weile lang um sich duldete, sollte ich teilnehmend behandeln, weil seine Königslaune eben diese Menschennummer aus dem Lostopfe des Tages gezogen hatte. Sogar Ausflüge mit Eltern und Geschwistern mußte ich dann und wann seinetwegen unterlassen. Gestattete ich mir aber einmal in den menschlichsten Dingen mein eigener Herr zu sein, so las mir Hebbel alsdann ein ganzes Kollegium über ‚Sittliche Pflichten', wobei seine bis zur Virtuosität ausgebildete Sophisterei nicht zu kurz kam."

„Hebbel spürte ganz gut, daß ich unter seiner Botmäßigkeit seufzte, und wenn er zehnmal die blinde Unterwürfigkeit wie eine Pflichtverletzung heischte, so empfand

er doch das elftemal das Unberechtigte seiner Diktatur oder lieh gar dieser Empfindung Worte: ‚Es mag Ihnen dann und wann schwül neben mir zu Mute sein, es ist nicht leicht mit mir zu leben; wenn Sie jedoch alle meine schönen Stunden mit mir teilen, dann müssen Sie auch die bösen mit in den Kauf nehmen'.... Es ließ sich schwer mit ihm leben! Das ist wahr. Wieviel Peinliches und Aufreibendes ein so geartetes Verhältnis wie das meine zu ihm für den schwächeren, den leidenden Teil haben mußte, begreift sich leicht. Die tausend und abertausend Lichtstreifen und Schattenflecke eines unaufhörlich bewegten Gemütes, einer ruhelos arbeitenden Phantasie gingen über mich als den beständigen Teilnehmer aller Aufwallungen und Eindrücke H e b b e l s, aller seiner hellen und düsteren, wehevollen wie zornigen Stunden, seiner Hoffnungen und Zweifel, Kränkungen und Martern gewitterähnlich hin, ja durch mich hindurch. Ich genoß und ich seufzte, ich bildete und verwirrte mich unter seinem lehrenden, erziehenden und aufbrauchenden Einflusse. Die Antwort, die er mir gab, als ich ihn vor einem Sommeranfang fragte, ob er wiederum aufs Land gehen werde? Die Antwort: ‚Nein, ich bedarf der großen Stadt, ich verzehre Menschen!' war nur allzu richtig. Er zählte zu jenen starken, von dem Drange sich auszuleben übermächtig erfüllten Individuen, die man unter den Gattungsbegriff Gehirnraubtier bringen möchte." Wahrhaftig D i n g e l s t e d t hatte recht: „Es gehörte eine gute Dosis Kraft und Tapferkeit dazu, den Schatten eines H e b b e l zu spielen."

Nur eins übersah er ebenso wie K u h, daß nicht allein die Verliebtheit des „Schattens" in jenen Großen die Ursache solchen Aufgehens war, sondern noch viel mehr die masochistische Anlage des Jüngers. Es bedurfte der akut ausbrechenden Liebe zu einem Mädchen, um K u h von H e b b e l loszubekommen. Mit großer, liebegetränkter Zartheit hat jener die Gründe des Bruches berührt: „Mir sollte der Schmerz nicht erspart bleiben, mich von ihm persönlich lossagen zu müssen. Die Neigung, die ich für eine Schauspielerin faßte, und wodurch die erste ernste Kollision zwischen H e b-

bel und mir sich ergab, hatte das innere Verhältnis bereits auf bedenkliche Weise getrübt. Mit dem Hervorbrechen einer Leidenschaft, wenige Jahre später, für meine nunmehrige Frau, empfing das Verhältnis den ersten Stoß. Meine Lebensumstände verschoben sich, ich wechselte sogar den Aufenthaltsort, der springende Punkt meines Daseins war nicht mehr Hebbel; ich fing an, mir meine eigenen Ziele abzustecken. Während eines harten Wortwechsels bestritt mir Hebbel das Recht der Selbstbestimmung und, dicht an mich herantretend, zitierte er die Worte aus dem Wallenstein: ‚Gehörst du dir? Bist du dein eigener Gebieter, stehst frei du in der Welt wie ich, daß du der Täter deiner Taten könntest sein? Auf mich bist du gepflanzt. —‘ Ein verändertes und dabei menschlich fruchtbares Verhältnis war nicht möglich; dies spürte ich. Und so riß denn eines Tages der Faden ab. — Erst auf seinem Sterbebette, sozusagen in Gegenwart der Parze, welche die Schere hinter dem schicksalschweren Mann erhob, knüpfte er sich wieder an.“ Noch deutlicher ist die Erzählung Hanslicks: „Kuh war durch mehrere Jahre jeden Abend zur bestimmten Stunde zu Hebbel gekommen, der sich an ihn gewöhnt hatte und alles mögliche mit ihm besprach oder richtiger ihm vorsprach. Er war Hebbel schließlich unentbehrlich worden. Da geschah es, daß Emil Kuh sich verlobte und es ganz natürlich fand, hin und wieder auch einen Abend bei seiner Braut zuzubringen. Hebbel fand dies aber keineswegs natürlich. Er verlangte unbedingte und ausschließliche Hingebung. ‚Entweder Sie kommen täglich zu mir wie bisher oder gar nicht!‘ So schwer es dem guten Emil fallen mochte, er erwählte schließlich das ‚Gar nicht‘. Der auch in der Freundschaft autokratische Hebbel war denn doch zu weit gegangen.“

Wenn Richard Werner die Ursache des Bruches darin erblickt, daß „Hebbel, wie dies einem Lehrer so leicht gehen kann, weniger das allgemache Heranwachsen, als die noch vorhandenen Mängel empfunden und darnach sein Benehmen eingerichtet habe“, so heißt dies äußere Hilfsumstände

erheblich überschätzen. Was ihn und Kuh in gleicher Weise zusammenhielt und später auseinander brachte, war wesentlich die Liebe. Für den Dichter war Kuh, wie jeder sonstige Freund, nichts anderes als eine männliche Geliebte, und er heischte von ihnen unbedingtes und völliges Aufgehen wie von seiner Frau. Sie vermochten gar nichts Ärgeres zu begehen, als ihr Herz an ein weibliches Wesen zu hängen. Darum hat er Karl Werner, Debrois und Kuh mit Wucht von der Ehe abgeraten. Alle vorgebrachten Verstandesgründe waren natürlich nur Rationalisierung seiner liebenden Eifersucht. Und wenn er den Abfall Debrois' und Kuhs als blanken „Verrat", den letzteren als „Judas Ischariot" brandmarkte, so traf dies in seinen Augen auch zu. Es war tatsächlich ein Verrat an seiner Liebe gewesen, den gar nichts auf Erden entschuldigen konnte, nur freilich damals bereits vollzogen, als sie neben Hebbel ein Weib noch zu erküren wagten.

Keines Freundes Verlust jedoch ging ihm so nahe, als der Emil Kuhs, des Heißgeliebten. Nachdem ihm dieser sogar den gesellschaftlichen Gruß geweigert, schrieb er ins Tagebuch: „Ich habe durch diesen Menschen, wegen dessen ich mich noch vor einigen Monaten mit Gutzkow auf Tod und Leben entzweite, schweres Unrecht erlitten und gründlich erfahren, wie bitter der Undank ist. Aber ich habe es mir, obgleich ich vierzehn Tage lang keine Nacht schlief und dem Typhus nahe war, doch dadurch zu versüßen getrachtet, daß ich es als eine Art von Kompensation für das Unrecht betrachtete, das ich selbst begangen haben mag, und dadurch wirkliche Erleichterung gefühlt. So liegt der Gedanke der Buße in der Menschenseele." Beweisen jene nervösen Symptome, wie tief ihn das Abreißen dieser Liebe schmerzte, und sein Bußebedürfnis, daß er sich innerlich keineswegs schuldfrei fühlte, so klingt es in dem letzten Brief an Debrois wie bewegliche Klage: „Sie und Ihr Freund haben die fetten zehn Jahre der Produktion, der nie stockenden Lebensfülle, der Gesundheit und des Glücks, mit mir geteilt. Nun die mageren vor der Tür stehen, nun

Alter, Krankheit, Lebensüberdruß usw. sich melden, wenden Sie mir den Rücken." Und wie eine Probe seiner „bis zur Virtuosität ausgebildeten Sophisterei" klingt die Stelle des Tagebuches: „Was hab ich davon, daß ich mich zehn Jahre lang mit sogenannten Freunden schleppte und jeden Abend um 8 Uhr ängstlich zu Hause eilte, um ja für sie daheim zu sein! Viele kostbare Stunden habe ich geopfert, den Meinigen oder meinen Arbeiten entzogen, und mein Gewinn besteht darin, daß ich mich nicht umsehen darf. Denn, wie hell das Licht auch in der Vergangenheit brennen mag, überall fällt mein Blick zuerst auf diese Larven, die es umtanzen, und das erfüllt mich mit einem solchen Schauder, daß ich selbst von der schönen Sternenkette der Weihnachtsabende mein Auge abwenden muß." Nicht er hat also von Kuh und den anderen Jüngern verlangt, daß sie ihm ihre sämtlichen Abende opferten und sich jedweden anderen Verkehres völlig enthielten, sondern diese hätten ihn zehn Jahre gezwungen, allabendlich rechtzeitig zu Hause zu sein, und ihm dadurch viele Stunden geraubt, die er sonst besser verwenden konnte! Gleichwohl hat Hebbel auch nach der Entzweiung, wie Kulke berichtet, „immer mit Wohlwollen und mit dem Gefühle väterlichen Bedauerns über den Verirrten gesprochen; aus seinem Herzen hat er ihn nie verdrängt. Wäre dies der Fall gewesen, er hätte sich auch auf dem Totenbette nicht mit ihm ausgesöhnt. ‚Was müßte man von sich selber denken' — sagte mir Hebbel einmal, als er von Kuh sprach —, ‚wenn man einen Menschen, mit dem man zehn Jahre lang persönlich verkehrt hat, plötzlich für nichts achten sollte!'"

Was immer wieder mit dem Menschen Hebbel sich versöhnen läßt, trotz aller Schwächen, ja größter Fehler, ist seine kolossale Fähigkeit zu lieben. Darum erscheinen seine Mängel auch minder als Fehler des Charakters, wie als Folgen des Affekts, als Ausfluß gewaltiger Leidenschaftlichkeit. „Ich bin immer so, wie die meisten Menschen nur im Fieber sind," bekannte er einmal. Was seine Person für jeden, der ihn nicht wieder liebte, fast unleidlich machte, das war dann

auf der anderen Seite die Grundlage seiner dramatischen Kraft. Auch von Hebbel gilt das biblische Wort: „Ihm wird viel vergeben werden, denn er hat viel geliebt!“

II.

Es war nicht klug von unserem Dichter, sich immer wieder an Goethe zu messen. Denn gerade dadurch weckt er die Neigung zu einem Vergleich, der keineswegs zu seinen Gunsten ausfällt. Wie Goethe der allseitigste unter den deutschen Poeten, so Hebbel vielleicht der engbegrenzteste. Man darf sich durch den Gedankenreichtum seiner Tagebücher, durch alle Farbenpracht seiner Rede nicht blenden lassen. Hebbel beherrscht im Grunde bloß ein ganz kleines Gebiet, dies freilich dann bis zur Virtuosität und mit tiefstem Wissen. Fast all sein Grübeln dreht sich nur um die Poesie, in specie die dramatische und höchstens noch die lyrische mit den dazu gehörigen psychologischen Problemen. Dann interessieren ihn aus der neurotischen Anlage heraus merkwürdige Kriminalfälle und ein wenig die Geschichte, auf die ihn der Kirchspielvogt Mohr gelenkt hatte. Nehmen wir endlich, daß er sich gleichfalls aus neurotischen Gründen zeitlebens mit dem Gottproblem herumquälte, so ist sein Gedankenkreis völlig erschöpft. Weder Wissenschaft noch Kunst, weder Politik noch Theater vermochten ihm größere Anteilnahme zu entlocken. Für Malerei und Plastik hatte er nach Hanslick eigentlich gar kein Interesse, was auch die Tagebücher aus Rom erwiesen. „Nur eine Kunst war ihm noch gleichgültiger: die Musik. Auch die Schönheiten der Natur vermochten Hebbel, dessen Geist nur an psychologischen Problemen Nahrung fand, nicht nachhaltig zu fesseln. Als er ein kleines Landhaus in Gmunden angekauft hatte, war es mit der Freude am Besitz bald vorüber. ‚Ach, wie glücklich müssen Sie sich in dieser herrlichen Landschaft fühlen!‘ apostrophierte in ein Bekannter. ‚Lassen Sie mich mit dem ewigen Naturgenuß in Frieden!‘

erwiderte Hebbel gereizt. „Ich esse keine Maikäfer, ich esse Menschen [1])!'"

Es wird wohl kaum einen zweiten großen Dichter geben, der so schöne und ausgedehnte Reisen mit so minimalem Nutzen unternahm. Hier trifft völlig zu, was Dingelstedt ausführt: „Hebbel hat in Paris und in Rom oder Neapel nicht anders gelebt, als in Hamburg oder in München, dort mit Heine, Ruge, Gathy, Bamberg, hier mit Hettner, Stahr, Gurlitt, Rahl verkehrt, eigentlich also den Dunstkreis des deutschen Literatentums nicht verlassen, gelegentliche Exkurse in das Gebiet der bildenden Kunst ausgenommen. Weder Politik noch Theater, nicht das gesellige und nicht das volkstümliche Leben ziehen ihn in der Fremde besonders an, und wie ihn früher der Streit um ‚Schleswig-Holstein meerumschlungen', später der Oktobersturm in Wien, bis auf ein männliches Stellungnehmen zwischen den Parteien, nur flüchtig berührte, aber nicht in die Aktion hineinzog, so ist ihm Frankreich und Italien, damals, im Anfang der Vierzigerjahre, gerade in interessanten Krisen begriffen, eine terra incognita geblieben. Die Unkenntnis der Sprache allein erklärt die starre Abgeschlossenheit des nordischen Pilgers gegen die verführerischen Reize und den Zauber der Welschländer nicht; dies Hindernis hätte ein eiserner Wille wie Hebbels überwunden, wenn er es sich ernstlich vorgesetzt. Aber nein; das Gegenteil vielmehr findet bei ihm statt. Er wickelte sich draußen noch fester in die Wolke, in welcher er daheim gewandelt. I am myself alone. Den Dichter der ‚Judith' kümmerte die Bühne Scribes verteufelt wenig, und während Goethe unter italienischem Himmel die Iphigenie empfing, arbeitete Hebbel daselbst gerade an seinen düstersten Stücken und Gestalten: ‚Moloch', ‚Julia', ‚Das Trauerspiel in Sizilien'. Gewiß hat sein treuer Schildknappe, hat Emil Kuh recht, wenn er, um die Hornhaut seines Helden zu entschuldigen, sagt: ‚Eine Viertel-

[1]) „Ich ziehe ohnehin die Stadt vor," heißt es in einem Brief, „und bringe jedesmal ein Opfer, sobald ich sie mit Geßners Paradies vertausche."

stunde vor der Gruppe des Laokoon oder ein Reisefeuilleton aus dem Süden verwandelt den deutschen Dichter nicht.' Aber es bleibt darum nicht minder wahr, daß der Aufenthalt in Italien, namentlich in Rom, ein Probierstein für die menschliche Natur im allgemeinen ist, vom Dichter und Künstler ganz abgesehen. Wer dort nicht ruhig, nicht reif, nicht fertig wird, dem ist es überhaupt versagt, sich ganz und voll auszuleben."

Nur in den Motiven irrt Dingelstedt. Was Hebbel an allseitiger Ausbildung hinderte, das war nicht sein geflissentliches Zurückziehen ins eigene Schneckenhaus, sondern seine Abstammung. Wie Goethe nur möglich als End- und Gipfelpunkt so vieler begabter Ahnenreihen zuvor, so krankte Hebbel an seiner minderwertigen Abkunft. Es wird in unserem nivellierend-sozialistischen Zeitalter nicht gern gehört, daß nicht jeder befähigt sei, die Spitzen der Menschheit zu erklimmen. Darum aber bleibt es trotzdem wahr, daß nur eine systematische Steigerung des Talents, ein wertvolles Erbgut von vielen Vorfahren, das Aufleuchten des Genies ermöglicht. Ein solcher einseitiger Genius wie Hebbel kann einmal auch niederen Ursprüngen entstammen. Das wirklich große, vielseitige Genie ist stets nur Produkt kostbarer Inzucht in geistigen Patrizierhäusern. Den Maurerssohn konnte Hebbel eigentlich niemals verleugnen, von seinem Respekt vor allem, was er nicht verstand, und ebenso vor allem, was nach „Vornehmheit" roch, von seiner ausgebildeten Freude an Essen und Trinken bis zu seiner Unfähigkeit, selbst in jungen Jahren noch etwas zu lernen und Kunst zu genießen. Gewiß, es ist auch mit Reaktion gegen einstiges Elend, wenn „einer seiner Lieblingsschwänke darin bestand, in launig ernsthaften Versicherungen über den Glanz seines Vaterhauses zu schwatzen; wie es dort hoch hergegangen, daß er in einem goldenen Saale aufgewachsen sei u. dgl. m." Doch anderseits klingt recht plebejerhaft seine stete „Sehnsucht nach einem Trunk schäumenden Bieres", wenn er am Abend mit Christinen und Kuh zusammensaß. „Stundenlang konnte er sich dafür durstig erhalten; mit dem eintretenden

Dienstmädchen hellte sich sein erwartungsvolles Gesicht auf und er begann seine stereotypen Scherze: warum sie mich (Kuh) unwillig ansehe, ob sie denn dem ‚Doktor Kuh' durchaus das Nachtessen bei ihm mißgönne? Das erste Glas ihn trinken sehen, wonnig, heftig, lange schlürfend, war mir der rührendste Anblick, den mir jemals ein Genießender erregt hat. Ich gönnte ihm den Labetrunk wie keinem Menschen sonst; was gäbe ich darum, könnte ich Hebbel noch einmal das erste Glas trinken sehen! Aus solchem innigen Beisammensein schöpfte er die lauterste Befriedigung, in solchen Augenblicken sammelte sich, was irgend an Erkenntlichkeit und Dankbarkeit sein Herz empfand." Schon mit 22 Jahren war er unfähig, noch Latein zu lernen [1]). Bedenkt man, wieviel Begabte dieser Altersstufe nach einem Selbststudium von ein bis zwei Jahren heute das Abiturium machen, welches doch weit höhere Ansprüche stellt, als je in Hebbels Jugend gemacht wurden, so begreift man, daß hier ein organischer Mangel vorliegen muß. Desgleichen, wenn Hebbel schon in Kopenhagen wiederholt erklärt, er fühle, daß er nichts mehr lernen könne, und in Paris nach halbjährigem Aufenthalt noch nicht französisch zu sprechen vermag. Wenn er in Frankreich und später in Italien so wenig genießt, dann fehlt ihm einfach das ererbte Gehirngut, welches wieder Goethe in so hohem Maße zu teil geworden. In dem Neide auf diesen Patrizierssohn, dem er um alles gleichwerden möchte, steckt sehr viel unbewußte Erkenntnis, wie tief er eigentlich unter ihm stünde. Und Hebbel zog sich nicht etwa darum stets auf das eigene Ich zurück, weil er sich selber voll genügte, sondern weil ihm die Aufnahmsorgane mangelten für das Große außerhalb der Poesie.

Nächst dieser erregte sein Interesse nichts in einem derart hohen Maße als rätselhafte Kriminalfälle, die er nach Kuh weit besser verstand und auseinanderzusetzen wußte, denn irgend ein anderer. Die Fähigkeit dazu gab ihm nicht

---

[1]) Einmal stand er auf einer Brücke und trug sich mit Selbstmordgedanken, weil er ille, illa, illud trotz besten Willens durchaus nicht behalten konnte.

etwa dichterische Intuition, wenn sie auch natürlich beigetragen hat. Entscheidend aber war, daß Hebbel selber ein arger Phantasieverbrecher war, wie aus vielen Stellen des Tagebuches hervorgeht, und zu allen psychologisch merkwürdigen Verbrechen zumindest Analogien fand im eigenen Busen. Sein Freund, der spätere Justizminister Glaser, versäumte darum nie, ihm neue Sammlungen interessanter Gerichtsfälle mitzubringen, die Hebbel mit heißer Begierde verschlang und der „Neue Pitaval" war nach Ludwig August Frankl „sein Lieblingsbuch". Hieher gehört auch die Erzählung Hanslicks, wie er des Dichters Bekanntschaft machte. Er war im Juridischen Leseverein einen Augenblick von seinem Sessel aufgestanden und hatte einen Kommentar des Strafgesetzbuches offen liegen lassen. „Zurückkehrend fand ich Hebbel auf meinem Sitze installiert und vertieft in einen heiklen Paragraphen des Kriminalkodex. Sein Interesse an allem, was Verbrechen betrifft, verstand ich sehr wohl und bald war ein langes Gespräch im Zuge."

Ich führte bereits in Hebbels Jugendgeschichte aus, daß einer der Gründe, die ihn beim Kirchspielvogt Mohr festhielten, sein Eifer war, interessante Polizeifälle kennenzulernen und Verbrecher zu verhören. Mit welchem Nutzen er dies getan, beweist unter anderem die Aufdeckung der Intrige in „Herodes und Mariamne" und „Gyges und sein Ring", die jedem Untersuchungsrichter Ehre machen würden. „In Paris war er öfters Zuhörer bei einer Assissenverhandlung, weil ihm merkwürdige Kriminalfälle seit jeher und bis an sein Ende auf das lebhafteste erregten und beschäftigten." Die Tagebücher legen Zeugnis dafür ab, daß Hebbel so gut wie keinem Verbrechen menschlich ganz fremd war. Je komplizierter, grauser und unverständlicher ein Kriminalfall schien, desto mehr fühlte er sich von ihm angezogen und immer wieder machte er Beziehungen zu sich selbst und seinem Dichten. Da heißt z. B. eine Notiz aus seinem 25. Jahre: „Dürfte ich mir nicht sagen, daß ich gewisse Verbrechen niemals begehen kann, so könnt' ich das Gefühl der Zukunft nicht aushalten." Aber unmittelbar darauf:

„Zwischen Ansichten, Eigenheiten, Gestalt pp. eines großen Verbrechers und seinen eigenen Ähnlichkeiten zu begegnen“!!! „In der ‚Julia‘ ist einer der drei Hauptcharaktere der Sohn eines Verbrechers.“ „Ein großes Verbrechen die Basis eines göttlichen Lebens. Novelle.“ „Meiner Romanze: Vater und Sohn liegt als Idee zum Grunde, wie das Verbrechen selbst die edelste Frucht tragen könne; eben dieser Idee wegen ist der mystische Aufwand, den ich mir erlaubte, hoffentlich zu rechtfertigen. Die Idee verdiente wohl, in einer Novelle oder einem Drama behandelt zu werden.“ „Ein Sohn, der seinen Vater nur dadurch, daß er ihn tötet, von einem furchtbaren Verbrechen abhalten kann.“ In den drei letztgenannten Fällen brauche ich die Beziehungen zu Hebbels eigenem Leben, zum Vater sowohl, wie zu Elise und Christine nicht näher zu beleuchten. Geflissentlich kommt er darauf zurück, daß „die einmalige Entfesselung des Teufels“ zu dauernder Befreiung von der Sündhaftigkeit führen kann[1]). Kein Crimen aber zitiert er so häufig, wie das ärgste, den Mord, der ihn augenscheinlich in Phantasien am meisten beschäftigte, was auch seiner enormen sadistischen Ader am besten entsprach. Einfügen will ich, daß viele Neurotiker sich deshalb dem Studium des Rechts zuwenden, weil sie Mittel und Wege erfahren wollen, sich vor den Folgen eines Verbrechens (natürlich Sexualphantasie) am besten zu schützen. Mich dünkt auch die vorhin zitierte Szene mit Eduard Hanslick dahin zu deuten. Sehr gut kennt unser Dichter ferner die Beziehungen des Verbrechens zur Wollust, die er in mehreren Kriminalfällen unterstreicht, und endlich weist er sogar die Historiker auf das Studium des Verbrechens hin: „Ich bin überzeugt, daß unsere Geschichtsschreiber das Pandämonium der Kriminalistiker, worin die Unsterblichen mit abgeschlagenen Köpfen herumwandern, mit großem Unrecht vernachlässigen; das Verbrechen hat seine historisch-soziale Seite, wie der Heroismus, und man

---

[1]) Vgl. Friedrich Hebbels Tagebücher, 2. Aufl., 3. Band, Nr. 3946, herausgegeben von R. M. Werner.

trifft in dieser Sphäre Farben und Lichter, die man anderswo überall umsonst suchen würde.“

Den Mann, der so häufig Mordphantasien im Kopfe wälzte, plagten zur Sühne, wie aus den Briefen und ganz besonders aus dem Tagebuch hervorgeht, schwere Todes- und Selbstmordgedanken, schon seit der Kindheit. Aus der Fülle der hier zu Gebote stehenden Äußerungen Hebbels will ich nur einiges wenige nennen, das mich besonders charakteristisch dünkt: „Der erste Mensch hätte aus Furcht vor dem Tode auch einen Selbstmord begehen können;“ „Die Natur ist dem Menschen dafür eine Entschädigung schuldig, daß sie ihn mit dem Gedanken des Todes beladen hat;“ im 23. Lebensjahre: „Lassen wir die Toten ruhen, die uns nimmer ruhen lassen;“ ferner: „Der erste, der den Tod nicht fürchtet, nicht an ihn glaubt, wird nicht sterben;“ „Es ist der fürchterlichste Zustand, wenn einem der Tod natürlich und das Leben ein Wunder erscheint;“ „Nur so viel Leben, um den Tod zu fühlen;“ „Einmal den Tod kosten: sich ins Meer stürzen und Leute bestellen, die einen wieder herausziehen;“ „Selbst wenn das Sterben vom Willen des Menschen abhinge, würde keiner am Leben bleiben;“ schon in der Kindheit „war mir, wenn ich einen alten Knochen erblickte, zu Mute, als sähe ich den Tod selbst“.

Wer dem Tod in der Phantasie so oft ins Auge blickte, für den hat das reale Sterben die Schrecken verloren. Das wies sich im Juli 1839, als Hebbel von einer lebensgefährlichen Lungenentzündung befallen wurde. „Er machte damals, wie er (Kuh) später gestand, Erfahrungen, die er, so teuer er sie auch erkaufen mußte, doch um keinen Preis im Komplex seines Lebens hätte entbehren mögen. Es war ihm höchst merkwürdig, daß sein Zustand, wiewohl er sich über die Gefahr durchaus nicht täuschte, innerlich gar nichts Beklemmendes und Ängstigendes für ihn hatte, sondern daß er dem Fortschritt der Selbstauflösung, soweit das allerdings große und mit jedem Moment sich steigernde physische Leiden es gestattete, mit Freiheit, ja mit einer gewissen kalten Ruhe zusah. Hin und wieder war ihm so zu Mute, als ob

sein geistiges Ich für sich selbst existierte, während es zugleich ganz ungemein von dem heruntergekommenen Körper belästigt ward. Ihn hob in dieser Krankheit ein unbegrenztes, zuversichtliches Vertrauen, worüber er nachmals bemerkte, daß er es lieber ein allgemein poetisches, als ein spezifisch-religiöses nennen möchte. Und damit war ein unwiderstehlicher Drang verbunden, alle Spuren seines irdischen Daseins, namentlich seine Gedichte, zu vertilgen, weil sie ihm bis auf weniges gar zu unzulänglich vorkamen. Das wenige aber, was sich behauptete, peinigte ihn am meisten; er wandte es unablässig hin und her, um es gleichfalls verurteilen zu können, aber er hätte es ohne hinreichenden Grund verdammen müssen. Im fieberhaften Halbschlummer hatte er eines Tages ganze Szenen eines dithmarsischen Dramas ausgearbeitet, die Dithmarschen lösten sich bald wieder in den Nebel zurück, aus dem sie schattenhaft zu dichterischem Körper hervorgeschwebt waren, und die schwärzeste Melancholie bemächtigte sich seiner vollständig, wie schon öfters.“ Über die Beziehung von Krankheit zu dichterischer Zeugungskraft bei Hebbel werde ich ein wenig später noch reden. Hier sei zu jener Lungenentzündung nur die Stelle eines Briefes an Charlotte Rousseau noch nachgetragen: „Ich denke trotz der Pein und der Ennuy's, die sie mir brachte, nicht ohne ein angenehmes Gefühl an die Periode meiner Krankheit zurück. Die Teilnahme, die man mir von allen Seiten erwies, die mir selbst da entgegenkam, wo ich eher das Gegenteil erwartet hätte, und (wenn ich dies aussprechen darf) der Gleichmut und die Ruhe, die ich in den entscheidenden Momenten an mir selbst kennen lernte, haben mich mit dieser dumpfen, öden Pause des stockenden Lebens ausgesöhnt.“ Ja, er konnte den Tod nicht selten direkt lustvoll empfinden. Meint er doch über sein Gedicht „Schlafen“: „Das ist auch ein Gedicht, so recht aus meinem innersten Gemüt hervorgegangen; es atmet die Wollust des Todes, jene Wollust, die uns nur in unseren schönsten und in unseren bängsten Stunden beschleicht.“ Wer sich vor Augen hält, daß entschieden lustbetonte Sterbenssehnsucht in der

Pubertät geradezu Regel, weil sie unbefriedigter Libido entspringt, wird diesen Zusammenhang sehr wohl begreifen.

Gleichfalls sexuellen Ursprung zeigen auch die verschiedenen Phobien Hebbels. Von einer derselben, seiner steten Furcht, urplötzlich zu verarmen oder gar zu verhungern, habe ich schon im Kapitel über Elise Lensing weitläufig gehandelt. Sie hatte wohl zweifellos ihren Ursprung in den tristen Verhältnissen im Elternhause. Aber diese Armut ward für den Lieblingssohn auch eine Quelle steter Bevorzugung, die der Mutter Liebe deutlich verriet, welche schon der Knabe so heiß begehrte. Weil ferner auch stets der ebenso geliebte Vater sich vor dem Verhungern gefürchtet hatte und Friedrich sich mit jenem in der Angst identifizierte, darum ward seine spätere Verarmungsfurcht auch derart lustvoll, trotz aller zur Schau getragenen Angst. Wie in allen Phobien zeigt sich auch hier, daß den Neurotiker nicht unendliche Angst vor der Zukunft plagt, sondern hinter dieser unendliche Lust verborgen liegt, die eigentlich gemeint ist.

Minder durchsichtig ist eine andere Phobie des Dichters, seine poetische Kraft könne plötzlich versagen. Selbst in Zeiten deutlicher Produktivität brauchte nur ein Löwenwurf auszubleiben und sofort beschlich ihn die fürchterliche Angst, sein Genie sterbe ab. So bald nach der „Judith“: „Wie hochbegnadigt von Gott und Natur war doch Shakespeare, der das Große so oft hervorbringen durfte! Das ist die fürchterlichste Angst, die mich plagt, daß die geistigen Quellen sich rasch verstopfen möchten!“ Schon im 25. Lebensjahre schrieb er an Elise: „O, wie mich so ein Gedicht, das sich den Tiefen meiner Seele entringt, beschwichtigt! Es ist mir ein Zeichen, daß ich noch lebe, und ich bedarf solcher Zeichen. Ich kann mich wirklich in manchen Stunden fragen, ob ich denn nicht schon gestorben sei, und lache bitter, wenn ich nein sage.“ Als dem Dreißigjährigen wieder ein paar Gedichte gelungen, ist es wie Erlösung: „Die kleine Regung hat mir innerlich wohlgetan, sie ist zwar noch kein Wiedererwachen des Talents, aber doch eine Traum-

bewegung und auch die erfüllt den Dichter schon mit einer stillen Freude, denn keiner kann ja wissen, ob die schöpferische Kraft in ihm nur schlummert oder schon ausgebrannt ist, und obgleich man sich auf das letztere beizeiten gefaßt machen muß, so ist es doch ein unendlich peinlicher Gedanke, besonders wenn man noch so voll von Ideen und Plänen steckt wie ich.“ Und fünf Tage später: „Was mein inneres Leben betrifft, so stockt es noch immer; das ist in einem Zustand beständiger Anspannung und Aufregung natürlich, doch peinigt mich oft der Gedanke, ob nicht ein Stein über die Quelle gewälzt ist.“ Dann aus Paris: „Ach, wenn ich so einmal in meine Brust hineingreife und alles, was darin verdorrt, versengt und erfroren ist, das ganze Herbarium einer blühenden Welt, hervorziehe, so kann ich doch nicht anders, ich muß die Faust ballen und mit den Zähnen knirschen. Glaube mir, Elise, der Schmerz um ein geliebtes Kind, das der Tod entrückte, ist nicht der größte.... Aber in sich selbst hineinstarren und sich selbst als Ruine niederbrennen sehen müssen, das will etwas sagen, denn so lange ich dieser spezielle Mensch bin und in dieser speziellen Haut stecke, lebe ich nur, wenn ich mich entwickle, wenn das aber nicht geschieht, wenn alles in mir mit einer eisernen Faust zusammengedrückt wird, ist mein Leben nur noch ein langes, langes Sterben, und dieser Todeskampf, diese innere Wut, wenn so einzelne Blüten, schlamm- und schmutzbedeckt, wieder auftauchen, dieser Trotz, dieses Versinken in die gräulichsten Untiefen der Sinnlichkeit, um den Zustand nur einmal zu vergessen, ist noch bitterer wie der leibliche.“ Einige Monde später: „Einmal kommt die Zeit, wo das Talent mich verläßt. Wenn sie schon da wäre? Was bliebe übrig?“; „Als Dichter werde ich auf die Masse des Volkes nie die geringste Wirkung haben, auch verläßt mich mein Talent schon, ich bin tot, nichts regt sich in mir, es ist kein Wunder. Es gibt für mich gar keine Aussicht, als ein Nervenfieber; mehr als einmal habe ich mir schon einen Gehirnschlag gewünscht, denn ich kann die Qual des Daseins unter solchen Bedingungen nicht mehr ertragen“. End-

lich aus Rom: „Ich kämpfe jetzt einen schwereren Kampf, als ich noch je gekämpft habe, meine Geisteskräfte verlassen mich, in meinem Innern ist es öde, und die Welt, die die Lücke ausfüllen sollte, die vielleicht, ja gewiß neues Leben in mir entzünden könnte, ist völlig düster um mich her.“

Man weiß, wie grundlos alle Befürchtungen Hebbels waren, was er in besseren Stunden selbst einsah. Wir wissen ferner, daß er in späteren Lebensjahren, als er in glücklicher Ehe lebte, trotz weitaus längerer Pausen im Dichten kaum je unter dieser Phobie mehr litt. Warum nun quälte sie ihn just in der Zeit, da seine dichterische Zeugungskraft am mächtigsten sprudelte? Wenn ich nach unseren psychoanalytischen Erfahrungen urteilte, müßte ich erklären, die Angst vor Versagen der poetischen Zeugungskraft sei wohl nur die auf den Beruf übertragene Furcht vor Impotenz, die in den Jahren unregelmäßigen sexuellen Lebens fern von Elise ihn natürlich weit öfter beschleichen konnte, als später in seiner glücklichen Ehe[1]). Gut stimmte dazu, daß Hebbel nur „lebt“, wenn er noch starke „schöpferische Kraft“ in sich verspürt, und daß er weiß: „Einmal kommt die Zeit, wo das Talent mich verläßt.“ „Keiner kann ja wissen, ob die schöpferische Kraft in ihm nur schlummert oder schon ausgebrannt ist.“ Doch muß ich einräumen, daß ich meine Erklärung nur aus psychoanalytischer Analogie zu geben vermag, nicht aber mit eigenen Worten Hebbels ganz unzweideutig belegen kann. Freilich ist ja auch nicht zu erwarten, daß er über einen so heiklen Punkt sich öffentlich aussprach oder ihn selbst Elise gegenüber jemals berührte.

Im Gegensatz zu jenen Phobien wirkten organisch bedingte Krankheiten, zumal wenn sie mit Fieber einhergingen, nicht selten sehr förderlich auf seine Muse. Ich erzählte schon oben, daß er in einer lebensgefährlichen Lungenentzündung ganze Szenen eines dithmarsischen Dramas aus-

---

[1]) Natürlich steckt hinter dieser Phobie in letzter Linie die physiologische Impotenz des Kindes in seinen Phantasien auf die Mutter.

arbeitete, während er freilich in der nämlichen Krankheit auch den Zwangsimpuls hatte, alle seine Gedichte zu vernichten, die er als unzulänglich empfand. Da er später in Kopenhagen mit Gelenksrheumatismus im Bette lag, unfähig, ein Glied mit Ausnahme seiner Arme zu rühren, „überfiel ihn sozusagen der Furor des Dichters“.... „Hätte ich vorgestern abends“, schrieb er an Elise, „einen Sekretär bei mir gehabt, so hätte ich den ganzen ersten Akt meiner ‚Maria Magdalene‘ diktieren können; denn kaum hatte ich die Tropfen (die ihm der Arzt verschrieben hatte) im Leibe, als mein so lange trockenes Gehirn Funken zu sprühen anfing, aber ich habe das meiste festgehalten und gestern und heute auch zum Teil schon aufgeschrieben. Mir geht es, wie Du weißt, immer so, daß mein inneres Leben in krankhaften Zuständen nicht abnimmt, sondern sich steigert.“ „Es ist so natürlich bei mir, daß ich in Krankheiten, die bei den meisten alle Geistesfunktionen aufheben, mit einer fast noch größeren Lebhaftigkeit, wie in gesunden Zuständen, Ideen entwickle und darstelle.“ Die „Aufzeichnungen aus meinem Leben“ begann er in einer fieberhaften Influenza und war dazu befähigt, „weil jeder Krankheitszustand das Erinnerungsvermögen auffrischt“. Wieder genesen, vermochte er nicht fortzufahren, weil mit dem Fieber auch die Erinnerung geschwunden war. Selbst in der letzten Todeskrankheit brach nach jahrelangem Schweigen die Quelle der Poesie hervor. „Mit unwiderstehlicher Gewalt bemächtigte sie sich seiner; er dichtete und schrieb jetzt im Bette liegend, steif, unfähig ein Glied zu rühren außer Kopf und Arm, unter bitteren Schmerzen. Rasch füllten sich die Blätter; die kräftige und gleichmäßige Schrift läßt keinen Schwerkranken vermuten... Allmählich aber ermattete die Hand; nur mit flüchtigen, schwer lesbaren Bleistiftstrichen vermochte sie die treibenden Gedanken aufzuzeichnen: bei der letzten Szene versagte sie ihm den Dienst. Erst an den Pforten des Todes verließ ihn der Genius, der sich bei dem Vierjährigen zum erstenmal eingestellt, und nur mit den höchsten Freuden seines Lebens sollte er dieses selbst verlieren.“

Die Erklärung für die gesteigerte Produktivität im Kranksein [1]) — er spricht übrigens einmal auch direkt von seinem „Produktionsfieber“ — ist wohl darin zu suchen, daß das Fieber gewisse Toxine erzeugt, also giftige Produkte, die gleich dem Alkohol die zerebralen Hemmungen schädigen, ja selbst ausschalten, während sie anderseits mächtig die Phantasie anregen. Die störende Tätigkeit des Bewußtseins wird demnach stark zurückgedrängt, hingegen das Unbewußte freigemacht, die Brut- und Geburtsstätte poetischen Schaffens [2]). Ist diese Toxinwirkung aber vorüber, die bei Hebbel z. B. einmal die Erinnerung an die erste Kindheit in leuchtenden Farben erstehen ließ, dann versinkt mit einem Schlag alles, was plötzlich aufgetaucht war, und der Dichter vermag mit seinen Aufzeichnungen nimmer fortzufahren.

Hier mag auch der Ort sein, verschiedene Eigentümlichkeiten von Hebbels Dichterschaffen einzuflechten. „Frühling und Sommer waren für seine Produktionskraft die übelste Zeit. Er war nur dann fruchtbar, wenn die Natur unfruchtbar ist, im Herbst und Winter.“ „Ich bringe wie das Jahr, nur im Herbste Früchte,“ schrieb er an Gurlitt und an Frl. Rousseau: „Ich bin im Sommer immer ein Brunnen ohne Eimer, obgleich nicht ohne Wasser.“ „Wenn ihm die

[1]) Daß dies auch im Alltagsleben vorkommt, beweist die Mitteilung eines Kollegen, dessen achtjähriges Söhnchen sehr viel an Halsentzündungen litt. Am merkwürdigsten war, daß er in solchen Zeiten stets selbstverfaßte Gedichte vortrug. Das war so konstant, daß, wenn der Junge zu deklamieren begann, der Vater sofort den Auftrag gab, seine Temperatur zu messen. Ganz regelmäßig stellte sich heraus, daß eine fieberhafte Angina sich etabliert hatte.

[2]) Vgl. hiezu Hebbels Randbemerkung zu einem Konzept seiner Selbstbiographie: „ad Traum und Krankheit. Denn wie sich im Fieber bei aufgehobenem Bewußtsein die Hieroglyphik des menschlichen Geistes wieder in den Bilder-Grundstock auflös't, aus dem sie hervorging, und eben darum alles Denken und Dichten in einem regellosen Phantasieren untergehet, so pp.“ Diese Gedanken fanden noch schärfere Präzisierung in folgender Stelle des Tagebuches: „Im Fieber lösen sich alle Gedanken des Menschen wieder in Bilder auf, daher sein Phantasieren. Nichts beweis't aber mehr den Ursprung der Gedanken aus Bildern. Sie sind am Ende nur eine Art reduzierter Hieroglyphen.“

Muse überhaupt günstig war," berichtet Kuh, „so war dies mit dem Beginn des Herbstes der Fall. Nur der wogenden schöpferischen Stimmung vertraute er sich an, die Poesie mußte ihn rufen, das Dichten war für ihn, wie er selbst sagte, keine Tat, sondern ein Ereignis; vielleicht war es das allzu sehr. Gingen aber einmal die Wellen hoch, dann hielt die Sturmflut in der Regel so lange an, daß er das begonnene Werk in einem Zuge ausführen konnte. ‚Judith', ‚Genoveva', ‚Agnes Bernauer', ‚Gyges und sein Ring' entstanden ein jedes in ungefähr drei Monaten. Blieb die produktive Stimmung längere Zeit aus, so bildete er sich jedesmal ein, es sei mit ihr überhaupt vorüber. Stoffe suchen, kannte er nicht, er hatte deren so viele, daß die Lebensdauer Michel Angelos nicht hingereicht haben würde, um sie alle aufzubrauchen. Die meisten trug er aus der Periode seiner Entwicklung [1]) in die der Reife hinüber, manche zehrte er unterwegs auf, andere wieder gaben ein treibendes Motiv oder Einzelelemente an höher organisierte ab. Einen eigentlichen Plan kannte er gleichfalls nicht. Er erachtete es als bedenklich, sich zu sehr ins Detail zu vertiefen, weil dies den Reiz vor der Zeit abstreifte und im Gehirn abtue, was erst vor der Staffelei abgetan werden dürfe. Er schritt produzierend mit einer Neugierde vorwärts, welche allzeit eine Grundbedingung seiner Schöpferfreude und seiner künstlerischen Sicherheit war. Aber mit der Lebensgeschichte einer jeden seiner dramatischen Personen war er auf das Innigste vertraut. ‚Ich weiß ganz genau,' sagte er zu mir, ‚welche Eigenheiten die schöne Agnes als Kind hatte, wie der alte Herzog Ernst erzogen worden ist; ich kenne die dummen Streiche des Knaben Gyges und meine Rhodope hat mir viele ihrer Träume erzählt. Das alles muß eben der dramatische Dichter wissen, weil er sonst gar nichts wüßte'. Ein echtes Drama, so schrieb er in sein Tagebuch, sei einem jener großen Gebäude zu vergleichen, die fast ebensoviel Gänge und Zimmer unter

[1]) Vielleicht noch von früher her. Vgl. z. B. aus den „Notizen zur Biographie" folgende Stelle: „Ich werde aufhören, wenn die Dämmerung der Kindheit aufhört."

als über der Erde haben. Gewöhnliche Menschen kennen nur diese, der Baumeister kennt auch jene."

Eine andere Eigentümlichkeit seiner Produktion, in welcher er sich mit seinem großen Antipoden Otto Ludwig berührt, sind die Synästhesien, die optischen Phänomene beim Dichten. „Die Mehrzahl seiner Dramen", erzählte er Kuh, „kündigte sich ein jedes mit einer Gesichtserscheinung an, wonach er sofort wußte, daß der schöpferische Augenblick nahe sei. Bei dem ersten Akte seiner ‚Genoveva' habe ihm beständig die Farbe eines Herbstmorgens vorgeschwebt, beim ‚Herodes' vom Anfang bis zu Ende das brennendste Rot. Als er den Epilog zur ‚Genoveva' dichtete, da habe er eine angeschossene Taube fliegen sehen, und so oft der ‚Moloch' sich meldete, in Rom, in Neapel, wie in Wien, sei vor ihm ein Felsen mit uralten bemoosten Stämmen aus dem Meere emporgestiegen." Wir wissen heute, daß Synästhesien ihre letzten Wurzeln in sexuellen Beziehungen der Kindheit haben[1]). Welcher Art dieselben nun freilich im Falle Hebbel waren, ist mangels einer Psychoanalyse nicht mehr zu sagen.

Ich wage jetzt einen gewaltigen Sprung von dem Schaffen des Dichters zu seiner Tierliebe, weil auch die letztere zum Teile wenigstens ähnlichen Keimen entsprossen ist, wie die Besonderheit seiner Poesie. Im Gegensatz zur sonstigen Gewaltsamkeit seines Wesens besaß Friedrich Hebbel schon von Kindheit ab eine ganz ausnehmende Zoophilie. Dieser legte, wie Kuh berichtet, „die Mutter, des schmalen Erwerbes ungeachtet, kein Hindernis in den Weg; dagegen tat solches der Vater. Eine Katze, ein Hund, auch Kaninchen, waren stets Friedrichs geliebteste Freunde. Starb eines der Kaninchen, so dichtete er einen Vers und das Grabgepränge ging los. Als die Eltern noch auf ihrem kargen Besitztum sich um den Unterhalt quälten, da sah der Vater durch die Finger und gönnte der Katze oder dem Hunde den

[1]) Vgl. hiezu Hug-Hellmuth „Über Farbenhören" und O. Pfister „Die Ursache der Farbenbegleitung bei akustischen Wahrnehmungen und das Wesen anderer Synästhesien", Imago, 1. Band (1912), Heft 3.

schmalen Bissen und den Platz im Garten oder auf dem Dachboden. Jetzt aber drang er unablässig auf die Entfernung der stummen Mitbewohner des Hauses. Häufig geschah es, daß Friedrich, ohne daß es der Vater gewahr wurde, seine schwarze Katze, unterm Hemde schlau verbergend, mit sich forttrug, wenn die Mutter den Kindern in deren Kammer hinüberleuchtete. Wie er einst sein Kätzchen, das gestohlen hatte und auf das Geheiß des Vaters ertränkt werden sollte, auf allen Plätzen des Ortes erfolglos feilbot, nur um es zu retten, wie er mit dem Entschlusse der Verzweiflung es dem Vollstrecker des Urteils abnahm, selbst in den Teich warf und dann dem Kätzchen sofort nachsprang; diese Begebenheit hat der Dichter selber in einem anmutigen Gedichte geschildert." Ein zweites dieser Art entstand in Hebbels letzten Lebenstagen und beginnt:

„Schau ich in die tiefste Ferne
Meiner Kinderzeit hinab,
Steigt mit Vater und mit Mutter
Auch ein Hund aus seinem Grab."

Der Dichter erzählt, wie dieser Hund sein treuester Spielkamerad und Schild gegen alle Feinde wurde, der nur einen großen Fehler hatte, zu rasch zu wachsen und von den ohnehin kärglichen Bissen im Elternhause noch seinen Teil zu beanspruchen. So ward er denn fortgegeben, doch nur, um noch am selben Abend mit zerbissenem Strick am Halse wiederzukehren. Der hochbeglückte Knabe durfte ihn sogar zu sich ins Bett nehmen, allein am nächsten Morgen war der treue Gefährte verschwunden und Friedrich bekam ihn nie wieder zu sehen.

Auch in späteren Jahren ging ihm das Los der „stummen Kreatur", wie er sie gern nannte, oft mehr zu Herzen, als das der Menschen, ja sogar das eigene. Auf der so beschwerlichen Winterfußreise von München nach Hamburg passierte es einmal, daß er seinem Hündchen Bouillon geben ließ, während er sich selbst mit Brot begnügte. „Es war ihm ein unsäglich peinlicher Gedanke, daß die treue Kreatur

unterwegs sterben solle, wie ein Bauer in Welle ihm versichert hatte. Er konnte die Tränen nicht zurückhalten und nahm, ungeachtet er den schweren Ranzen schleppen mußte, Hänschen auf den Arm, bedeckte es mit seinem Rocke und versprach ihm, als ob es ihn verstehen könne, in Hamburg das schönste Leben." Im Tagebuch aber sind Notizen zu lesen, wie: „Einen treuen Hund zu verkaufen, ist schändlich"; „Ein Hund, den sein Herr verkauft und, wenn er zurückkehrt, mit Prügeln vertreibt, ist ein tragischer Gegenstand"; „Der Hund ist der sechste Sinn des Menschen. Darum hat die Natur dem Menschen ihn beigeordnet"; endlich: „Ein Mensch, der das Pferd und den Hund nicht liebt, scheint mir unnatürlich." Als am Abend seines Lebens „das Hündchen seiner Frau gestorben war, begrub Hebbel es selbst; in ein weißes Tuch gewickelt, in eine Schachtel gelegt, trug er es in den Keller und bedeckte sein Grab mit dem wenigen Grün, das der Winter im Hause geduldet hatte".

Am mächtigsten aber schoß seine Tierliebe in die Halme, nachdem er von Kuh und Debrois verlassen worden. „Jedes Tier ist dankbar und vielleicht jeder Mensch undankbar," schrieb er ins Tagebuch. Vor allem wurde ihm das Eichkätzchen lieb, wie Kriemhild sagt

„Dieses Sonntagsstück
Des arbeitsmüden Schöpfers, das er lieblich,
Wie nichts, gebildet hat, weil ihm der schönste
Gedanke erst nach Feierabend kam,
Und das bei mir zum Kind geworden ist".

Das erste Eichhörnchen schenkte ihm Christine in seiner Krankheit, als es kaum 14 Tage alt war. Die ersten vier Wochen wohnte es in des Dichters Achselhöhlen, „wohin es sich der Wärme wegen verkroch". Auch später „war es beständig um ihn; selbst wenn er schrieb, durfte es ihn stören. Wenn es kalt hatte, gestattete er ihm sogar, unter den Rock in die Achselhöhle zu schlüpfen, und schrieb in der unbequemen Haltung ruhig weiter". Und als der allgemeine Liebling, „Herzi", „Lampi" oder „Schatzi" genannt, schließ-

lich verschied, schrieb Hebbel in sein Tagebuch: „Dies Tier war so einzig, daß es jedermann wie ein Wunder vorkam und mir wie eine Offenbarung der Natur. Ich glaube jetzt an den Löwen des Andronikus, an die säugende Wölfin der Römer, an die Hirschkuh der Genoveva, ich werde nie wieder eine Maus oder auch nur einen Wurm zertreten, ich ehre die Verwandtschaft mit dem Entschlafenen, sei sie auch noch so entfernt, und suche nicht bloß im Menschen, sondern in allem, was lebt und webt, ein unergründliches göttliches Geheimnis, dem man durch Liebe näher kommen kann. So hat das Tier mich veredelt und meinen Gesichtskreis erweitert.... Daß ein Hund sein eigenes Geschlecht verleugnet und sich dem Menschen anschließt, ist man gewohnt; daß aber auch ein Eichkätzchen es tut, daß es dem Menschen seine Händchen entgegenbreitet, wenn er ins Zimmer tritt, daß es sich liebebedürftig zeigt und, wenn man es küßt, den Kuß mit seinem süßen Samtzüngelchen erwidert, das ist wunderbar.... Du allerbestes Kind, wie ich dich unzähligemal rief!..... warst mir Ersatz für die Verräter, die mich auf so niederträchtige Weise verließen." Als es gestorben, trug Hebbel sein Herz in den Augarten, die Eingeweide in den Prater, an jedem Orte mit eigenen Händen ein Grab ausscharrend. Auf seinen Spaziergängen pflegte er beide Stätten zu besuchen, klagte und „mußte weinen". Das ausgestopfte Fell des Lieblings stand stets auf seinem Schreibtisch und kam nach seinem Tode zu ihm in die Gruft. Neben diesem ersten besaß der Dichter noch ein zweites Eichkätzchen, das zumal nach dem Tode Lampi-Schatzis sich „durch seine unwiderstehliche Holdseligkeit" in sein Herz schmeichelte. Als auch dieses verschied, schrieb Hebbel ins Tagebuch: „Von den Menschen getäuscht, bin ich zu den Tieren geflohen, wie bitter, daß mir kein's bleibt!" Es mußte noch ein drittes ins Haus, mit dem er noch auf seinem Sterbebette spielte[1]).

[1]) Ich ergänze noch aus Briefen: „Ich war von Jugend auf ein Tierfreund und in meiner Kindheit gehörte es zu meinen größten Freuden, den treuen Hauspudel einmal mit ins Bett nehmen zu dürfen, was mir frei-

Die Ursachen dieser übermäßigen Zoophilie sind uns zum größten Teil jetzt schon bekannt. Für Hebbel z. B. kam, um das Oberflächlichste zunächst zu nennen, die blinde unbedingte Anhänglichkeit der „stummen Kreatur" im Gegensatz zum verräterischen Menschen sicher in Betracht. Beim Tiere fand er sein Kätchenideal tatsächlich verwirklicht. Sehr häufig, wenn auch hier nicht erweisbar, spielt ferner mit, daß schon die Kinder Gelegenheit bekommen, bei Hunden, Pferden und Rindern die Mysterien des Sexualaktes kennen zu lernen. Eine weitere, sicher auch für Hebbel bestehende Wurzel ist die wollüstige Erregung seiner Hauterotik, z. B. durch das Eichkätzchen, welches in seine Achselhöhle schlüpft oder ihn mit seinem Samtzüngelchen küßt. Am wichtigsten aber dürfte wohl sein, daß Zoophilie die häufigste Überkompensation ist für starken, jedoch verdrängten Sadismus. Das beliebteste Objekt seiner Grausamkeit bleibt für ein Kind das Tier. Und es sieht auch an diesem, der wehrlosen Kreatur, den Sadismus der Erwachsenen sich austoben, z. B. im Ertränken neugeborener Hunde und Katzen oder im barbarischen Prügeln der Pferde. Das Töten und Ertränken von Hunden und Katzen hat der Knabe Friedrich nun sicher erlebt. Doch dieser schon muß ein Stück seines eigenen Sadismus verdrängt haben, wenigstens so viel, daß sich am freigewordenen Platze eine mächtige Tierliebe entwickeln konnte. Obwohl dann später noch ein weiteres Stück in übergroßes Mitleid verwandelt wurde, blieb doch der größte Teil von Hebbels lustvollen Grausamkeitsregun-

---

lich nur gestattet wurde, wenn ich krank war. Auch auf der Universität befand sich der ‚treffliche Scolar der Studenten' immer an meiner Seite, so sehr ich mich auch einschränken mußte, und um ihm sein Recht angedeihen lassen zu können, mußte ich auf manchen ‚kühlen Trunk' Verzicht leisten." Seiner Frau schrieb er oft „Mein teuerster kleiner Pinscher" und „legte ihr gerade in den Stunden des Überfließens in innigster Liebe und Verehrung" den Namen seines ersten kleinen Pinschers bei, weil dieser „das Symbol der Treue" für ihn geworden. Der Tod seines ersten Eichkätzchens „ist für mich und meine Familie wie ein Sterbefall gewesen und noch jetzt kann ich diese Zeilen nicht ohne tiefe Rührung schreiben, denn in Bezug auf Tiere bin ich ganz Indier."

gen zeitlebens bestehen, wie wir im früheren vielfach vernahmen.

Von diesem Sadismus und seinem Widerpart, dem Masochismus, mit jenem allezeit in einem Individuum zusammengekoppelt, will ich ergänzen, was bisher noch keine Stelle fand. Zunächst eine Briefstelle über die „Genoveva“: „Es ist mir selbst unlieb, daß dies Drama, welches lind wie eine Mondnacht anfängt, sich mir unter den Händen bis zum Entsetzlichsten gesteigert hat, aber was kann ich dafür? Eine Dichtung ist kein Gegenstand der Willkür, der sich so und auch anders machen läßt, und meine Muse will nun einmal Blut. Übrigens liegt ja alle Tragik auch nur in der Vernichtung und macht nichts anschaulich, als die Leere des Daseins. Vielleicht bin ich bitterer, wie manche meiner Vorgänger, die die Wunde, welche sie nicht heilen können, der Schwachen wegen gern mit einem Heftpflaster bedecken, während ich offen und ehrlich auf den Riß hindeute.“ Im 23. Lebensjahr schreibt er ins Tagebuch: „Habe die Idee zu einer neuen Novelle gefaßt: Der Blutmann. Ein Mensch, der nur Blut — morden will pp. 1. Gibt er jemandem die Hand, so hält er sie fest, fest. 2. Als er ein Mädchen küßte, biß er sie. 3. Alle Tiere tötet er — —. 4. Sein Hineinblicken in einen Eimer mit Blut. 5. Ich mögte mich selbst ermorden, um nur Blut zu sehen.“ Endlich eine Stelle, die uns eine Wurzel des Sadismus und zum Schluß auch die „neurotische Währung [1]“ aufzeigt: „Was söhnt uns mit dem Verbrecher aus, obgleich darum noch nicht mit dem Verbrechen? Die Kraft! Kraft zum wenigsten muß derjenige haben, der mit der Welt und ihren Gesetzen, denen Millionen sich fügen, in den Kampf zu treten wagt, denn, wenn auch sie ihm fehlt, wie kommt ihm der Mut und der Grund, sich auf seine eigenen Füße zu stellen! Die Kraft soll er aber da-

[1]) Darunter versteht man den Glauben des Neurotikers an die Allmacht seiner Gedanken. Das bloß Gedachte, Phantasierte, Gewünschte gilt ihm soviel wie das wirklich Geschehene und er hält sich für jenes bloß in seiner Einbildungskraft Verübte genau so schuldig, als hätte er es in Wirklichkeit getan.

durch zeigen, daß er sich zu seinen Taten bekennt. Frage: wenn ein König (in Frankreich natürlich) ein solches Verbrechen beginge, was würde mit ihm? Einfall: Es ließe sich jemand erkaufen (etwa zum Besten seiner Familie, etwa ein Mensch, der an eine solche Tat schon gedacht, sich schon innerlich damit befleckt hätte), das Verbrechen zu übernehmen?" Wie sehr das Kraftmeiertum zumal die Anfänge seiner Dramatik völlig beherrscht, werde ich bei Besprechung der „Judith" ausführen. Hier gebe ich nur noch zwei Briefstellen: „Es ist keine Sünde, es ist Bedingung des Lebens, daß der Mensch seine Kraft gebraucht; Kraft gegen Kraft, in Gott ist die Ausgleichung." Endlich an Elise: „Was Du meine Krankheit nennst, ist zugleich die Quelle meines wie jedes höheren Lebens. Für das, was den Menschen Glück heißt, habe ich niemals viel Sinn gehabt und verliere ihn mehr und mehr; dafür gibt es einzelne Stunden, die mich mit einem überschwenglichen Reichtum in Fülle überschütten; dann löst sich mir irgend ein Rätsel, ich fühle mich selbst in meiner Würde und meiner Kraft, ich erkenne, daß meine größten Schmerzen nur die Geburtswehen meiner größten Genüsse sind."

Hier haben wir bereits den Übergang zum Masochismus, der Wollust am Schmerz. Fast überreich drängen sich Belege hiefür bei Hebbel auf: „Der Schmerz ist ein Eigentum wie das Glück und die Freude." „O wie süß sind die Schmerzen des Abschieds! Wer könnte scheiden, wenn sie nicht wären! Das Herzblut schießt hervor, wir glauben in Wehmut zu zerfließen, uns ist, als sollten wir sterben, und so geht's fort. Fort!" „Die Pfeile des Schmerzes sind anfangs bitter und zuletzt süß; die Pfeile der Freude haben Honig auf der Spitze und am Ende den Stachel." „Schmerz und Freude sind weniger, als sie bedeuten. Der Schmerz ist ein Vorempfinden unendlicher Qual, die Freude ein Ahnen überschwenglicher Wonne. Die Möglichkeit des Schmerzes deutet auf ein tiefes Mysterium in der Natur." „Die Wollust, die darin liegt, in einer Wunde zu wühlen, ist der Wonne

des Besitzes fast gleich.“ Von seinem Gedichte „Schlafen“ meint Hebbel: „Das ist auch ein Gedicht, so recht aus meinem innersten Gemüt hervorgegangen; es atmet die Wollust des Todes, jene Wollust, die uns nur in unseren schönsten und in unseren bängsten Stunden beschleicht.“ Endlich schreibt er noch an Elise am 7. Dezember 1837: „Du suchst Dich in den Wonnen der Vernichtung zu berauschen, da Dir manche andere versagt ist, und dies ist in meinen Augen die einzige Sünde, deren Folgen noch über das Grab hinausgehen.“ Als sie sechs Jahre später ihr Kind verlor, suchte Hebbel sie mit den Worten zu trösten: „Es ist eine Wollust, sich selbst zu zerstören, die Wunden, wenn sie sich zu schließen anfangen, wieder aufzureißen und das edelste Lebensblut als Totenopfer dahinströmen zu lassen; ich kenne sie und habe oft auf diese Weise gefrevelt; auch kann der Mensch im ersten Augenblick nicht anders, wenn ihm das Teuerste entrissen ist, weil er sein über Tod und Grab hinausreichendes Liebesbedürfnis nur noch so zu befriedigen vermag. Aber endlich muß man widerstreben.“

Daß unterdrückte sadistische Regungen sehr leicht zur Zwangsneurose führen, hat Freud schon erwiesen. Diesen nahen Zusammenhang zeigt wieder kein Dichter in solchem Maße wie Friedrich Hebbel. Schon seit der Kindheit war dieser ein beständiger Grübler und Sinnierer. In seiner Werdezeit „duellierte er sich stündlich mit sich selbst“ und schrieb einmal: „Ach, der Mensch, der über sich selbst eine Viertelstunde nachdenken kann, ohne verrückt zu werden, ist eine Null.“ Amalie Schoppe gegenüber erklärte er geradezu: „Als die Aufgabe meines Lebens betrachte ich die Symbolisierung meines Innern, soweit es sich in bedeutenden Momenten fixiert, durch Schrift und Wort; alles andere, ohne Unterschied, hab' ich aufgegeben und auch dies halte ich nur fest, weil ich mich selbst in meinen Klagen rechtfertigen will.“ Unablässig beschaute er sich selbst und fühlte sich krankhaft angetrieben, sich zu explizieren um jeden Preis. Er schwankte sein lebelang zwischen mikroskopischer Selbstbeobachtung und unersättlichem Lebensdurst und warf ein-

mal die Frage auf, wohin dieses stete Selbstbespiegeln und Auskundschaften seines eigenen Ichs denn führen solle. Noch am Abend seines Lebens schrieb er aus Anlaß seines Aufenthaltes in London: „Wen die Natur dazu bestimmt hat, sich ins einzelnste zu vertiefen und selbst die Blutkügelchen noch wieder zu zersetzen, der soll sich nicht vor ein Kaleidoskop stellen. Die sogenannten Totaleindrücke sind nichts für mich; was ich nicht völlig bewältigen kann, das ist für mich gar nicht da."

Auch in den Gestalten von Hebbels Dramen kehrt dieses Bespiegeln des eigenen Ichs unablässig wieder. Sie lesen zumeist ein Kollegium über sich selbst. „Auch die Leidenschaft, die Hebbel darstellt," meint Emil Kuh, „ist durch die Selbstkontrolle seiner Personen gebrochen." „Im ‚Trauerspiel in Sizilien' besteht die Charakteristik, jene Angiolinas ausgenommen, aus lauter Formeln, welche die Sprechenden über ihr Wesen vorbringen." Am schärfsten und unerbittlichsten aber hat ein Kongenialer, Otto Ludwig, der selbst ein ebensolcher Grübler und Zergliederer war, dies ausgesprochen: „Im Hebbelschen Stück ist alles abstrakt ausgesprochen, jede Veränderung der Situation, jedes Stück Charakterentwicklung gleichsam ein psychologisches Präparat, das Gespräch ist nicht mehr wirkliches Gespräch, sondern eine Reihe von psychologischen charakteristischen Zügen, pragmatischen und höheren Motiven.... Ich kann mir nicht helfen, dergleichen ist mir kein poetisches Kunstwerk; auch die Hebbelschen Stücke kommen mir immer nur vor wie der rohe Stoff zu einem Kunstwerk, nicht wie ein solches selbst. Das Psychologische drängt sich noch als Psychologisches auf, überall sieht man die Absicht.... Die Person darf nicht mehr abstrakte Bemerkungen über ihre Entwicklungsmomente machen, aus welchen bei Hebbel oft der ganze Dialog besteht. Man muß an der Gebärde der Rede, wenn ich so sagen darf, merken, was in der Person vorgeht, aber sie muß es nicht mit dürren Worten sagen, denn wer kann in solchem Zustand solche Bemerkungen über sich machen? Man hört dann eine Marionette und keinen

Menschen, eine Figur, die sagt, was der Dichter will, aber nicht, was sie selbst.... Bei Hebbel erzählen die Personen ihre Charakterzüge in kleinen Anekdoten und wissen sich selbst etwas damit, was für ganz eigene Menschen sie sind, während meiner Meinung nach sich der Charakter einer Person ohne ihr Wissen, ja wider ihren Willen zeigen muß, die Personen selber ihren Charakter meist nicht kennen, und indem sie ihren vermeinten schildern wollen, unwillkürlich und ohne es zu wissen, ihren wirklichen schildern müssen.... Der Dichter darf nicht vergessen, daß dieses Sichselbstbeobachten eben ein individueller Zug ist und kein allgemeiner, den er allen Charakteren beilegen darf. Des Philosophen, des Mannes der Wissenschaft ist es, das Gesetz aus der Fülle seiner Erscheinungen herauszuschälen; des Dichters, das Gesetz wieder hinter der Erscheinung zu verstecken."

Ich kann dies Kapitel nicht verlassen, ohne einer mir von verläßlicher Seite gewordenen Mitteilung zu gedenken, die sich auf noch unedierte Briefe stützt. Nach ihr bot Hebbel im letzten Lebensjahr ganz manifeste Zwangsimpulse dar. Durch Monate hindurch kam er seiner Gattin fast täglich mit der Aufforderung, die Möbel umzustellen. Es sollte z. B. aus dem Schlaf- das Speisezimmer, aus diesem wieder ein anderes gemacht werden. Jeden Morgen hatte er eine neue Idee, und zwar müsse diese sofort ausgeführt werden, es könne nicht so bleiben wie bisher. Mit diesen Zwangsimpulsen habe er seine Gattin oft direkt gequält.

---

7. Kapitel.

DAS SEXUELL-EROTISCHE IN HEBBELS DICHTEN UND LEBEN.

I.

Um einem Genie vom Range Hebbels gerecht zu werden, genügt es nicht, ihn ästhetisch zu werten, den Maßstab, welchen wir von Dichtungen anderer abgezogen haben, nunmehr an seine Schöpfungen zu legen. Wer solches tut, der bringt vielleicht die Abweichungen vom Normalkodex ins reine, doch nie eine zutreffende Würdigung Hebbels. Auch ist zu beachten, daß geniale Dramatiker in ihrem Spezialfach stets wissender sind, als ihre nachmessenden, nörgelnden Kritiker. Ich würde mich darum allzeit bedenken, großen Poeten einen augenscheinlichen, auch dem stumpfen Auge durchsichtigen Fehler vorrücken zu wollen, sondern lieber annehmen: So klug wie ich ist der geborene Dramatiker auch, ja sicherlich klüger. Wenn er trotz angeborenen Genies diesen Fehler machte, so hat er ihn wahrscheinlich machen müssen. Dann aber scheint es mir unvernünftig, ihm aus der Notwendigkeit Vorwürfe zu schmieden. Man kann da höchstens zu ergrübeln versuchen, was jene Mängel ihm aufgenötigt hat, warum er so und nicht anders schuf. Also weniger Kritik dünkt mich dem Genie gegenüber am Platze, als liebevolles Eindringen in die Bedingungen seines Künstlerschaffens. Wer solcherart vorgeht, mag wohl am Ende die Fehler des Poeten auch noch nicht billigen, doch wird er begreifen, daß dieser nicht anders zu dichten vermochte. Und er wird vielleicht zum Ergebnis kommen, daß vieles von dem, was ästhetisch unhaltbar, nicht künstlerisch zu werten ist, sondern biographisch. Denn der Dichter, der

fehlt, tut's selten aus mangelndem Verständnis der Kunst, sondern meist nur aus innerer Notwendigkeit heraus, die in seinem Leben und seiner seelischen Entwicklung wurzelt.

Dies gilt vielleicht für keinen Poeten in solchem Maße wie für Friedrich Hebbel. Wenn dieser Dramatiker im Gegensatz zu seinem gewaltigen Genie so wenig ins Volk zu dringen vermochte und auch den Gebildeten weit minder ans Herz wuchs, als selbst viel kleinere, doch bequemere Geister, so ist der Grund in seinen Trieben und den daraus entspringenden Lebensschicksalen zu suchen, die zur Grundlage seines Schaffens wurden. Wir wissen durch das Zeugnis Bambergs, daß Hebbel nicht anders zu dichten vermochte als in Abhängigkeit von seinen Erlebnissen. Dies habe geradezu sein „innerstes Wesen" ausgemacht, weshalb z. B. der „Moloch" niemals fertig geworden. Nur war das Erlebnis nicht immer lediglich äußeres Geschehen, viel öfter war es rein innerlich erfolgt, eine mehr oder minder ausgesponnene Phantasie. Wir wissen ja aus den Psychoanalysen unserer Neurotiker, daß die Phantasien eine weit größere Rolle spielen und viel zahlreicher sind, als die wirklichen Erlebnisse, ja, daß die letzteren meist bloß den Kern bilden, um den sich jene ansetzen können. Einen Teil von Hebbels Phantasien vernahmen wir bereits in den ersten Kapiteln, eine Reihe anderer läßt sich aus seinem Dichten erschließen. Man nehme nur, wie ihm die Fabel des „Rubin" aufgegangen ist.

„Die Erfindung", sagte er einmal zu Kulke, „hängt nicht vom Dichter ab, und darum auch nicht die Wahl seiner Stoffe. Sie kommt wie ein Blitz und dieser kommt und trifft ungerufen. Hören Sie z. B., wie mir die Idee zum ‚Rubin' kam. Ich ging mit einem Freunde spazieren. Im Laufe des Gespräches ließ ich den Blick gleichgültig über die Erde schweifen, da ward mein Auge von einem Blitzstrahl getroffen, der von einem funkelnden Stein hervorgeschossen kam. Schneller aber traf der Strahl mein Auge nicht, als mir folgende Idee durch den Kopf fuhr. Wenn (dachte ich, indem ich mich bückte, um den Stein aufzu-

heben, ohne meinen Freund in seiner Auseinandersetzung im geringsten zu unterbrechen) in diesem Stein eine Jungfrau verschlossen wäre, die aus dem Zauberbann nur dadurch gelöst werden kann, daß der Eigentümer des Steines sich, ohne daß er darum weiß, freiwillig desselben entäußert; wenn ferner der Stein, gerade wegen des in ihn gebannten Wesens, den Besitzer mit einer so magischen Macht anzieht und fesselt, daß er lieber sein Leben zu verlieren, als diesen Stein herzugeben sich entschließen könnte; welch ein wunderbares Motiv wäre das zu einer Reihe von Konflikten! Plötzlich stand auch das ganze Bild fertig vor meiner Seele."

Einem jeden, der gewohnt ist, seelische Probleme anzugehen, ist auf der Stelle klar, ein solch kompliziertes Gedankengebäude, daß in dem Stein eine Jungfrau eingeschlossen sei, die nur durch die Erfüllung besonderer Bedingungen erlöst werden könne, während anderseits der Stein den Besitzer mit magischer Macht anziehe, kann nicht das Werk eines Augenblicks gewesen sein. Hier wurde ganz einfach eine alte, längst schon ausgesponnene Phantasie, die in der Seele des Dichters, wer weiß wie lange schon fertig lag, durch einen äußeren Anlaß ins Leben gerufen. Wie nebensächlich und gar nicht spezifisch dann dieser zu sein brauchte, erhellt auch daraus, daß Hebbel nicht einmal von einem roten Steine sprach, der ihm die Idee zum „Rubin" auslöste. Es genügt demnach beinahe ein Nichts, ein überall zu findender, beiläufiger Anstoß, um die überreife Frucht vom Baume zu schütteln.

Nicht anders geschah es dann später beim Stoffe zu „Gyges und sein Ring", der Hebbel nach Kulke „plötzlich auf der Bibliothek des Wiener Polizeiministeriums ergriff. Er pflegte diese Bibliothek hie und da zu besuchen und wurde eines Tages von einem daselbst angestellten Beamten, der die Fabel von Gyges soeben aus dem ‚Herodot' gelesen hatte, auf diesen Stoff aufmerksam gemacht und gefragt, ob er es wohl nicht für möglich halte, diesen Stoff dramatisch zu gestalten. Hebbel las die Fabel durch und

in demselben Momente hatte sein dramatischer Geist sich des Stoffes auch schon ganz bemächtigt.“

Hat man den Ursprung so vieler Dramen in persönlichen, zumal sexuellen Wünschen und Phantasien einmal erkannt, dann wird es niemand mehr Wunder nehmen, daß Hebbel so mancher seiner anderen Schöpfungen weit höhere Schätzung zu teil werden ließ und daran trotz aller Mißerfolge festhielt, als vielen seiner bedeutendsten Tragödien. Sein verblüffendes Urteil diktierte dann nicht mehr die Ästhetik, sondern der Affekt, die Lust, die sich seit einer frühen Kindheit an den Stoff geheftet. Auf die Gefahr hin, mich etwas von meinem Hauptthema zu entfernen, will ich dies an jenem Drama erweisen, das er durch lange Zeit am höchsten stellte, trotzdem es in Wahrheit eines der schwächsten.

In einem früheren Kapitel führte ich aus, was Hebbel dem „Diamant“ alles nachrühmte. Daß er ihn z. B. die Spitze seiner dramatischen Tätigkeit nannte, „in Form und Gehalt sein bestes Werk“, eine jede Kritik entschieden zurückwies und ihn über die „Judith“ und „Maria Magdalene“ erhöhte. Woher diese ganz abnorme Wertschätzung, trotzdem er später selbst zugeben muß, daß die phantastisch-ernsthafte Hälfte jenes Lustspieles noch Unendliches zu wünschen übrig lasse? Um dies zu verstehen, muß man zwei wichtige Komponenten von Hebbels Sexualität heranziehen: die Analerotik und den Sadismus. Was ist denn der Fabelkern jenes Lustspiels? Nach dem Dichter folgender: „Ein Jude, der einen Diamant gestohlen und verschluckt hat und ihn nun nicht wieder aus dem Leibe los werden kann, ist die Hauptperson.“ Das zweite, was Hebbel freilich noch uneingestanden reizte, war, daß überlegt wird, dem Juden sogar den Bauch aufzuschlitzen[1]), um zu dem kostbaren Stein zu gelangen. Dies letztere deutlich sadistische

[1]) Vgl. hiezu folgende Stelle aus dem Tagebuch: „Der Rabe eines Knaben stiehlt und verschluckt einen Ring, der Knabe, um den Raben vorm Aufschlitzen zu retten, sagt, er hab's selbst getan, macht sich anheischig, ihn in kurzer Zeit wieder zu liefern, hofft, daß der Rabe sich seiner entledigen wird. Kollisionen. Gilt noch später für einen Dieb.“

Moment ist ohne weiteres verständlich. Hingegen heischt die Analerotik nähere Beleuchtung.

Das Bestehen derselben und ihre Bedeutung aufgezeigt zu haben, ist das Verdienst Professor Freuds. Dieser konnte nachweisen, daß sehr viele Kinder, ja sogar selbst Säuglinge oft große Lust aus dem Stuhlabsetzen ziehen. „Kinder, welche die erogene Reizbarkeit der Afterzone ausnützen, verraten sich dadurch, daß sie die Stuhlmassen zurückhalten, bis dieselben durch ihre Anhäufung heftige Muskelkontraktionen anregen und beim Durchgang durch den After einen starken Reiz auf die Schleimhaut ausüben können. Dabei muß wohl neben der schmerzhaften die Wollustempfindung zu stande kommen [1]).“ Meist brauchen jene verhältnismäßig lange, bis sie der infantilen Incontinentia alvi Herr geworden und haben nicht selten noch in späten Kinderjahren vereinzeltes Mißglücken dieser Funktion zu beklagen. Doch sogar als Erwachsene bereitet es ihnen direktes Vergnügen, den Stuhl möglichst lange zurückzuhalten, weil sie bei der folgenden schweren Entleerung ein hohes Lustgefühl daraus ziehen. Bei solchen Individuen handelt es sich stets um eine konstitutionelle Verstärkung der Analerotik. In sehr vielen Fällen ist aber nach beendeter Kindheit von deren Symptomen nichts mehr zu finden, weil sie völlig verbraucht und ausgenützt wurde zur Bildung des typischen „Analcharakters“. Ein solcher weist, wenn voll ausgebildet, drei ganz bezeichnende Eigenschaften auf: er ist peinlich ordentlich, d. h. präziser: sowohl körperlich übertrieben sauber, als pedantisch in der Pflichterfüllung, dann sparsam bis zum Geiz und eigensinnig bis zum Trotz.

All diese Eigenschaften weist Hebbel in vorzüglichem Maße auf. Ein Brief an Elise vom Jänner 1839 läßt sich des breiten über ein gewünschtes Privet und „die Unordnung seines Unterleibs“ aus, was zumindest erweist, daß ein Stück

---

[1]) Professor Dr. S. Freud, „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“, F. Deuticke, Wien, Leipzig.

der Analerotik noch lebendig war[1]). Daß Hebbel die pedantische Ordnungsliebe des Kirchspielvogts Mohr so leicht übernahm und zeitlebens bewahrte — nach Kuh war der Dichter „im Lesen wie im Schreiben die verkörperte Gewissenhaftigkeit und bewährte seinen Ordnungssinn in jedem Geschäfte, welches er betrieb“ — hat sicherlich darin seinen Grund, daß eine Seite seines Analcharakters jener Ordnungsliebe entgegenkam. Wie sparsam der Dichter des weiteren war, ist uns aus früherem noch in Erinnerung und endlich ist auch für seinen Trotz, ja Eigensinn gar mancher Zug ins Treffen zu führen, z. B. in seinem Verhältnis zu Christine.

Die Freude an der Analerotik macht ihm schließlich den „Diamant“ so ausnehmend wert und bedingt dessen kolossale Überschätzung. Nur zu begreiflich, daß da Vernunft und ästhetische Einwendungen wirkungslos abprallten. Wo Eros im Spiele ist, hat Pallas Athene alle Macht verloren. Natürlich blieben jene analerotischen Motive Hebbel ganz unbewußt und wurden hinterdrein rationalisiert. Da sei zwar die Grundidee eine der besten, die er je gehabt habe, die Ausführung aber unerträglich, weil sie zwischen Satyre und naiver Komik schwanke und den märchenhaften Hintergrund bei weitem nicht tief genug darstelle. Die Wahrheit ist wohl, daß ihn eigentlich nur die naive Komik tatsächlich reizte, aus infantilen und konstitutionellen Gründen heraus, natürlich nebst dem sadistischen Moment[2]), wogegen der

[1]) Zu Hebbels Analerotik gehört wohl auch folgende Tagebuchstelle: „Das Schwein ist das non plus ultra an Glück, es befindet sich wohl im Koth.“

[2]) Vgl. hiezu die folgende Stelle: Benjamin: „Mir ist, als hörte ich den Pöbel hinter mir her rufen: ‚Das ist der Jude mit dem Diamant im Bauch!‘ — Er soll ihn ja wieder von sich gegeben haben! — ‚Lug und Trug! Das hat er selbst ausgebracht, um seines Lebens sicher zu sein. Der Stein hat sich in seinem Eingeweide so tief verkrochen, daß er gar nicht wieder heraus kann! Das ist die Wahrheit.‘ — Da nützt er ja so wenig dem Juden selbst als Anderen! — ‚Nützen? Er quält den armen Teufel bis aufs Äußerste, der Mensch hat in seinem Schmerz schon mehrmals Hand an sich gelegt, aber das will durchgesetzt sein und er ist zu feig!‘ — Man sollte ihm zu Hilfe kommen! — ‚Das ist auch ein Gedanke! Wollen wir ihm aufpassen und ihm den Gefallen tun?‘“ —

Hintergrund, weil ohne Affekt entworfen und geschrieben, ganz schemenhaft blieb.

Es ist auch möglich, daß Hebbel über die angeblichen Heilwirkungen der Edelsteine sich manches angelesen hatte. Sowie in jenem Lustspiel der Wahnsinn der Prinzessin, welcher sie ein volles Jahr umnachtete, durch den Anblick des Diamanten auf der Stelle geheilt wird, so meinen auch die Inder von diesem Juwel: „er heilt alle Krankheiten, lindert alle Schmerzen und überall und ist ein Wohlbefinden erzeugendes, den Körper stärkendes Elixir." (R. Garbe: „Die indischen Mineralien und ihre Namen.") Und Hermann Fühner erklärt dies in seiner „Lithotherapie" auf folgende Weise: „Es ist nicht schwierig, die Genese der angeblichen Diamantwirkungen abzuleiten. Er ist unter den Edelsteinen der Repräsentant der weißen Farbe und bei den Ariern Attribut des Lichtes, der Sonne (weiße Sonnenrosse). Mit der Sonne, deren Licht er strahlend zurückwirft, teilt der Diamant die alles heilende Wirkung."

Vielleicht noch größere Wirksamkeit aber schreibt der Aberglaube seit jeher dem Rubin zu, was wohl auf die Blutfarbe desselben zurückgeht[1]). Nicht bloß, daß ihn Aristoteles („De lapidibus") „den besten von allen" nennt, so übertrifft er nach den Angaben der Alten auch sämtliche andere Gemmen darin, daß er sogar des Nachts noch leuchtet. Ohne ihm bestimmte Tugenden anzudichten, wird doch immer ausgesagt, daß er die Tugenden aller übrigen Steine in sich vereine. Wie vielfach geglaubt wird, soll er Gegenliebe erzeugen. Auch für Hebbel scheint er aus durchsichtigen sexuellen Motiven, die offenbar der Blutfarbe entspringen,

Bei Aristoteles heißt es: „Wenn jemand unglückseligerweise den Stein (Diamant) verschlucken sollte, so zerreißt er demselben alle Gedärme und der Arme muß elendiglich sterben."

[1]) Sogar im „Diamant" erzählt die Prinzessin, als sie das erstemal den geheimnisvollen Stein berührte, „da war es mir, als ob er mein Leben, mein Blut einsöge, ich verbarg ihn auf meiner Brust und dachte: er wird rot aussehen, wenn du ihn wieder hervorziehst."

ein ungewöhnliches Interesse zu besitzen. Das tritt am stärksten in seinem Lustspiel „Der Rubin“ hervor, dann in „Gyges und sein Ring“ und ein wenig sogar in den „Nibelungen“ und „Herodes und Mariamne[1])“.

In „Kriemhilds Rache“ legte Hagen den Balmung übers Knie:

„Dein Auge funkelt dräuend durch die Nacht,
Wie der Komet. Ein prächtiger Rubin!
So rot, als hätt' er alles Blut getrunken,
Das je vergossen ward mit diesem Stahl.“

Tiefer schon ins Sexuelle führt die Handlung des „Rubin“, der Erzählung sowohl wie des Märchenlustspieles. Hier wie dort wird ein Jüngling durch einen Rubin von seltener Schönheit mit so magischer Gewalt angezogen, daß er um seinetwillen einen Raub begeht, ja, lieber das Leben lassen will, als sich von dem herrlichen Kleinod trennen. Dieser Stein aber ist, wie der Greis dem Jüngling Assad berichtet, „das Grab einer wunderschönen, verzauberten Prinzessin. Aus ihrem Blut hat er das dunkle, wunderbare Rot in sich gesogen, in das er getaucht ist. Das Feuer ihres Auges sprüht dir entgegen aus den blitzenden Strahlen, die er so verschwenderisch entsendet. Ihr schlummerndes Leben schauerte dich an, als du den Stein im Sonnenschein glänzen sahst, da wurde deine Seele bis in die innersten Tiefen mit süßer Ahnung getränkt und deine Hand mußte vollbringen, was Herz und Sinne geboten“. Einmal könne Assad sie auch sprechen, wenn er um Mitternacht alle seine Gedanken auf sie konzentriere und dann den Edelstein dreimal küsse. Doch warnt der Greis: „Wage nicht dein Glück und deinen Frieden an einen ungewissen Moment; mit dem Dämon ist schwer zu kämpfen, dich aber würde die herrlichste der Jungfrauen

---

1) Mariamne: „So hab' ich mich ja schon im Traum geseh'n! —
Das also war's, was mich vorhin nicht ruh'n ließ,
Bis der verlorene Rubin sich fand,
Der jetzt auf meiner Brust so düster glimmt:
Das Bild hätt' eine Lücke ohne ihn!“

mit unwiderstehlicher Gewalt in deinem tiefsten Sein gefangen nehmen, und wenn es dir dann nicht gelänge, ihren Bann zu brechen, so wärest du elend auf ewig.“ Assad beschwört gleichwohl die Prinzessin, doch nur, um zu seinem Schmerz zu erfahren, sie könne erlöst werden, allein dies sei darum so schwer, weil „die Entzauberung an ein Mittel geknüpft worden, auf das, weil es einem jeden an jedem Ort und zu jeder Stunde zu Gebote steht, eben darum keiner verfallen wird“. Erst ein Jahr später, im Augenblick der höchsten Verzweiflung, als der Sultan, um sich in den Besitz des verlangten Steines zu setzen, Assad gefangen nehmen läßt, findet dieser die Lösung, indem er das Juwel lieber in den Fluß wirft, als daß es in fremde Hände gelange. Damit aber ist die Forderung des Zauberers erfüllt:

„Dies war das einz’ge Mittel!
Wer den Rubin besaß, der sollte ihn
Wegwerfen, wie der Knab’ den Kieselstein!“

Die Deutung der Symbolik dünkt mich nicht schwer. Zunächst liegt es wohl auf der Hand, daß der Rubin einen Blutstropfen darstellt[1]). Daß in dem Blute die Jungfrau eingeschlossen ist, weist auf die Vorgänge bei der Defloration hin. Just jene Blutstropfen begehrt auch der Zauberer, der, vom Vater schroff zurückgewiesen, die Jungfrau in den Rubin einschließt. Aus diesem Gefängnis der Jungfräulichkeit kann sie nur erlöst werden, wenn der Besitzer jenes Juwels es einfach fortwirft, das heißt ihr Blut in der ersten Umarmung vergießt. Natürlich wird, wer solches vollbracht, dann auch der Schwiegersohn des Sultans. Es ist wohl mehr als ein bloßer Zufall, daß Hebbel bald, nachdem er Elise

---

[1]) Vgl. dazu auch folgende Briefstelle nach Vollendung des ersten Aktes der „Maria Magdalena“: „Ein Poet bin ich durch und durch. Die dunkelroten Blutstropfen, die ich auf dem Wege zum Grabe ausschwitze, werden, wenn die Kritik jetzt auch Scheidewasser darauf tröpfelt, nach meinem Tode ein leuchtender Rubinenkranz und Max wird mit den Schmerzen seines Vaters ein gutes Geschäft machen.“

kennen gelernt, ins Tagebuch schreibt: „Wirf weg, damit du nicht verlierst! ist die beste Lebensregel," worin Bamberg mit Recht den Kern jenes Märchens ausgedrückt findet, das bald darauf in Prosa begonnen wird. Der Dichter bezeichnet es in den Briefen zweimal als „beste seiner prosaischen Schriften", in der er „eine sehr schwierige Aufgabe gelöst zu haben glaube", ja ist von dem Stoffe derart erfüllt, daß er zwölf Jahre später das gleiche Motiv zu einem Lustspiele ausspinnt, vorgeblich durch den Anblick eines glänzenden Steines dazu verführt. Wie wenig ihn bei solchen inneren Liebesbeziehungen die Kälte des Publikums rühren konnte, begreift sich da leicht. Doch auch die Freunde fanden die Kürze und skizzenhafte Behandlung des Märchenlustspieles als schweren Nachteil, was sich freilich aus der Symbolik ergab [1]).

Durchschauten wir hier schon die erotischen Beziehungen des Rubins, so werden sie vollends unverkennbar in „Gyges und sein Ring", wo noch ein zweites infantiles Moment das blitzartige Ergreifen des dargebotenen Stoffes durchsichtig macht. Ich will zunächst ein paar Stellen anführen, die an das Thema des „Rubin" anknüpfen. Von Räubern verfolgt, sieht Gyges aus einem wüsten Trümmerhaufen den Stein „wie ein Lebendiges, fast an ein scharfes Schlangenauge mahnend" entgegenfunkeln. Er steckt ihn an und wird alsbald den Verfolgern unsichtbar. Doch auf ihn selber wirkt der Stein beängstigend,

„der mir rot
Und grell von meiner Hand entgegensprühte
Und rastlos quellend, wallend, Perlen treibend
Und sie zerblasend, einem Auge glich,
Das ewig bricht in Blut, was ewig raucht.

[1]) Selbst R. M. Werner meint in der Biographie: „Die Frage drängt sich aber unwillkürlich auf: was trieb Hebbel gerade jetzt zu einer solchen Produktion? Wir wissen nur zu gut, daß sie nicht ein Ergebnis freier Wahl, sondern eines inneren Zwanges zu sein pflegte. Es muß etwas in ihm gelegen haben, das sich nur auf die Weise Luft machen konnte; aber was war es? Darüber erfahren wir nichts Näheres, sind also aufs Raten angewiesen."

Ich drehte ihn, aus Notwehr möcht' ich sagen,
Aus Angst, denn alle diese Perlen blitzten,
Als wären 's Sterne, und mir ward zu Mut,
Als schaut' ich in den ew'gen Born des Lichts
Unmittelbar hinein und würde blind
Vom Übermaß, wie von der Harmonie
Der Sphären, wie es heißt, ein jeder taub".

Wir wissen, was solche, doch eigentlich grundlose Angst bedeutet: unterdrückte Libido, was darin noch Bestätigung findet, daß so häufig in Träumen, Märchen und Mythen das weibliche Genitale als Ring symbolisiert wird.

Bedeutsamer noch ist die Zaubereigenschaft jenes Ringes: Wenn du ihn so drehst,

„daß dieser kleine Stein,
Der dunkelrote, um sich blitzen kann,
So bist du plötzlich unsichtbar und schreitest
Wie Götter in der Wolke durch die Welt".

Auch Kandaules brüstet sich in seinem Besitze:

„Durch alle Türen schreit' ich hin, mich halten
Nicht Schloß, noch Riegel fern!"

Doch Rhodope, die Übersittsame, hat nur die Antwort: „Wie fürchterlich!" — „Für jeden Bösen meinst du." — „Nein, doch nein! Für jeden Guten noch viel mehr!.... Herr, wirf ihn fort, hinunter in den tiefsten Fluß!"

Warum greift Hebbel nun so gern den Mythos vom unsichtbar machenden Ringe auf, hier und dann später in den „Nibelungen"[1]), die schon den Knaben so gefangen nahmen, daß er zeitlebens den Wunsch herumtrug, der Sage dramatisches Leben zu leihen? Vielleicht vermag uns eben dieser Umstand die Lösung zu geben. Benützt doch Siegfried seine Nebelkappe, um Brunhild, die ihr Magdtum verteidigt, „als hinge ihr Leben selbst daran", und „jeden Recken ohne Mitleid vertilgt, der ihr den Jungfrau'ngürtel lösen will",

---

[1]) Im „Trauerspiel in Sizilien" ruft Ambrosio: „Nun ist es aus!" „Mir fehlt's am Stein, der unsichtbar mich macht."

für Gunther zu besiegen. Selbst in der Hochzeitsnacht ist er es, der sie unsichtbar bändigt, nachdem der legitime Gatte versagt. Erinnern wir uns, was ich in einem früheren Kapitel ausführte, daß Hebbel als Kind ganz sicher die Umarmungen der Eltern belauscht hat, vermutlich sogar zu wiederholten Malen, und daß er, um jene nicht zu stören, aus deren Bett entfernt worden war. Natürlich erwacht in einem solchen Kinde, zumal wenn es von Haus aus so sinnlich veranlagt wie Hebbel ist, das heiße Verlangen, mit dabei zu sein, womöglich unter Führung des ebenso gefürchteten als geliebten Vaters, wie ich aus einer Reihe von Psychoanalysen weiß. Ein Mittel hiezu, das dem Kinde aus Märchen und Sagen naheliegt, ist der unsichtbar machende Ring oder eine Tarnkappe von der nämlichen Eigenschaft. Mit dieser bekleidet, soll der Vater ihm in Siegfrieds Gestalt die Mutter bezwingen, die für seine noch unentwickelte Potenz sonst unerreichbar ist. Doch die Phantasien, besonders zur Stillung seiner sexuellen Neugier, gehen noch weiter, zumal in der späteren Pubertät. Der Vater, in der durchsichtigen Verkleidung des Königs, soll sein verborgenes Schönheitsgut dem Sohne durchaus zeigen wollen und sich eher nicht zufrieden geben, als bis dieser trotz angeblichen Widerstrebens — womit für ihn alle Schuld entfällt — die Reize der Mutter hüllenlos schaute. Die wieder soll nicht früher ruhen, als bis zur Sühne für den unerhörten Frevel der König von dem anderen gefällt und sie selber dessen Gattin geworden. Raffinierter lassen sich Kindheits- und Pubertätsphantasien kaum noch ausspinnen und es erscheint da nur zu begreiflich, daß die Fabel vom Gyges, auf die der Dichter hingewiesen wird, ihn gleich so unwiderstehlich packte. Erfüllte sie doch seine eigenen und geheimsten Wünsche auf das Allerschönste und machte ihn, weil er gezwungen handelte, gleichzeitig ledig jedweder Schuld[1]). Man versteht

[1]) Daß er das Schuldgefühl trotzdem nicht völlig los geworden, dafür besitzen wir ein bezeichnend Detail in Hebbels Brief an Engländer am 27. Jänner 1863. In diesem berichtet unser Poet die Genesis des „Gyges“ ungefähr so wie Eduard Kulke. Dann aber fügt er noch

jetzt, was Hebbel an Uechtritz schreibt: „Ich war mir sonst bei meinen Arbeiten immer eines gewissen Ideenhintergrundes bewußt. Daran mangelt es diesmal ganz, mich reizte nur die Anekdote, die, nur etwas modifiziert, außerordentlich für die tragische Form geeignet erschien, und nun das Stück fertig ist, steigt plötzlich zu meiner eigenen Überraschung wie eine Insel aus dem Ozean die Idee der Sitte, als die alles bedingende und bindende daraus hervor."

Die Idee der Sittlichkeit, die zu seiner eigenen Überraschung hervortaucht, heischt dann natürlich den Tod des Vaters oder Königs, des gefährlichsten Rivalen bei seiner Mutter. Rhodopens Sittsamkeit wäre wohl minder verstiegen geworden, hätte sie Hebbel nicht unbedingt gebraucht, um jenen aus der Welt zu schaffen und anderseits wieder als Reaktion gegen seine infantilen anstößigen Gelüste. Die Königin vermag es nimmer zu tragen, daß ein Unberufener sie hüllenlos sah, weil Hebbel als Kind die Neugier nicht hatte bezähmen können, die Vulva seiner Mutter zu schauen (siehe zweites Kapitel). Die ist dann „der ewige Born des Lichts", der blutrot schimmert und dessen Anblick ihn blind zu machen droht[1]). Die Todesstrafe, die ihn dafür nach

dazu, er habe gleich am ersten Abend und als allererste die Szene zwischen Gyges und Kandaules am Anfang des zweiten Aktes entworfen. Dort aber wird erzählt, wie den Griechen, nachdem er die Königin hüllenlos geschaut, das Gefühl überfällt, eine schwere Missetat begangen zu haben, und wie er Kandaules durch Drehen des Ringes ihn niederzuschlagen zwingen will. Vergeblich wendet dieser ein: „Ich hatt' es dir erlaubt," denn Gyges ist's, als hätte auch der Mann kein Recht dazu gehabt. Er will sich also selber zum Opfer bringen oder mindestens fliehen. Daß just diese Szene Hebbel am stärksten und vor allem anderen beschäftigte, beweist, daß der schwere innere Konflikt, der aus des Dichters eigener Schaulust auf die Mutter (Königin) entsprang, ihn den Stoff des Gyges sofort mit Begierde ergreifen ließ.

[1]) Vielleicht geht auf den nämlichen Ursprung die Tagebuchstelle zurück: „Im Russischen bezeichnet dasselbe Wort rot und schön. Überdies fliegt mir, wenn ich an etwas Schönes denke, zugleich immer die rote Farbe durch den Kopf." Als Verdrängung und Überkompensation jener infantilen Schaulust ist wohl die folgende Episode aufzufassen, die Kuh

kindlicher Anschauung hätte treffen müssen, ist dann geschickt auf den Vater und Nebenbuhler übertragen. Von hier aus erklärt sich auch leicht die unsichtbar machende Wirkung des Vulvaringes. In der Umarmung wird tatsächlich die Männlichkeit unsichtbar nach dem Eindringen in die weibliche Scheide. Sehr geschickt hat der Dichter endlich seine Entmannungsphantasien auf den eigenen Vater[1]) in die Fabel des Gyges hineinverwoben. Zu diesem sagt nämlich Kandaules über den Unheilsring:

„Du meinst, er wäre besser
In seiner Gruft geblieben! Das ist wahr!
Rhodopens Ahnung hat sie nicht betrogen
Und dich dein Schauder nicht umsonst gewarnt.
Denn nicht zum Spiel und nicht zu eitlen Possen
Ist er geschmiedet worden und es hängt
Vielleicht an ihm das ganze Weltgeschick.
Mir ist, als dürft' ich in die tiefste Ferne
Der Zeit hinunterschau'n, ich seh den Kampf
Der jungen Götter mit den greisen alten:
Zeus, oft zurückgeworfen, klimmt empor
Zum goldnen Stuhl des Vaters, in der Hand
Die grause Sichel, und von hinten schleicht
Sich ein Titan heran mit schweren Ketten.
Warum erblickt ihn Kronos nicht? Er wird
Gefesselt, wird verstümmelt, wird gestürzt.
Trägt der den Ring? — Gyges, er trug den Ring,
Und Gaea selbst hat ihm den Ring gereicht!"

Endlich wäre noch eine letzte Rubin-Ausschmückung anzuführen, bei der man deutlich verfolgen kann, wie ein wirk-

berichtet: „In Gmunden verfolgte er eines Abends, trotzdem daß er eines gichtischen Anfalls wegen schlecht zu Fuße war, wohl eine Viertelstunde lang laufend und während des Laufens Flüche ausstoßend, einen unverschämten Menschen, welcher sich zu der bebuschten Stelle am See hingeschlichen hatte, wo mehrere Frauen nach dem Bade sich ankleideten. Ich hätte den Kerl erschlagen! rief er, wenn er nicht entwischt wäre."

[1]) Diese sind wohl nichts anderes als die Umkehrung einer Kastrationsandrohung, die der Vater gegen seinen Friedrich ausgesprochen hatte.

licher Traum im Sinne des Komplexes erweitert wird. Unterm 6. Juli 1837 heißt es im Tagebuch: „Über Nacht träumte mir: Ich sah den alten König Maximilian Josef beerdigen und den König Ludwig krönen. Beides geschah im Grabgewölbe und Leichen- und Krönungsfeierlichkeiten spielten gräßlich ineinander: die Leichenfackeln dienten zum Fackelzug bei der Krönung, und als der König Ludwig die Krone aufsetzte, nickte der König Maximilian aus seinem Sarge heraus mit dem Kopfe. Ich war unter den Kronbeamten; als wir wieder heraufstiegen, verschloß der König Ludwig die Gruft und sagte zu mir, indem er mir den Schlüssel gab: laß den nicht heraus, aber mich laß auch nicht hinein!" Die Deutung dieses Traumes ist leicht zu geben: der alte König ist der Vater, der junge Hebbel selber, der aber, wie so häufig der Schläfer, im Traume noch einmal vorkommt. Weil er dem Vater den Tod gewünscht hatte, wollte er sich selber das Leben nehmen, doch verbot ihm jener, ins Grab zu steigen, d. h. er hieß ihn am Leben bleiben. Weshalb ich den Traum an dieser Stelle zitiere, ist ein merkwürdiger Zusatz, den Hebbel in der Gedichtbearbeitung desselben machte („Traum. Ein wirklicher."). Der alte König ist gestorben und liegt aufgebahrt. Und nun fährt der Dichter folgendermaßen fort:

„Ich sah, umstanden von der stillen Menge,
Auf dem Paradebett, geputzt, die Leiche,
Und viele, die die welke Hand ihr küßten,
Als ob sie jetzt noch Gnadenzeichen reiche.
Doch sah ich bald, es galt dem Edelsteine,
Der rot am Finger blinkte, ihr Gelüsten;
Sie nahten nur, sich ekelhaft vermummend
In Kummer und Verzweiflung, ihn zu stehlen,
Doch, weil ihn alle wollten, ward der eine
Des andern Wächter, und vor Groll verstummend
Im Heucheljammer, eilten sie von hinnen."

Zum Schlusse sei noch eine merkwürdige Phantasie des Tagebuches näher beleuchtet. Am 24. Jänner 1847 schrieb

Hebbel in dieses: „Ich weiß sehr wohl, welch unübersteiglich scheinende Hindernisse sich dem Versuche, ein Loch durch die Erde zu bohren, um ihre innere Beschaffenheit zu erforschen, entgegenstellen. Dennoch ist das für mich ein unendlich reizvoller Gedanke, und wenn ich König wäre, wer weiß, ob ich nicht einen Versuch anstellen ließe und mich so der Galerie unsterblicher Narren anschlösse. Genau mit diesem Gedanken in Verbindung steht ein anderer, der aber jünger ist und mir erst heute kam. Sollte man nicht in einem geräumigen Hause von Eisen, das doch sicher wasserdicht gemacht werden und Luft für viele Tage fassen könnte, längere Zeit auf dem Boden des Meeres zubringen und dort bohren können?"

Diese Hirngespinste sind das, was in der psychoanalytischen Forschung als „Mutterleibsphantasie" bezeichnet wird. Das Bohren zum Mittelpunkt der Erde läßt kaum eine andere Deutung zu, als den Wunsch, zurückzukehren in den Leib der Mutter, was für Hebbel „ein unendlich reizvoller Gedanke ist". Als Sinn jener Mutterleibsphantasien hat die Psychoanalyse drei Wünsche erforscht: sie können erstens als exzessiver Ausdruck der Rückkehr ins Infantile angesehen werden, zum zweiten als Rückgängigmachen des Lebens, somit als Todesphantasien, und endlich, was vielleicht am bedeutsamsten wirkt, als innigste sexuelle Annäherung an die Mutter. Für alle drei Wünsche habe ich bei Hebbel reichlich Belege erbringen können. Für den letztgenannten spricht auch, daß der Dichter die Mutterleibsphantasien verwirklichen würde, wenn er König, d. h. also Vater wäre und Gatte der Mutter. Auch scheint er nach dem Gedicht „Auf ein schlafend Kind" jene Zeit als glücklichste seines Daseins betrachtet zu haben, da er noch im Schoße seiner Mutter lag. Heißt es doch da:

„Wenn ich, o Kindlein, vor dir stehe,
Wenn ich im Traum dich lächeln sehe,
Wenn du erglühst so wunderbar,
Da ahne ich mit süßem Grauen:

Dürft' ich in deine Träume schauen,
So wär' mir alles, alles klar!
Dir ist die Erde noch verschlossen,
Du hast noch keine Lust genossen,
Noch ist kein Glück, was du empfingst;
Wie könntest du so süß denn träumen,
Wenn du nicht noch in jenen Träumen,
Woher du kamest, dich erging'st?"

II.

Wir haben vorstehend die mächtige Rolle der Sexualität in Hebbels Dichten nachweisen können. Das betrifft nun nicht etwa vereinzelte Fälle, sondern ist direkt spezifische Eigenheit unseres Poeten. Fast ausnahmslos sind geschlechtliche Konflikte mit ganz besonders geknüpften Voraussetzungen in den Mittelpunkt seiner Dramen gestellt. Wie verhängnisvoll dies für ihr Schicksal wurde, durchschaute schon Laube, der Hebbels Schaffen mit Augen des Neides und Hasses verfolgte. Bald nach ihrem ersten Zusammentreffen in Wien warf er dem Dichter an den Kopf: „Wenn Sie bei der Wahl Ihrer Stoffe nicht immer erst zwei Drittel Ihrer Kraft aufbieten müßten, um den Publikum den Gegenstand appetitlich zu machen, so würden Sie mich, Gutzkow und uns alle so darniederwerfen, daß wir nicht wieder aufstehen könnten." Und Hebbel bemerkt hiezu im Tagebuch: „Diese Äußerung blieb mir buchstäblich im Gedächtnis, weil ich etwas Wahres darin fand." Es ist eine tief zu beklagende Tatsache, daß Hebbel nie eigentlich populär geworden trotz aller grandiosen Leistungen. Ja, er blieb nicht einmal lange auf irgend einer Bühne heimisch. Wohl hatte so manche seiner Schöpfungen starken Erfolg, doch ward keine einzige Repertoirestück, das sich wie andere klassische Werke auf die Dauer behauptete. Die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung ist hauptsächlich in der so ausgeklügelten erotischen Prämisse zu suchen, die Hebbels Dramen fast sämtlich auszeichnet. Bis man mit seiner sexuellen Rabu-

listik fertig geworden, ist die halbe Teilnahme aufgezehrt. Am treffendsten sprach dies Grillparzer aus nach einer Vorlesung von „Gyges und sein Ring“: „Wie ist das filtriert! Wie ist das filtriert!“

Warum aber kam just Hebbel nicht vom Geschlechtlichen los, trotzdem auch ihm keine anderen erotischen Komplexe eignen, als jedem Poeten, ja dem Herdenmenschen? Gehen wir zur Deutung von einem analogen Alltagsfall aus: wir wissen, daß auch der Normale die nämlichen sexuellen Erlebnisse und Phantasien hat wie der spätere Neurotiker, und doch erkrankt dieser, während jener gesund bleibt. Die Ursache liegt entweder in der sexuellen Konstitution, in der abnormen Liebesbedürftigkeit des zur Neurose Vorbestimmten, oder in der Häufung der geschlechtlichen Schädlichkeiten, nicht selten in der Vereinigung beider. Von Hebbels mächtiger Sexualanlage haben wir nun früher genugsam vernommen und, wenn auch vermutlich jedwedem Dichter eine solche unerläßlich ist, so scheint mir doch eine Seite derselben bei Hebbel ganz besonders hypertrophisch und vielleicht entscheidend für sein Werden und Schaffen: die sadistische nämlich, noch schärfer: die sadistisch-analerotische. Sie erst ermöglicht das Zustandekommen seiner manifesten oder jeweils latenten Zwangsneurose, die, auch wenn sie ruht, ihn zum Grübeln über geschlechtliche Probleme immer wieder anregte. Kaum minder bedeutsam waren dann wohl die besonderen Umstände in Hebbels Elternhaus, wobei vermutlich dem quantitativen Faktor die allergrößte Wichtigkeit zukommt. Selten wohl drängte sich eine solche Fülle sexueller Erlebnisse und Phantasien in der Kindheit eines Poeten zusammen. Diese beiden Umstände zusammengenommen lassen uns Hebbels Ausnahmsstellung besser verstehen, wenn da auch wahrscheinlich noch manches mitwirkte, wovon wir annoch keine Kunde haben.

Man kann es dreist und ruhig aussprechen: nie hat unser Dichter ein Drama geschaffen, das nicht seine eigenen sexuellen Konflikte aus der ersten Kindheit oder in späterer Auflagerung irgendwie darstellte. Ein paar dieser Stoffe

brauche ich lediglich namhaft zu machen, damit ihr Verständnis alsbald einleuchte. So z. B. das Thema der „Agnes Bernauer". In der Frau, die bloß deshalb die Erde lassen muß, weil sie zu schön ist, erkennt man leicht Hebbels eigene Mutter — diese ist dem Kinde allzeit die Schönste —, wozu auch stimmt, daß der Sohn beinahe den Vater erschlägt, weil dieser ihm die Geliebte wegnahm[1]). Immer wieder reizt das entwürdigte Weib den Dichter zur Tragödie. Bald, wie in der „Judith", hat sie der Mann zur Sache herabgedrückt, was Todesstrafe heischt, bald wird eine Königin, also typisch die Mutter, von ihrem Gatten so tief verletzt, daß sie Rache nehmen muß, ob sie jetzt Rhodope, Mariamne oder Brunhild heiße. Der Mann, der also frevelhaft handelt, war selbstredend ursprünglich Hebbels Vater, in späterer Folge der Dichter selber bei den verschiedenen Geliebten vor Christine. Wir wissen, daß viele, und ganz besonders neurotische Kinder der schwersten Eifersucht auf ihre Mutter fähig sind. Es läßt beinahe auf einen beständig nagenden Zweifel des Knaben Friedrich Hebbel schließen, ob ihm die Mutter auch Treue gehalten — sehr begreiflich, da sie zwei Jahre nach ihm noch Johann gebar —, daß dieses Motiv in seinen Dramen so häufig wiederkehrt, im Pfalzgrafen Siegfried, Herodes und Leonhard. Als durch die posthume Eifersucht Hebbels auf die Vergangenheit seiner Frau die alte Eifersucht auf die Mutter erwacht, schafft er „Herodes und Mariamne", deren männlicher Held kein anderer ist als der Dichter in höchsteigener Person. Wenn die Kunstkritiker da mit Recht beanstanden, daß der König sein Weib nicht minder als zweimal unter das Schwert stellt, damit sie nur ja nach ihm keinem anderen angehöre, so ist das ästhetisch gewiß nicht zu halten. Wohl aber begreift man, wie wenig literarische Gegenargumente, die das Genie sich wohl selber vorhielt, verfangen konnten, wo Kindeswünsche gebieterisch

---

[1]) Eine andere persönliche Beziehung dürfte sein, daß Agnes höheren Rücksichten geopfert werden muß, wie Elise dem Glück und der Zukunft unseres Dichters.

Erfüllung heischen[1]). Aus solchen heraus ward auch der bethlehemitische Kindermord aufgeflickt, der durchsichtig besagt, daß Bruder Johann umzubringen sei, wenn dies auch durch das geschichtliche Faktum geschickt maskiert ist. Endlich wird die heterosexuelle Liebe durch die homosexuelle nicht selten verkürzt, ja zum Teil selbst ersetzt, im Leben wie im Dichten. Was ursprünglich wohl das Verhältnis Friedrichs zu seinem Vater, ward später von Hebbel seinem Famulus Kuh gegenüber verwirklicht und endlich zur poetischen Triebfeder, die Kandaules treibt, seinem Freunde Gyges auch das Teuerste und Bestverschlossene aus Liebe zu enthüllen.

Vielleicht wirkte Hebbel minder anstößig und mächtiger packend, hätte er vermocht, etwas anderes darzustellen, als immer nur wieder sein eigenes Ich, seine eigenen sexuellen Phantasien und die verschiedenen Liebeskonflikte aus der Kindheit sowohl wie dem späteren Leben. Mag sein, daß so ziemlich jeder Dramatiker in sämtlichen Helden nur sein Selbst verkörpert. Allein Hebbel war es vorbehalten, die geschlechtliche Seite beinahe ausschließlich hervorzukehren, und zwar obendrein in ihrer Rabulistik, die er dann freilich besser verstand, als irgend ein großer Poet vor ihm. Sterben doch sogar die Heldinnen seiner verschiedenen Tragödien fast immer an Spitzfindigkeiten der Liebe. All seine Dramen behandeln nichts anderes als sexuelle Konflikte aus Hebbels Urzeit, in der Regel mit jener verbrämenden Auflagerung, die sein Verhältnis zu Elise und Christine später hinzufügte. Das erstere löste in der Zeit der Liebe die „Judith“ und „Genoveva“ aus, zur Zeit der Ablösung die „Maria Magdalena“, „Julia“ und „Das Trauerspiel in Sizilien“, der Bund mit Christinen „Herodes und Mariamne“, das Fragment „Die Schauspielerin“, „Gyges und sein Ring“, sowie endlich die „Nibelungen“-Trilogie.

[1]) Derselbe Mann, der ins Tagebuch schrieb: „Trage deine Mutter auf den Armen, wenn ihr die Beine versagen; sie trug dich im Schoße, als du noch keine hattest,“ warf ein andermal die Frage auf: „Darf man denn unter gewissen Umständen seine Mutter nicht verachten?“

Wie Dramenstoffe aus seinen persönlichen Erlebnissen herauswuchsen, will ich an zwei Exempeln darstellen: Der „Genoveva" und der „Schauspielerin". Daß zu der ersteren ihm Elise gesessen, bekennt er selber: „Mir ist noch kein menschliches Wesen von so wunderbarer, himmlischer Harmonie vorgekommen als sie. Ich hätte ohne sie die ‚Genoveva' nicht schreiben können." Das Drama „entstand in fieberischer Hitze und Eile. Zu manchem Akte brauchte er nicht mehr als acht bis zehn Tage. Er aß zuweilen nicht zu Mittag, um nicht die wichtigsten Szenen, wie er sich einmal gesprächsweise gegen Kuh ausdrückte, mit der Suppe zu ertränken und mit dem Fleische zu ersticken. Bilder und Stimmungen der Vergangenheit und Gegenwart sammelten sich mit der wilden Hast aufbrechenden Kriegsvolkes um die rührende Legendengestalt". Mit dem Plane zu diesem Drama hatte Hebbel sich schon in München getragen, aber erst, daß er in Hamburg Elisen mit Emma Schröder treulos geworden, blies dem langgehegten Vorwurfe schöpferischen Atem ein. „Er sah sich mit einem Male in ähnlicher Lage wie den vor ihm einst aufgestiegenen Golo, er sah sich in ähnliche Widersprüche verstrickt. Seine Adern schwellte die nämliche dunkle Leidenschaft, die er sich bei Golo vorgestellt, sein Gehirn wurde von der nämlichen Feuerglut überströmt, in der die Gedanken seines geträumten Golo untergetaucht waren; er hatte sich qualvoll und unvermerkt zum Doppelgänger seines Helden heraufgelebt. An die Stelle des Verrats, den der sagenhafte Schloßverwalter gegen seinen Freund begeht, war Hebbels tatsächliche Treulosigkeit, welche, wie jener Verrat, auf ein Naturrecht sich stützen und auf eine verhängnisvolle Fügung hinweisen durfte. Das Seelenantlitz Elisens, ihre Ergebung in jedes Mißgeschick, die wie ein segenspendendes Wasser sanft rieselnde und nährende Güte dieses Mädchens, ihren geduldigen Aufblick und ihre Opferfreudigkeit lieh er der Kirchenheiligen, während er in Golo all die Liebes- und Sinnenglut ergoß, welche die blühende Emma in ihm selber entfacht hatte. So spielte der Dichter gleichsam mit durchstochenen Karten. Goethe

züchtigte sich wegen seiner Schuld gegen Friederike in Clavigo — Hebbel vermehrte seine Schuld gegen Elise, indem er auf den Altar Genovevas die roten Blumen hinlegte, die in Emmas Garten gewachsen sind. Sein Hang zur psychologischen Analyse und sein eigener Rechtfertigungstrieb stießen zusammen wie zwei Helfershelfer, die nun beide einen Anschlag ins Werk setzten." An Wienbarg aber schrieb unser Dichter: „Das Stück ist aus sehr trüben und bitteren Gemütsstimmungen hervorgegangen; es ist eher ein aufgebrochenes Geschwür, als ein ‚objektives Werk'."

Wie wohl ihm trotzdem dieses dramatische Abreagieren tat, erweisen viele Stellen des Tagebuches: „Tränen des Dankes, nimm sie, Ewiger! Aus allen Tiefen meiner Seele steigt Genoveva hervor! Nur die Kraft, nur die Liebe — dann laß kommen, was da will!" „Heute morgen den ersten Akt der ‚Genoveva' beendet. Bin ganz zufrieden und glücklich." „Der größte Teil des zweiten Aktes ist fertig und ich fühl's, daß es etwas Rechtes wird. Über dies Gefühl geht nichts." „Heute schloß ich den vierten Akt, d. h. die Mittelszene, alles übrige, der Schluß besonders, war längst fertig und wurde von mir in einer Begeisterung, die mir Schlaf und alles raubte, vor drei Wochen geschrieben." „Ich habe mein innerstes Herzblut in das Stück hineingetan und bin nicht satt geworden, als ich daran schrieb." Die geheimsten Gedanken wider Elise aber verrät die Stelle: „O Genoveva, du machst mir viel Kummer! Lieben darf ich dich nicht und vernichten darf ich dich auch nicht!" Vermutlich wäre auch Golos Strafe minder grausam und schrecklich ausgefallen, hätte Hebbel nicht selber für allzu Böses zu sühnen gehabt. Für sein Verbrechen an dem Engel Elise war keine Strafe schwer genug — zumindest im Trauerspiele.

Noch durchsichtiger, ja mit Händen zu greifen, sind des Dichters allerpersönlichste Beziehungen zur „Schauspielerin". Ich gebe den Inhalt des wenig bekannten Fragments nach Werner wieder: „Eugenie hat sich durch einen Lebemann täuschen lassen, der es verstand, ihr Mitleid zu erregen, indem er seine Frau verleumdete und mit Selbstmord

drohte. Sie gab sich ihm mit ihrem ganzen geistigen Wesen hin, wenn sie auch physich nicht die Seine wurde. Eugenie fühlte sich so schuldig, als wenn sie Eduard ganz verfallen wäre, und wird darum nach der Entdeckung, daß sie getäuscht worden sei, aufs tiefste getroffen; sie sieht in Eduard einen Vertreter der männlichen Gemeinheit und will an seinem ganzen Geschlecht rächen, was der einzelne verbrach. Sie beschließt, unter dem Namen Eugenie Schauspielerin zu werden und durch Belebung der dämmernden Schattengestalten begrabener Dichter in der Rolle der Julien und Kleopatren das ganze verräterische Geschlecht hinzureißen und zu entzünden, Herzen zu brechen, bis sie dem verzweifelnden Anbeter den Namen des Elenden nennen und so Rache finden kann. Durch Eduard fühlt sie ihre Seele erstickt, sie hatte erfahren, daß der Lüge auf Erden Macht und Gewalt gegeben ist, wie der Wahrheit; nun soll durch die Lüge der Rollen, die sie spielt, das Geschlecht wie durch die Wahrheit des Gefühles verzückt und elend gemacht werden gleich ihr. Es kommt anders: zwar gelingt ihr Plan nur zu gut, sie malt die Gestalten mit Blut, sie gibt, ohne es zu wissen, im Schein die Wahrheit, aber sie ist nicht so kalt wie ihre Marmorbüste: sie lernt in Horst einen Mann anderer Art kennen. Eduard taucht wieder auf, umwirbt sie wieder, da er durch den Tod seiner Frau frei und unabhängig geworden ist, sie weist ihn zurück. Da rächt er sich, indem er unwillkürlich bestätigt, daß Eugenie ‚seine Witwe' sei, daß er sie besessen habe. Horst wird dadurch nicht wankend gemacht, sondern fordert Eduard zum Duell heraus, ohne den Besitz Eugeniens zu verlangen. Da lernt sie Männer wieder achten, da erkennt sie, daß ihr Horst doch mehr ist, als ein Mittel ihrer Rache, da gesteht sie vor Horsts Duell ihre Furcht und damit ihre Liebe für Horst. So hätte schließlich doch die Wahrheit über die Liebe gesiegt, die Liebe wäre das Zeichen geworden, unter dem sich die Begierde beugt." Von diesem Fragment urteilt Werner: „Uns scheint, als habe Hebbel diesmal seine Seele gar zu nackt gezeigt und sich im Stoffe vergriffen. Wäre das Stück

abgeschlossen und aufgeführt worden, dann hätten sich gewiß die Lästerzungen an allen Enden und Ecken gerührt und den Schein des Rechtes für sich gehabt.“

Es läßt sich nicht leugnen, daß Werners Anschauung hier zutreffend ist. Erwägt man, daß Christine Enghaus mit einem illegitimen Sohne in die Ehe mit unserem Dichter trat, der wieder an Elise ähnlich gehandelt wie Eduard an Eugenie, so dünkt mich Hebbels Seelenzustand samt aller Umbildung durch heimliche Wünsche hüllenlos gezeigt. Zunächst ist jenes ganze Fragment nur ein einziger Trost- und Rechtfertigungsversuch: Es ist gar nicht wahr, daß Christine gefallen, sie hat sich dem Verführer nur geistig ergeben und, wie Eduard in dem Fragment sagt: „Jedes Mädchen ist Witwe, es handelt sich nur darum, zum wievieltenmal.“ Auch Hebbel selber sühnt als Horst, was er als Eduard früher verbrochen: „Mein Geschlecht hat sich das Recht angemaßt, das deinige ungestraft beleidigen zu dürfen. Ich glaube nicht, daß die edleren Männer davon noch Vorteil ziehen wollen; ich will der erste sein, der es aufgibt und sich die Pflicht auferlegt, ein beleidigtes Weib zu rächen. Du sollst Männer wieder achten lernen!“ Gleichwohl kommt Hebbel von jenem Urproblem nicht los. So sehr er zum Schlusse der „Maria Magdalene“ die Ansicht vertreten: darüber kann ein Mann denn doch hinweg! und obgleich er bald nach der Eheschließung ins Tagebuch geschrieben: „Warum haben die Menschen gegen die Verbindung mit einem Mädchen, das ein anderer schon bis in die tiefste Seele hinein besaß, so wenig Abneigung und warum wird diese Abneigung gleich so groß, wenn der Körper mit ins Spiel gekommen ist?“ ruht er trotzdem nicht eher, als bis er die physische Ergebung seiner Frau in eine geistige umgewandelt — zumindest im Drama. So heißt es in den Notizen zum Fragment:

„Sie fielen?“

Nein! Ich hätte fallen können,

Und ich verhehl’ mir, ich verberg’s dir nicht!

Ist dies nicht gleich?

Und Werner meint ganz richtig: „In der verwitweten Jungfrau hätte Hebbel ein Gegenbild zu Klara und Julia, vielleicht auch zur Judith geschaffen. Geistig sollte sie durchmachen, was diese physisch erlebten, feiner, aber ebenso tief getroffen wie diese. Nur die Lösung wäre nun anders ausgefallen. Später hat dann Hebbel die Situation der Eugenie freilich mit starker Änderung dramatisch benützt, da er seine — Brunhild zeichnete.“ Bloß was dem Problem in letzter Linie zu Grunde liegt, durchschaut Werner nicht, daß hinter all jenen weiblichen Helden keine andere steckt, als Hebbels Mutter, die sich dem Vater ergeben hatte, statt — auf ihren Liebling Friedrich zu warten. Damit aber haben wir den Kernkomplex unseres Dichters berührt, den er in einer Fülle von Fassungen abwandelt, nicht zuletzt in dem Mädchen, das sich dem Manne ohne Liebe ergibt oder mindest ohne Ehe. Weil jener Gedanke Hebbel gar so unleidlich war, darum kommt er stets wieder auf ihn zurück in der Judith, in Klara und Julia, bis endlich Brunhild sich Gunther weigert und erst durch Siegfrieds überlegene Stärke dem Gatten bezwungen wird[1]). Nach Erkenntnis des Betruges freilich wird sie wieder kalt und Gunther seines Sieges nicht froh.

Wohin wir auch blicken, kommen wir vom entscheidenden Elternkomplex bei Hebbel nicht los. Er ist das Urthema, das ihn zeitlebens blutheischend verfolgte, bis er es in einer Reihe von Dramen von der Seele zu wälzen mindestens versuchte.

[1]) Man sehe darin keinen Widerspruch zu einer früheren Behauptung, der Vater solle in Siegfrieds Gestalt dem Knaben die sonst unerreichbare Mutter bezwingen. In der Phantasie des Kindes und ebenso im Drama, das ja nur eine Dichtereinbildung darstellt, haben beide Lösungen nebeneinander Platz.

8. Kapitel.

DAS UNBEWUSSTE, DIE TRÄUME UND DIE RELIGION BEI HEBBEL.

I.

Wer Hebbel bewundern und lieben lernen will, ohne immer wieder gestört zu werden durch ausgeklügelte Sexualprobleme, der muß ihn in seinem Tagebuch studieren. Dort wird er den ganzen Reichtum des Dichters, die Fülle seiner Ideen und merkwürdigen Verknüpfungen, den bohrenden Tiefsinn und vor allem eine Reihe von Erkenntnissen finden, welche die moderne Psychologie des Unbewußten erst wieder entdeckte. Kein zweiter Poet — man darf es heute ruhig aussprechen — hat so viel vom Unbewußten verstanden und seinen Beziehungen zur Dichtkunst und zum Liebesleben als Friedrich Hebbel. Von diesem seinen Wissen, durch das er den Zeitgenossen in manchen Punkten fast um ein volles Jahrhundert voraus war, wollen die folgenden Zeilen berichten.

Kaum hatte der Jüngling die Universität bezogen, so notiert das Tagebuch: „Cogito, ergo sum; bin ich nicht viel mehr in Gewalt des in mir Denkenden, als dieses in meiner Gewalt ist?“ Und zwei Jahre später: „Es ist wahrlich noch die Frage, ob es ein inneres Leben, d. h. ein bewußtes, denn das unbewußte ist doch nicht sowohl Leben, als Lebensnahrung, gibt.“ Endlich nach der Lektüre von „Emilia Galotti“: „Das Bewußtsein hat an allem wahrhaft Großen und Schönen, welches vom Menschen ausgeht, wenig oder gar keinen Anteil; er gebiert es nur, wie eine Mutter ihr Kind, das von geheimnisvollen Händen in ihrem Schoße ausgebildet wird, und das, ob es gleich Fleisch von ihrem Fleische

ist, ihr dennoch in unabhängiger Selbständigkeit entgegentritt, sobald es zu leben anfängt. Der Handwerker weiß allerdings mit Bestimmtheit, warum er jetzt zum Hammer und jetzt zum Hobel greift, aber er macht auch nur Tische und Stühle. Das Bewußtsein ist nicht produktiv, es schafft nicht, es beleuchtet nur wie der Mond; die Philosophie beweist nicht gegen diese Behauptung, denn sie entwickelt nichts als sich selbst, sie zeugt nur ihre eigenen Prozesse." Darum sei die „Emilia Galotti" „trotz ihres reichen Gehaltes dennoch kein Gedicht. Man könnte sich vielleicht so ausdrücken: es erreicht das Ziel der Poesie, insofern dies ein allgemeines sein mag, aber es geht nicht den Weg der Poesie; der Dichter schulmeistert das Musenroß und es treibt im ganzen freilich, wohin er will, aber im einzelnen immer entweder zu weit oder nicht weit genug. Gerade dies ist der Punkt, worin der echte Dichter sich von seinem nächsten Nachbar, der Lessing gewiß war, unterscheidet; bei jenem ist die Begeisterung heiliges Feuer, das vom Himmel fällt und das er gewähren läßt; bei diesem ist es ein Flämmchen, welches er selbst anmacht und welches nun, je nachdem die Stoffe sind, womit er es ernährt, bald nur kümmerlich schleicht, bald aber gar zu breit und ungestüm aufleckt. Bei einer solchen Flamme kann man löten und schmieden, aber die Sonne mit ihrer linden, unsichtbaren Glut muß wirken, wenn Bäume und Blumen entstehen sollen".

Nie wird er müde, Bedeutung und Überlegenheit des Unbewußten herauszustreichen, in ihm das eigentliche Ich zu erblicken. „Das Leben ist eine Plünderung des inneren Menschen," „Leben ist Erwachen," „Das Genie ist Bewußtsein der Welt," „Die meisten Menschen täuschen sich über sich und andere, weil sie die Vernunft für die schaffende und leitende Macht halten, da sie doch nur die erhaltende und korrigierende ist." Voll Bewunderung zitiert er ein „außerordentlich schönes Wort" seiner Frau: „Ich besehe mich nach innen, wenn ich nachmittags so dämm're." Die klare Erkenntnis, daß der Grundbau jedes Unbewußten in unserer Kindheit aufgerichtet werde, gibt ihm den „dummen Ein-

fall“ unter, „statt älter, immer jünger zu werden! Und doch ist dies die tiefste Notwendigkeit im Leben“. Dabei ist er keinen Augenblick im Zweifel, daß dort im Unbewußten niedergehaltene Dämonen hausen. „Vor mancher Gefühlsanalyse schaudere ich,“ „Das Leben der meisten ist ein Fliehen aus sich selbst heraus,“ „Der Begriff seiner selbst ist der Tod des Menschen,“ „Der Fall mit der Sphinx wiederholt sich Tag für Tag. Das Rätsel, das du nicht lösen kannst, zerstört dich.“ Und trotz alledem notiert er aus tiefstgewonnener Erkenntnis: „Der erste Segen, der dem Menschen zu teil werden kann, ist, möglichst lange ein Kind zu bleiben.“

Es ist für den Seelenforscher ein hoher Genuß, unseren Dichter zu verfolgen, wie er sein Innerstes zergliedert und durchschaut. So erzählt er einmal: „Es ist unbegreiflich, aber wahr, wie man sich im Traum in mehrere Persönlichkeiten auflös't, so kann man sich auch im Wachen in zwei Wesen zerspalten, die wenig voneinander wissen, in eins, welches Fragen stellt, und in ein anderes, welches sie beantwortet. Dies fällt mir eben jetzt, wo ich bei heftigem Kopfweh in der Dämmerung auf und ab gehe und mir Selbstunterhaltung abzwinge, zum erstenmal lebhaft auf. Dabei fällt mir weiter ein, daß man dies wohl Nachdenken (einen Prozeß, den ich bisher nicht zu kennen glaubte) nennt. Die Sprache begräbt oft die Sachen; sie bezeichnet so obenhin und man meint, es sei nichts weiter dabei zu denken.“ Hier möchte ich als besonders charakteristisch hervorheben, daß der Grübler Hebbel das Nachdenken nicht zu kennen glaubte, so unmittelbar und mühelos brach ihm das Unbewußte meist durch. Eine ähnliche Spaltung der Persönlichkeit beschreibt er aus einer Todeskrankheit: „Dummer Zustand zwischen Schlafen und Wachen, wo ich mich selbst als Zweiheit empfand: es war mir nämlich so, als ob mein geistiges Ich für sich existierte, aber doch ganz ungemein von dem heruntergekommenen Körper molestiert ward; der Körper kam mir völlig vor, wie ein überaus unbehilflicher und unartiger König mit einem dicken Bauch; ich sagte zu mir selbst, wenn ich mich vergebens umzuwenden suchte:

der Alte will nicht u. dgl." Auch die Tagebuchstelle gehört hieher: „Einer, der, wenn er etwas erlebt, sich dessen immer nur zu erinnern meint."

Wie scharf der Dichter das Entstehen von Bildern und Gedanken an sich selber beobachtet, dafür existiert eine Reihe von Zeugnissen. So ruft er aus: „Wer doch den wunderbaren Zeugungs- und Sichernährungsprozeß des Geistes darstellen könnte! Eine Idee erwacht, ein Wort kommt ihr entgegen und schließt sie ein, beide bedingen und beschränken sich gegenseitig. Die Idee ist das frische Leben des einzelnen, das Wort das abgezogene Leben der Gesamtheit, das feinste Sublimat von beiden verfliegt aber, indem sie sich berühren, schlägt in den Geist zurück und dient ihm als Speise." Und noch wenige Monde vor seinem Tode, als er in Gmunden Solenbäder nahm, berichtet das Tagebuch: „Vorher schrieb ich meiner Frau einen Brief über Geselligkeit und gesellige Leute. Als ich zurückkam, tief in meinen Überrock eingeknöpft, begegnete mir einer von der noblen Klasse und ich rief: Der wird nun über dich herfallen, wie das Faultier über den grünen Baum! Es geschah zufällig nicht, aber der Prozeß, aus dem dieser Gedanke hervorging, wurde mir merkwürdig. Bis zum vergleichenden Wie war er natürlich, als sich ganz von selbst verstehend, beim Anblick des bedrohlichen Individuums auf der Stelle da und wurde auch laut ausgesprochen. Beim Wie stockte die Zunge, augenblicklich aber schloß das ergänzende Bild nach, ohne daß die Genesis desselben vorher ins Bewußtsein gefallen wäre. Das geschieht auch nie, aber in diesem speziellen Fall ist der Ideenassoziation, die das Bild erweckte, vielleicht mit Bestimmtheit nachzukommen. Das Faultier tötet den Baum, auf den es sich setzt, wenigstens für einen Sommer, und der langweilige Mensch denjenigen, an den er sich hängt, wenigstens für eine Stunde oder für einen Tag. So decken sich diese beiden analogen Erscheinungen der physischen und der intellektuellen Welt für die Phantasie in dem Punkte, der für sie der wesentliche ist, vollständig und müssen sich darum auch gegenseitig hervorrufen. Dieser Prozeß wird aber immer statt-

finden, wenn er sich auch nur selten so klar in seine einzelnen Momente auflösen lassen mag."

Der Wertschätzung seines Unbewußten entspringt auch der Glaube unseres Dichters an wunderbare Ahnungen, Hellsehen, Vorempfindungen und Geister. Besonders war dies in München der Fall unter dem Einfluß seiner Universitätslehrer. „Der Nachdruck," meint Kuh, „den Schelling auf das Symbolische, Anonyme, Visionäre legte, und Görres Beschäftigung mit den Nachtseiten und Halluzinationen der menschlichen Natur brachten den auf das Rätselhafte gerichteten Sinn unseres Freundes in mächtige Schwingung. Der Gedanke an das Unbegreifliche im Weltlaufe und im Menschendasein durchspann seine ernsten Betrachtungen. Seherhafte, verzückte, geistig trunkene Gestalten der Geschichte wie der Sage, regten ihn am lebhaftesten auf, ungewöhnliche Krankheitserscheinungen, wie der Somnambulismus oder wie der ungeheuerliche Sinnentaumel orientalischer und römischer Despoten, sprachen sein Nachdenken am stärksten an. So verzeichnet er in sein Tagebuch das Wort Görres: daß die Hellsehenden vom Gesetz der Schwere entbunden seien; so erweckte in ihm dessen Bemerkung: daß Alexander des Großen Leben unter dem Zweifel verstrich, ob er ein Sohn König Philipps oder Jupiter Ammons sei, die Idee zu einer Tragödie. ‚Zustände der Art sind einzig', meint er, ‚und das Unermeßliche ist in ihrem Gefolge.'"

Wie klar er trotz alledem gesehen, beweist eine Tagebuchnotiz nach der zweiten Lektüre von Kerners „Seherin von Prevorst": „Unser Ahnen, Glauben, Vorempfinden pp. haben wir bis jetzt nur als den Beweis für die Existenz einer uns in ihrer Realität noch unfaßbaren, außer uns vorhandenen Welt in Anwendung gebracht; mir sind sie mehr, sie sind mir zugleich die ersten Pulsschläge einer noch schlummernden, in uns vorhandenen Welt." Ohne etwas in Abrede stellen zu wollen, was Kerner von seiner Kranken erzählt, hebt er doch hervor, daß „die Seherin in ihrer Geisterwelt auch nicht das geringste, was nicht schon längst vorher in Millionen Köpfen gespukt hatte, entdeckt, sondern die

alten gewohnten Gestalten bloß koloriert. Sie steht physisch als eine einzige Erscheinung da; dies würde mithin unbegreiflich sein, wenn sie wirklich mit geistigem Auge geschaut und nicht bloß phantastisch geträumt hätte pp.“ Daß sein Geisterglaube direkt die Folge der Empfindung seines Unbewußten ist, erweist uns die Stelle des Tagebuches: „Ich bin überzeugt, wenn ich jetzt jenen unheimlichen Geisterschauder, wie ihn nicht Bücher, nicht gespenstische Örter, nicht die Mitternachtsstunde in meiner Brust hervorrufen, empfinde, so ist mir ein Geist nah.“ Sein Freund „Rousseau glaubt zuweilen zu empfinden, er müsse Herr über irgend einen Geist sein“ und von dessen blödsinnigem Bruder meint der Dichter: „Wie wohl solche Menschen gegen die Geisterwelt stehen, ob sie nicht vielleicht manches empfinden, fühlen und sehen, was ihr angehört und uns verschlossen ist, was sie aber, eben weil sie diese Welt (die unsrige) so wenig kennen, ihr zurechnen.“ Auch die Nutzanwendung auf die Poesie macht er ganz richtig. „Wir Menschen sind des Grauens und der Ahnung nun einmal fähig; es ist dem Dichter daher gewiß erlaubt, sich auch solcher Motive zu bedienen, die er nur diesen trüben Regionen abgewinnen kann. Aber zweierlei muß er beobachten: Er darf hier erstlich, weniger wie jemals, ins rein Willkürliche verfallen, denn dann wird er abgeschmackt. Dies vermeidet er dadurch, daß er auf die Stimme des Volkes und der Sage horcht und nur aus denjenigen Elementen, welche sie, die der Natur alles wirklich Schauerliche längst ablauschten, geheiligt haben. Er muß sich zweitens hüten, solche Phantasiegebilde zu erschaffen, die nur einen einzelnen Menschen, etwa den, welchen er, um sie nur überall in Tätigkeit zu setzen, in seinem Gedicht damit in Verbindung bringt, etwas angehen. Nur die Gestalt flößt Grauen ein, die mich selbst irgendwo verfolgen kann; nur den gespenstischen Kreis fürchte ich, vor dessen Wirbel ich nicht gesichert bin.“ Ähnlich wirft er ein andermal die Frage auf: „Wie weit gehört das Wunderbare, Mystische in die moderne Dichtkunst hinein?“ und beantwortet sie: „Nur soweit es elementarisch bleibt, d. h. die dumpfen,

ahnungsvollen Gefühle und Phantasien, auf denen es beruht, und die vor etwas Verstecktem, Heimlichen in der Natur zittern, vor einem ihr innewohnenden Vermögen, von sich selbst abzuweichen, dürfen angeregt, sie dürfen aber nicht zu konkreten Gestalten, etwa Gespenster- und Geistererscheinungen verarbeitet werden, denn dem Glauben an diese ist das Weltbewußtsein entwachsen, während jene Gefühle selbst ewiger Art sind." Endlich achtet Hebbel selber bei der Abreise von München 1839 fortwährend auf günstige und ungünstige Zeichen, und als er in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" von einer gelähmten Gräfin liest, die durch den Rock des Heilands den Gebrauch ihrer gichtbrüchigen Glieder wieder erlangt hatte, zweifelt er nicht nur keinen Augenblick, sondern leistet sich sogar den Ausspruch: „Also seit langem wieder das erste Wunder! Und jedenfalls ein Zeichen!"

Wie Professor Freud in der populärsten seiner Schriften, „Zur Psychopathologie des Alltagslebens", nachweisen konnte, liegt eine der Wurzeln des Aberglaubens darin, daß der ihm Anhangende zwar dunkel fühlt, sein psychisches Geschehen sei genau determiniert, es gebe also keine seelischen Zufälligkeiten, doch dieser Erkenntnis nimmer bewußt wird. Weil aber die Tatsache jener Determinierung nach einem Platz in seiner Anerkennung drängt, ist er geneigt, sie durch Verschiebung irgendwo in der Außenwelt unterzubringen. Statt also zu sagen: es gibt einen äußeren, realen Zufall, aber keine innere psychische Zufälligkeit, mißt er, da er dieser psychischen Determinierung nicht inne wird, dem äußeren Zufall ganz besondere Bedeutung bei und meint, daß durch ihn ein Verborgenes sich ankünde. Tatsächlich kündigt sich auch ein Verborgenes also an, nur nicht im Zufall und nicht in der Außenwelt, sondern einzig und allein in seinem eigenen Unbewußten. Der Aberglaube ist also nichts anderes als in die Außenwelt projizierte Psychologie des Unbewußten.

Man sieht, wie nahe sich der Freudsche Gedankengang mit der Erklärung Hebbels berührt: „Unser Ahnen, Glau-

ben, Vorempfinden pp. haben wir bis jetzt nur als Beweis für die Existenz einer uns in ihrer Realität noch unfaßbaren, außer uns vorhandenen Welt in Anwendung gebracht; mir sind sie mehr, sie sind mir zugleich die ersten Pulsschläge einer noch schlummernden, in uns vorhandenen Welt." Und nur weil der Dichter in einem Jahrhundert lebte, da jene Psychologie des Unbewußten noch gar nicht erforscht war, blieb er in den Anfängen der Erkenntnis stecken, so daß der unverstandene Rest genügte, ihn Zeit seines Lebens bis zu einem gewissen Grade abergläubisch zu machen.

Wir vernahmen schon oben, daß Hebbel die Beziehungen des Wahnsinnes zum Unbewußten vermutete. Just weil dem Irren unsere bewußte Welt verschlossen, ahne er vielleicht um so mehr von der Geister-, i. e. der Welt des Unbewußten. Er nennt sie einmal „die innere Lichtwelt eines Wahnsinnigen". Aus dem Tagebuch eines Arztes zitiert der Dichter: „Es war fast immer von glücklichem Erfolg, wenn ich dem Benehmen eines Wahnsinnigen einen Beweggrund unterschob," was er mit dem Zusatz „Begreiflich!!" versieht. In Pfisters Kriminalfällen findet er die Redensart erwähnenswert „sie hat sich hintersonnen" für „sie ist wahnsinnig geworden". Auch erklärt er durchaus zutreffend: „Die Ideenverbindungen scheinen im Wahnsinnigen unter dem Gesetz des Widerspruches zu stehen." Einem Briefe an Elise entnehme ich noch: „Der Wahnsinn ist nur als Zustand an sich, und insoweit er über das Menschliche hinausgeht, furchtbar. Der Wahnsinnige fühlt keine Schmerzen, so wenig körperliche als geistige, und er steht jener Welt vielleicht näher als wir alle. Das geistige Vermögen kann nicht untergehen und deswegen auch nicht gestört werden; nur das Band zwischen Körper und Geist kann locker werden." Endlich hat in der „Maria Magdalene" der Wahnsinn aus der Frau des Kaufmanns Wolfram die wahre Natur herausgeholt. Sie, die in gesunden Tagen durch Überkompensation „die edelste, mitleidigste Seele von der Welt war, ist jetzt boshaft und schadenfroh geworden und jauchzt und jubelt, wenn vor ihren Augen ein Unglück geschieht". Der infantile Ur-

sprung verrät sich in der Art, wie „sie Sachen im Hause auf die Seite bringt, Geld versteckt und Papiere zerreißt".

Die Brutstätte jedweder großer Tat, des genialen Gedankens wie des poetischen Gedichtes, ist Hebbel gleichmäßig das Unbewußte. Darum auch das Plötzliche ihres Hervortretens und die völlige Unabänderlichkeit. „Selbst eine große Tat kommt dem Menschen wie eine poetische Idee," heißt es einmal im Tagebuch. „Das Naive (Unbewußte) ist der Gegenstand aller Darstellung." „Den poetischen und genialen Gedanken (beides ist in der Bedeutung eins) unterscheidet von jedem anderen die Unmittelbarkeit, mit der er hervortritt, und die Unveränderlichkeit, mit der er sich fixiert." Nie wird er müde, diese Ursätze alles poetischen Schaffens in verschiedener Beleuchtung abzuwandeln. „Die echte Poesie dringt aus der Seele wie das heiße Blut aus der Ader, die es selbst aufsprengte;" „Dichten heißt sich ermorden;" „Bei einem großen Dichter hat man ein Gefühl, als ob Dinge emportauchten, die im Chaos stecken geblieben sind;" „In die dämmernde, duftende Gefühlswelt des begeisterten Dichters fällt ein Mondstrahl des Bewußtseins und das, was er beleuchtet, wird Gestalt." Nur darf das Bewußtsein nicht mehr als fixieren und höchstens noch ordnen, was es vom Unbewußten erlauschte. „Ob die Idee den Dichter überwältigt oder der Dichter die Idee, davon hängt alles ab." Und von Walter Scott meint er: „Merkwürdig und bezeichnend ist vor allem die Art, wie Scott sich der stoffartig-poetischen Elemente, der Sagen, Träume, Ahnungen pp. bedient; er weiß sie mit prächtiger Hand zu packen und aufs Geschickteste in den Gang des Ganzen zu verweben, aber er besprengt sie immer vorher wohlbedächtig mit dem kalten Wasser des Verstandes und erschwert sich dadurch die Wirkung, die er zuletzt doch hervorzubringen weiß." Hebbel selber klagt einmal: „Warum vermag der Wille doch im Ästhetischen so ganz und gar nichts!" und ein andermal wieder: „Wunderlich eigensinnige Kraft, die sich jahrelang so tief verbirgt, wie eine zurückgetretene Quelle unter der Erde, und die dann, wie diese, plötzlich und oft zur unbequem-

sten Stunde wieder hervorbricht.“ So unbedingt aber gab er sich dann seinem Innenleben hin, daß er beim Dichten auch im ungeheizten Zimmer niemals fror. „Denn dann bin ich unempfindlich für äußere Einflüsse, obgleich die innere Erhitzung meistens mit einem Schnupfen endet.“

Zweimal hat sich der Dichter einläßlicher ausgesprochen über die Tätigkeit des Bewußten und Unbewußten im künstlerischen Schaffen. Das erstemal im Tagebuche: „Worin besteht die Naivität in der Kunst? Ist es wirklich ein Zustand vollkommener Dumpfheit, in dem der Künstler nichts von sich selbst weiß, nichts von seiner eigenen Tätigkeit? Das ist unmöglich, denn wenn er nicht erkennt oder fühlt: dieser Zug ist tief, dieser Gedanke ist schön, warum zeichnet er den einen hin, warum hält er den anderen fest? Die Frage wird wohl am einfachsten so beantwortet. Unbewußterweise erzeugt sich im Künstler alles Stoffliche, beim dramatischen Dichter z. B. die Gestalten, die Situationen, zuweilen sogar die ganze Handlung, ihrer anekdotischen Seite nach, denn das tritt plötzlich und ohne Ankündigung aus der Phantasie hervor. Alles übrige aber fällt notwendig in den Kreis des Bewußtseins.“

Noch schärfer präzisiert er in einem Brief an Engländer vom 1. Mai 1863: „Sie wollen an den Dichter glauben wie an die Gottheit; warum so hoch hinauf, in die Nebelregion hinein, wo alles aufhört, sogar die Analogie? Sollten Sie nicht weiter gelangen, wenn Sie zum Tier hinuntersteigen und dem künstlerischen Vermögen die Mittelstufe zwischen dem Instinkt des Tieres und dem Bewußtsein des Menschen anweisen? Da sind wir doch im Bereich der Erfahrung und haben Aussicht, durch die Anwendung zweier bekannter Größen auf eine unbekannte etwas Reales zu vermitteln. Das Tier führt ein Traumleben, das die Natur unmittelbar regelt und streng auf die Zwecke bezieht, durch deren Erreichung auf der einen Seite das Geschöpf selbst, auf der anderen aber die Welt besteht. Ein ähnliches Traumleben führt der Künstler, natürlich nur als Künstler, und wahrscheinlich aus demselben Grunde, denn die kosmischen Gesetze dürften nicht

klarer in seinen Gesichtskreis fallen, wie die organischen in den des Tieres und dennoch kann er keines seiner Bilder abrunden und schließen, ohne auf sie zurückzugehen. Warum sollte nun die Natur nicht für ihn tun, was sie für das Tier tut. Sie werden aber auch überhaupt finden, um tiefer auszugreifen, daß die Lebensprozesse nichts mit dem Bewußtsein zu tun haben, und die künstlerische Zeugung ist der höchste von allen; sie unterscheiden sich ja eben dadurch von den logischen, daß man sie absolut nicht auf bestimmte Faktoren zurückführen kann. Wer hat das Werden je in irgend einer seiner Phasen belauscht und was hat die Befruchtungstheorie der Physiologie trotz der mikroskopisch-genauen Beschreibung des arbeitenden Apparates für die Lösung des Grundgeheimnisses getan? Kann sie auch nur einen Buckel erklären? Dagegen kann es keine Kombination geben, die nicht in allen ihren Schlangenwindungen zu verfolgen und endlich aufzulösen wäre; das Weltgebäude ist uns verschlossen, zum Tanz der Himmelskörper können wir allenfalls die Geige streichen, aber der sprossende Halm ist uns ein Rätsel und wird es ewig bleiben. Sie hätten daher vollkommen recht, Newton auszulachen, wenn er ‚das naive Kind spielen' und behaupten wollte, der fallende Apfel habe ihn mit dem Gravitationssystem inspiriert, während er ihm recht gern den ersten Anstoß zum Reflektieren über den Gegenstand gegeben haben kann, wogegen Sie Dante zu nahe treten würden, wenn sie es bezweifeln wollten, daß ihm Himmel und Hölle zugleich beim Anblick eines halb hellen, halb dunklen Waldes in kolossalen Umrissen vor der Seele aufgestiegen seien. Denn Systeme werden nicht erträumt, Kunstwerke aber auch nicht errechnet, oder, was auf das nämliche hinausläuft, da das Denken nur ein höheres Rechnen ist, erdacht. Die künstlerische Phantasie ist eben das Organ, welches diejenigen Tiefen der Welt erschöpft, die den übrigen Fakultäten unzugänglich sind, und meine Anschauungsweise setzt demnach an die Stelle eines falschen Realismus, der den Teil für das Ganze nimmt, nur den wahren, der auch das mit umfaßt, was nicht auf der Oberfläche liegt."

Dem Hineinhorchen in sein Unbewußtes entsprach auch die Art seines Dichterschaffens. Darüber berichtet Emil Kuh: „Den produzierenden Hebbel erblicken, war das Bild eines Traumwandelnden sehen. Sein Antlitz hatte alsdann den leidenden Ausdruck des Beseligten. Er neigte sein Haupt tief herab, wie eine dem warmen Sommerregen hingegebene Pflanze. Die Arme vor der Brust ineinander gelegt, hin und wieder das Lächeln oder die Trauer des schauenden Menschen um den Mund, so schritt er durch die Straßen Wiens, durch das Gehölz des Praters oder durch die Laubgänge des Augartens, gleichviel ob das klare Licht des Spätherbstes sie vergoldete, oder feuchte Oktobernebel sie verschatteten oder überrieselten. Sogar das Teufelswetter dieser Jahreszeit konnte ihm nichts anhaben, wenn er im Bildersegen untergetaucht war. Das Gewühl und Getöse der Großstadt störte den visionären Spaziergänger niemals und die berüchtigte Windsbraut Wiens, wie sie auch in den Baumkronen der gewaltigen Praterbäume wühlte und knirschte, weckte ihn nicht aus seiner Weltvergessenheit auf. Sprach ihn aber jemand an, dann entfuhr ihm der heftigste Laut der Abwehr. Manchmal überhörte er die Anrede und schwankte, leise singend, vorbei. Das entstehende Gedicht kam ihm nämlich immer mit einer Melodie [1]). Ich habe diese seltsamen Summtöne zuweilen vernommen, wenn ich zufälligerweise hinter ihm herging. Dann und wann trat er in einen Hausflur und notierte rasch das Empfangene, meistens jedoch brachte er alles unaufgeschrieben heim, einmal hundert Verse, die er frei aus dem Kopfe kopierte. Seine Originalmanuskripte sind von einer Sauberkeit, als ob es Abschriften wären."

Für Hebbel war Dichten ein unumgängliches Sich-Entäußern, das Abreagieren seines quälenden Ichs, die einzige Möglichkeit, dem Schrecken des Unbewußten zu entfliehen. So schreibt er einmal an Elise über Oehlenschläger: „Wenn dieser herzensgute und glückliche Mann doch nur

[1]) Hebbel selber schrieb einmal: „Ich höre immer Musik, wenn ich an einer bedeutenden Szene arbeite," weshalb er auch glaubte, daß „alle Künste nur verschiedene Ausläufer einer und derselben Urkraft sind."

eine Vorstellung davon hätte, wie es in Geistern hergeht, die nicht ihre Phantasiegebilde gestalten, sondern die Angst und das Sehnen ihres Herzens in Symbole kleiden!" Ähnlich in einer kritischen Arbeit: „Alle Kunst ist Notwehr des Menschen gegen die Idee, wie ja schon, um ins Besonderste hinabzusteigen, jede ernste dichterische Schöpfung aus der Angst des schaffenden Individuums vor den Konsequenzen eines dunklen Gedankens hervorgeht; was aber dem Künstler sein Werk, das ist der Menschheit die Kunst." Und endlich im Tagebuch: „Daß Shakespeare Mörder schuf, war seine Rettung, daß er nicht selbst Mörder zu werden brauchte. Und wenn dies, einer solchen Kraft gegenüber, zuviel gesagt sein könnte, so ist doch sehr gut eine gebrochene Dichternatur denkbar, bei der das in anderen Menschen gebundene und von vornherein ins Gleichgewicht gebrachte, im Künstler aber entfesselte und auf ein zu erringendes Gleichgewicht angewiesene elementarische Leben unmittelbar in Taten hervorbräche, weil die künstlerischen Produktionen in sich ersticken oder in der Geburt verunglücken." In dem „Grenzboten" stand ein wunderlicher Artikel über Hebbel, dem prognostiziert ward, er müsse dereinst wahnsinnig werden. Darauf reagierte unser Poet: „Nein, da weiß ich's besser! Das wird nie geschehen, nie, ich fühle etwas von einem ehernen Reif im Kopf und habe in Todkrankheiten schon die Erfahrung gemacht, daß selbst die wilden Fieberphantasien das Bewußtsein in mir nicht überwuchern konnten, daß ich, wenn ich sie auch nicht ganz zu ersticken vermochte, sie doch innerlich bespöttelte und verlachte. Übrigens ist ein solches Urteil nicht ohne allen Grund[1]), indem es doch auf einiger Einsicht in die schöpferischen Prozesse des dichterischen Gei-

[1]) Vgl. dazu aus dem „Diamant": „Wer den Menschen zwingt, unter sich selbst hinabzuschauen und das schmale Fundament seines Daseins ins Auge zu fassen, um Rechenschaft davon zu geben, kann ihn für ewig verwirren," ferner aus dem Briefe an Elise vom 19. Dezember 1836: „Es ist zugleich unheimlich und gefährlich, wenn ein Mensch zum Fundament seines Wesens hinunter steigt, und er tut gar wohl, wenn er niemals daran rüttelt, denn drunten lauern die Finsternis und der Wahnsinn."

stes beruht und es nur darin versieht, daß es die befreiende Kraft des Vorstellungsvermögens, die doch im subjektiven wie im objektiven Sinne damit verbunden ist, nicht in Anschlag bringt. Ich habe es oft gesagt und werde nie davon abweichen: die Darstellung tötet das Darzustellende zunächst im Darsteller selbst, der das, was ihm bis dahin zu schaffen machte, durch sie unter die Füße bringt, dann aber auch für den, der sie genießt!“ Im Vorwort zur „Maria Magdalene“ heißt eine Stelle: „Selbst einsichtige Männer hören nicht auf, mit dem Dichter über die Wahl seiner Stoffe, wie sie es nennen, zu hadern, und zeigen dadurch, daß sie sich das Schaffen, dessen erstes Stadium, das empfangende, doch tief unter dem Bewußtsein liegt und zuweilen in die dunkelste Ferne der Kindheit zurückfällt, immer als ein, wenn auch veredeltes Machen vorstellen und daß sie in das geistige Gebären eine Willkür verlegen, die sie dem leiblichen gewiß nicht zusprechen würden.... Der Dichter hat keine Wahl, er hat nicht einmal die Wahl, ob er ein Werk überhaupt hervorbringen will oder nicht, denn das einmal lebendig Gewordene läßt sich nicht zurückverdauen, es läßt sich nicht wieder in Blut verwandeln, sondern muß in freier Selbständigkeit hervortreten und eine unterdrückte oder unmögliche geistige Entbindung kann ebenso gut wie eine leibliche, die Vernichtung, sei es nun durch den Tod oder durch den Wahnsinn, nach sich ziehen. Man denke an Goethes Jugendgenossen Lenz, an Hölderlin, an Grabbe.“ Und ins Tagebuch trägt er einmal ein: „Für so mancherlei, das sich in mir regt, bedarf ich eines Gefäßes, wenn nicht alles, was sich mir aus dem Innersten losgerissen hat, zurücktreten und mich zerstören soll.“

II.

Ich habe nie wieder einen Dichter gefunden, der mit solchem Interesse auf Träume achtet, eigene wie fremde, und ihnen so viel Beachtung zumißt wie Friedrich Hebbel. Er sammelt sie von Beppi und Elise, Christine und Baronin

Engelhofen, aus Lektüre und Dichtung, verwebt auch stets zumindest einen, nicht selten mehrere in jedes seiner Dramen und hebt in Gesprächen über Schopenhauer als eine von dessen höchsten Leistungen die Entwicklungen über den Traum hervor. Mit dem Denker erblickt er im Traumleben einen der metaphysischen Schlüssel. Er selbst aber dringt bisweilen ganz erstaunlich tief in das Verständnis des Traumes ein, dessen Symbolik, Deutung und Eigentümlichkeiten er, wenn schon nicht weiß, so doch mindestens ahnt. Wo ihm ein solches Verstehen gelungen, da deckt sich seine Erkenntnis durchaus mit den Erlebnissen der modernen, psychologischen, durch Freud inaugurierten Traumauslegung[1]).

Eh ich dies an einigen Beispielen erläutere, sei ein allgemeines vorausgeschickt. Man fühlt sich gar nicht selten versucht, die hohe Bewunderung, die dem Genius gezollt wird, auf die Tatsachen etwas abfärben zu lassen. Selbst ein Haeckel z. B. scheute sich nicht, in Goethe einen Vorläufer Darwins zu erblicken, der vieles schon klar vorausgesehen habe. Und welch ein profundes, umfassendes Wissen ward nicht einem Shakespeare in die Schuhe geschoben! Ich glaube, man tut unbeschadet aller berechtigten Bewunderung doch immer gut, sich streng an die nackten Tatsachen zu halten und dem Genie nicht unterzulegen, was er als Kind eines früheren Jahrhunderts nicht wissen konnte. In schwierigen Materien ist es schon Verdienst, eine große Wahrheit wenn auch nur von fern geahnt zu haben. Und Lionardos Versuche, die Luft zu durchfliegen, bleiben darum nicht minder bewundernswert, weil es zu seiner Zeit noch keine leichten Motoren gab. In den meisten Fällen wird sich bei strengem Forschen ergeben, daß es sich bestenfalls um ein Ahnen, nicht um ein volles Verstehen handelt. Kein Bewundern also, sondern eine vorsichtige Tatsachenprüfung wird eine richtige Wertschätzung geben.

[1]) Vgl. hiezu insbesondere „Die Traumdeutung" von Prof. Sigmund Freud, 3. Aufl. 1911, die den wissenschaftlichen Ausführungen dieses Kapitels zu Grunde liegt.

Bei Friedrich Hebbel findet sich nun gar manche Bemerkung, die aussieht, als wäre sie direkt den Schriften Freuds entlehnt. So heißt eine Stelle der Tagebücher: „Wenn sich ein Mensch entschließen könnte, alle seine Träume, ohne Unterschied, ohne Rücksicht, mit Treue und Umständlichkeit und unter Hinzufügung eines Kommentars, der dasjenige umfaßte, was er etwa selbst nach Erinnerungen aus seinem Leben und seiner Lektüre an seinen Träumen erklären könnte, niederzuschreiben, so würde er der Menschheit ein großes Geschenk machen. Doch so wie die Menschheit jetzt ist, wird das wohl keiner tun; im stillen und zur eigenen Beherzigung es zu versuchen, wäre auch schon etwas wert.“

Hier springt zunächst die außerordentliche Wertschätzung ins Auge, die Hebbel den Träumen im allgemeinen zuschreibt und die uns noch mehrfach beschäftigen wird. Er weiß auch, man müsse nicht bloß den manifesten Trauminhalt erzählen, und zwar wortgetreu und mit Umständlichkeit, sondern auch noch eine Erläuterung beifügen mit allem, was uns aus Leben und Lektüre zu jenem einfällt. Und endlich kennt er auch noch die allgemeine Scheu der Sterblichen, zu den „Müttern“ hinabzutauchen, und die noch größere, das also Erschaute der Welt zu verkünden.

Einige Aussprüche Hebbels erweisen, daß er sich bereits zur Erkenntnis durchrang, im Schlafe erwache das Längstvergessene, unbewußt Gewordene. „Alle Träume sind vielleicht nur Erinnerungen!“ heißt es einmal im Tagebuch. „Wenn wir schlafen, erwacht in uns der Gott!“ „Schlafen ist ein Hineinkriechen des Menschen in sich selbst.“ „Schlaf ist Zurücksinken ins Chaos.“ „Der Traum ist der beste Beweis dafür, daß wir nicht so fest in unsere Haut eingeschlossen sind, als es scheint.“ „Träumen — dumpf, da haben wir eine doppelte und dreifache Haut und können gar nicht heraus — heller und heller, da fällt eine Haut nach der anderen — erwachen — da entströmen wir uns selbst und sind nichts mehr für uns selbst!“ Also Hebbel weiß nicht nur, daß alte Erinnerungen im Traume erwachen, die wir

schon längst aus dem Bewußtsein drängten, sondern daß es auch mehrfache Schichtungen gibt im Unbewußten. Bis in Jugend und Kindheit führe der Traum uns häufig zurück, bis ins Unausgebildete, im Keime noch Ruhende, mit Unterdrückung der späteren Auflagerungen. „Der Traum löscht zuweilen eine ganze Zeile Lebens aus und führt den Menschen ganz so, wie er war, als ihm das hätte begegnen können, was der Traum ihm vorspiegelt, in eine fernere Vergangenheit zurück. So ging ich mit Alberti und wußte nichts von allem, was sich zwischen uns in Hamburg ereignet hat." Noch bezeichnender ist der Traum vom 6. August 1838: „Über Nacht träumte mir: ich arbeite im Dithmarschen einen Bericht in einer Armensache aus, in der ich ein Versehen begangen hatte. Dieselben ängstlichen Verhältnisse, die mich immer zwangen, alles über mich ergehen zu lassen und meine Rechtfertigung in meiner Brust zu verschließen; kein Gedanke an die gänzliche Veränderung meiner Lage. Die menschliche Seele ist doch ein wunderbares Wesen und der Zentralpunkt aller ihrer Geheimnisse ist der Traum[1]). Diejenigen Träume, welche etwas ganz Neues, wohl gar Phantastisches bringen, sind in meinen Augen bei weitem nicht so bedeutend, als diejenigen, welche die ganze Gegenwart bis auf die leiseste Regung der Erinnerung töten und den Menschen in das Gefängnis eines längst vergangenen Zustandes zurückschleppen. Denn bei jenem ist doch nur dasselbe Vermögen wirksam, worauf die Kunst und alles, was mehr oder weniger annähernd zu ihr heranführt, beruht und was man Phantasie zu nennen pflegt; bei diesen aber eine ganz eigentümliche, rätselhafte Kraft, die den Menschen im eigentlichsten Verstande sich selbst stiehlt und die ausgemeißelte Statue wieder in den Marmorblock einschließt."

Auch daß der Traum eine Wohltat bedeute und Wunscherfüllung, hat Hebbel zweifellos schon geahnt, wenn nicht

[1]) Vgl. dazu aus Freuds „Traumdeutung": „Die Traumdeutung ist die Via regia zur Kenntnis des Unbewußten im Seelenleben."

direkt gewußt. Schreibt er ja doch ins Tagebuch: „Sich schöne Träume zu bilden, mögen diese nun Realität haben oder nicht, ist doch immer ein herrliches Vergnügen der Menschheit.“ Und endlich, was die Wunscherfüllung am deutlichsten verrät: „Wie oft träumt man und weiß, daß man nur träumt. Aber man weiß auch, daß das Zimmer noch nicht geheizt, der Kaffee noch nicht gekocht ist, und träumt fort.“ Man schläft also weiter, bis sich sämtliche Wünsche einem erfüllen. Aus dem gleichen Verstehen stammen die Aussprüche: „Die Alten wollten aus dem Traum weissagen, was dem Menschen geschehen würde. Das war verkehrt! Weit eher läßt sich aus dem Traume weissagen, was er tun wird.“ „Der Traum ist die Pforte des Werdenden zum Seienden.“ „Jemanden verklagen, weil er niederträchtig von einem träumt. ‚Denn das setzt voraus, daß er niederträchtig von einem denkt.‘ “

Auch von den Darstellungsmitteln des Traumes und seiner Symbolik ist Hebbel einiges vertraut und noch mehr wird vermutet. „Das schönste Mädel wird vielleicht im Traum von dem schmutzigsten Kerl entehrt. Vielleicht träumt sie dann, daß die Blumenwiese sich unter ihr in einen Morast verwandelt.“ Und ein andermal noch deutlicher: „Wahnsinnige, verrückte Träume, die uns selbst im Traum doch vernünftig vorkommen: die Seele setzt mit einem Alphabet, das sie noch nicht versteht, unsinnige Figuren zusammen, wie ein Kind mit den 24 Buchstaben; es ist aber gar nicht gesagt, daß dies Alphabet an und für sich unsinnig ist.“ Hierin liegt zumindest ein ahnendes Verstehen der Traumsymbolik. Ebenso fallen dann unserem Dichter mancherlei Eigentümlichkeiten auf. „Wie seltsam ist, daß man von Gestorbenen so selten träumt!“ Oder: „Warum nur der Traum, der doch alles durcheinander wirft, dem jungen Menschen den alten nicht ebenso gegenüberstellt, wie die Erinnerung dem alten den jungen?“ Ferner: „Sie träumt nicht davon, woran sie denkt.“ Und endlich zitiert er noch Beppis Bemerkung: „Wenn ich, obgleich ich wache, nur die Augen nicht aufmache, so weiß ich noch, was mir geträumt hat, sonst nicht.“

Sogar die sekundäre Bearbeitung und die Traumzensur kennt Hebbel genau. Man lese z. B. die Abhandlung im Tagebuch vom 19. März 1838: „Über Nacht hatte ich einen Traum, der mir deswegen merkwürdig ist, weil er sich so oft (ich hatt' ihn schon früher mehreremal) in mir wiederholte. Mir träumte nämlich, ich hätte die Idee zu einem Gedicht. Sie gefiel mir sehr; ich ging, wie ich zu tun pflege, mit schnellen Schritten in meinem Zimmer auf und ab und trat zuweilen an den Schreibtisch, um die Verse, so wie sie entstanden, niederzuschreiben. Je mehr ich mich (ich fühlte dies deutlich, ohne mich dessen bewußt zu sein) dem Erwachen näherte, um so weniger war ich mit den Versen zufrieden und es kam mir zuletzt vor, als ob die Idee überhaupt nichts wert sei. Ich überdachte sie noch einmal und in derselben Minute, wo ich mich von ihrer Nullität überzeugte, erwachte ich, hatte nun aber doch nicht mehr die leiseste Ahnung von ihr, die mich doch noch kurz zuvor so lebhaft beschäftigt hatte. — Es ist mir (wenn man über Traumerfahrungen überall räsonieren darf, was ich bezweifle, da ich glaube, daß sie niemals rein in das Bewußtsein übergehen, weil sie in das Bewußtsein entweder durchaus nicht hineinpassen, oder weil doch der Akt des Erwachens ihnen einen fremdartigen Bestandteil beimischt, der sie gänzlich verändert), es ist mir schon oft vorgekommen, als ob sich die Seele in Träumen eines veränderten Maßes und Gewichtes bedient, wonach sie die Bedeutung der Dinge, die in und außer ihr vorgehen, bestimmt; sie wirkt auf die alte Weise, aber nicht bloß in anderen Stoffen und Elementen, sondern auch, wenn der Ausdruck erlaubt ist, nach einer anderen Methode. Hindernisse, mit denen wir wachend nicht in Gedanken zu kämpfen wagen, verfliegen im Traum vor dem Hauche des Mundes; an Armseligkeiten, denen wir wachend kaum die Ehre antun würden, sie zu umgehen, bricht sich im Traum unsere ganze Kraft[1]). Ebenso ist es mit Innerlich-

[1]) Hier sei aus einem Aufsatz, den Hebbel für die Reichszeitung schrieb („Mein Traum in der Neujahrsnacht 1849"), die folgende Stelle angefügt: „Der Schlaf ist nicht bloß in dem Sinne der Vermittler und

keiten; ich bin z. B. überzeugt, daß ich über Nacht nicht erwachte, weil ich wirklich einsah, daß die poetische Idee, die ich erfaßt hatte, nichts tauge, und weil also die Tätigkeit meiner Seele plötzlich stockte; ich bin gewiß, daß die sonderbaren Regungen des Selbstbewußtseins, die dem Erwachen immer vorhergehen und die uns den Traumzustand, in welchem wir uns befinden, mit mißtrauischen Augen bebetrachten lassen, die poetischen Operationen meiner Seele erstarrten und den eigentlichen Lebenskeim jener zarten Idee, wie plötzlich hinzudringende kalte Luft, töteten, so daß die Idee paralysiert wurde, w e i l ich erwachte. Ich glaube nicht, daß mich hier jemand, der nicht an sich selbst etwas ähnliches erlebt hat, verstehen würde, und doch ist mir dies alles klar, wie das Einmaleins." Zum Verständnis füge ich noch hinzu, daß die eingangs beschriebene kritische Abkühlung der Wirklichkeit entsprach. Ganz ebenso war unser Dichter zu Anfang von vielen seiner Gedichte begeistert, um sie dann später, bei kühlerem Blute, völlig zu verwerfen. Die Art, wie dies im Traume geschieht, offenbart ganz deutlich das Walten der Zensur, die gegen das Aufwachen immer stärker wird und es schließlich dahin bringt, daß jenes Gedicht ohne jede Spur vergessen wird. Wie H e b b e l endlich das Verhalten des Traumes gegenüber kleinen und großen Schwierigkeiten richtig durchschaut und ebenso die sekundäre Bearbeitung, bedarf wohl keiner weiteren Erklärung.

Ausgleicher der Welt, daß er die Dekrete des Gewissens rücksichtslos zur Vollziehung bringt, daß er die Guten belohnt und die Bösen bestraft, daß er unter Umständen die Könige erniedrigt und die Bettler erhöht. Er verhilft auch den unterdrückten Elementen der Menschennatur, ja der Natur überhaupt zu ihrem Rechte, er frischt die alten Verbindungen, die nach dem Tode ja doch gern oder ungern wieder eingegangen werden müssen, in manchen Nächten wieder auf, und wenn er sich an das Gesetz, das uns im wachen Zustand beherrscht, nicht kehrt, wenn er unser gewöhnliches Maß und Gewicht zerbricht und alle unsere Anschauungs- und Aneignungsformen durcheinander wirft, so geschieht das nur, weil er selbst der Ausdruck eines viel höheren Gesetzes ist, das uns natürlich so wenig faßlich sein kann, wie unserem kleinen Finger der Begriff der Hand und des Organismus, dem sie angehört."

Nun einen hochbezeichnenden Ausspruch: „Ich fühle, daß meine herrlichsten Taten nur Nachahmung herrlicherer seien, wovon ich einst geträumt.“ Sobald ihm etwas Köstliches begegnet oder ein ganz Großes, fühlt er sich sofort wie in einem Traum! So vor der Abreise nach Italien: „22 Jahre auf einem Fleck in Dithmarschen und jetzt doch im Begriffe, nach Rom zu gehen! Es ist wie ein Traum!“ Und als er beim großen Brande in Hamburg sich an der Löschaktion beteiligt, „war ihm zu Mute, wie bei einer Tätigkeit im Traum“.

Kein zweiter Poet verstand so viel von den Beziehungen und Zusammenhängen seiner Kunst mit dem Traume wie Friedrich Hebbel. „Mein Gedanke, daß Traum und Poesie identisch sind, bestätigt sich mehr und mehr,“ heißt eine Erkenntnis. „Die Stimmung des Dichters hat zu viel vom Nachtwandeln, sie wird ebenso leicht gestört, wie der Traumzustand, worin dies geschieht.“ „Man kann sich auf das Dichten ebensowenig vorbereiten wie auf das Träumen.“ „Der Dichter braucht nur ein Stückchen Brot zu sich zu nehmen, so ist er der Stelle der Produktion entrückt und wieder in die gemeine Wirklichkeit versetzt.“ Am 6. November 1843 schreibt er in Paris: „Als ich noch dichterische Werke ausführte, träumte ich dichterisch, nun nicht mehr.“ Nachdem er eine Reihe seltsamer Träume angeführt hat, setzt er in einem Gedicht fort:

„Damals aber konnt' ich noch keine Tragödien dichten,
Seit ich dieses vermag, bleiben die Träume mir aus.
Wären die Träume vielleicht nur unvollkommene Gedichte?
Ist ein gutes Gedicht ein vollkommener Traum?“

Und ein andermal ähnlich:

„Träume und Dichtergebilde sind eng miteinander verschwistert,
Beide lösen sich ab oder ergänzen sich still.“

Das Jahr 1839 brachte folgende Tagebuchnotiz: „Der Zustand dichterischer Begeisterung (wie tief empfind' ich's in

diesem Augenblick!) ist ein Traumzustand, so müssen andere Menschen sich ihn denken. Es bereitet sich in des Dichters Seele vor, was er selbst nicht weiß." Also Dichten und Träumen wurzelten beide im Unbewußten. Nüchterne, phantasielose Menschen träumten auch nicht, und von Lessing bemerkt er: „Er hat nie geträumt. Er schlief immer sehr gut, sobald er die Augen schloß; er schrieb an der ‚Emilia Galotti' täglich nur sieben Zeilen." Hingegen erzählt unser Dichter von sich schon im Jahre 1838: „An meinen Träumen bemerk' ich seit einiger Zeit, daß ich fast immer das Leben derjenigen dichterischen Charaktere fortsetze, mit denen ich mich kurz vor dem Einschlafen beschäftigte." Er identifiziert sich also mit dem bewunderten Helden.

Ähnlich lauten Stellen der Briefe: „Das Abschließen eines größeren Werkes geschieht bei mir immer in einem gewissen Traumzustand, der so wenig wie ein wirklicher Traum eine Unterbrechung verträgt." „Das dramatische Produzieren ist nun einmal ein Traum- und Nachtwandeln, welches sich von allem anderen Wandeln und Wandern dadurch unterscheidet, daß man einen und denselben Weg nicht zweimal machen kann." „Das Produzieren ist bei mir eine Art von Nachtwandeln und greift mich an, wie im Physischen ein Aderlaß; es würde mich aufreiben, wenn nicht zwischen meinen einzelnen Arbeiten immer große Pausen lägen, in die ich mich nicht ohne Widerwillen ergebe, die aber am Ende doch so notwendig sind wie der Schlaf." „Das Dichten ist ein Mittelding von Träumen und Nachtwandeln." Endlich hielt er nach Kulke den dichterischen Schöpfungsprozeß für einen dem Traume analogen Zustand.

Nun einige interessantere Träume. Im allgemeinen ist freilich zu sagen, daß von den vielen, die das Tagebuch verzeichnet, die meisten jenes Kommentars entbehren, den Hebbel selber für notwendig erklärte. Gleichwohl sind manche völlig verständlich als nackte Wunscherfüllungsträume, oder weil sie mit durchsichtiger Symbolik arbeiten, oder endlich biographisch zu deuten sind. Von jeder Gruppe will ich etliche anführen. Zunächst einen Wunsch- und Trosttraum

Beppis, mit einer Erläuterung unseres Dichters: „Seltsam! Seltsam! Josepha erzählte mir heut' abends, sie habe in der Sonntagnacht (am Abend zuvor hatte sie mir Geständnisse gemacht, deren Inhalt mich nur ihre große Aufrichtigkeit vergessen machen konnte), nachdem sie mit dem Gedanken, alles sei zwischen uns vorbei, eingeschlafen, geträumt, ein anderes Mädchen sei zu ihr gekommen und hab' ihr gesagt: sie soll mich nur laufen lassen; ich verspräche jeder das Heiraten." Der Sinn des Traumes liegt auf der Hand: Wenn Hebbel jeder das Heiraten verspricht, also sämtliche Mädchen betrügt, dann habe ich durch meine Aufrichtigkeit kaum etwas verloren. Auch anderes ist als Wunscherfüllung leicht zu durchschauen. So, wenn Hebbel träumt, daß Mutter und Bruder, die er lange nicht gesehen, nach München gekommen [1]), oder was eine Kindheitssehnsucht verrät, er hätte ein Schwesterchen bekommen, oder eine verstorbene Jugendgeliebte träte lebend ins Zimmer, oder gar ein andermal, eine längst schon tote Geliebte seiner Knabenjahre gäbe ihm einen Kuß, den er in Wirklichkeit stets nur ersehnt, aber nie tatsächlich empfangen hatte. Als der Dichter sich nach dem Tode Rousseaus verzweifelt anklagt, diesem, da er noch auf Erden wandelte, zu wenig Liebe erwiesen zu haben, träumt er zweimal: „Rousseau lebte noch, aber ich wußte recht gut, daß er bald sterben würde; ich hatte ihn unendlich lieb und suchte ihm dies auf alle Weise an den Tag zu legen." Und um die Wunscherfüllung ganz über jeden Zweifel zu heben, setzt Hebbel hinzu: „Ich wußte nicht, daß ich jemals eine Empfindung von so wunder Süßigkeit (ich finde kein anderes Wort) gehabt hätte." Endlich, was wieder hochbezeichnend ist: „Über Nacht im Dämmerzustand zwischen Schlafen und Wachen: ein Mensch, der so vortrefflich ist, daß ein König ihm das Privilegium gegeben hat, es solle nie einer Anklage wider ihn Glauben beigemessen werden." Dieser so ganz vortreffliche Mensch ist natürlich kein anderer als Hebbel selber, der ein stetes Schuldbewußt-

[1]) Daß dieser Traum noch weit tiefer zu deuten, hat neuerdings Otto Rank ausgeführt.

sein mit sich herumtrug, und König wie immer in Traum und Mythos der eigene Vater, welcher im Gegensatz zur Wirklichkeit nie Klagen wider Friedrich glauben soll.

Wie überragend der Vaterkomplex in des Dichters Leben, erweist sich auch deutlich aus seinen Träumen. So heißt es am 3. Dezember 1837: „Ich träumte mich neulich ganz und gar in meine ängstliche Kindheit zurück, es war nichts zu essen da und ich zitterte vor meinem Vater wie einst.“ Hier lautet der Wunsch, wieder Kind zu sein, welches trotz aller Not doch so glücklich gewesen, und vielleicht auch Sehnsucht nach masochistischer Lustbefriedigung, während die Angst, die den Traum provozierte, wahrscheinlich rezenter Quelle entsprang, der unbefriedigten Libido Hebbels. Sehr häufig vertritt den Erzeuger im Traume kein Geringerer als Napoleon Bonaparte, und zwar nicht bloß bei unserem Dichter, der schon im vierten oder fünften Lebensjahre sein überhaupt allererstes Gedicht just auf jenen gemacht hatte. Wie kein Zweiter eignet sich dieser rücksichtslose Gewaltmensch zur Darstellung des Vaters, wie er wirklich ist oder dem Kinde erscheint, und auch sein endlicher Sturz von der Höhe kommt heimlichen Kinderwünschen entgegen. In Träumen sieht Hebbel ihn finster und bleich vorüberreiten, ein andermal wieder wird er aus unsterblicher Vaterliebe Napoleons Kammerdiener, hingegen wohnt er dann wieder dessen Abdankung bei. Nicht lange, nachdem rasch hintereinander Mutter und Rousseau verschieden waren, notiert das Tagebuch: „Ich kann den Gedanken nicht los werden, daß ich sehr bald sterben werde.“ Und zwar motiviert er das sehr bezeichnend: „Im Traume sah ich über Nacht meinen längst verstorbenen Vater, den ich fast noch nie im Traume sah.“ Wir dürfen ergänzen: weil er dem Vater als Kind so häufig den Tod gewünscht hatte, glaubt er jetzt selber, sterben zu müssen. Der Vater, der ihm zur Nacht erscheint, zeigt ihm sein baldiges Ende an. Übrigens scheint Hebbel auch sonst an prophetische Träume geglaubt zu haben.

Die meisten Träume des Tagebuches, die nicht mit einer starken Symbolik arbeiten, bleiben in Ermanglung eines Kom-

mentars entweder ganz oder halb unverständlich. Immerhin vermag man einiges zu deuten. So hat Hebbel einmal Elise schwer gekränkt und darüber heftige Reue empfunden: „Es trieb mich, Dir aus voller Seele zu schreiben, was ich dachte und fühlte," doch „fühlte ich mich so erschöpft, daß ich mich wider Willen dem Schlaf überlassen mußte. Ich schlief fest und träumte von einer schönen Schlange, die mir nicht, wie diese Tiere doch im Wachen tun, Abscheu einflößte, sondern Wohlgefallen, ein gutes Zeichen. Auch mit Dir führte der Traum mich zusammen, doch weiß ich nicht mehr wie." Bedenkt man, daß Schlange eines der häufigsten Phallussymbole darstellt, so begreift man sofort, warum sie dem Dichter im Traum Wohlgefallen erregt, während er im Wachen sie auf Grund der Verdrängung geradezu verabscheut; weiters auch leicht, daß der Traum ihn mit Elise zusammenführt und daß ihm solches ein gutes Zeichen zu bedeuten scheint. Man kennt ferner zumindest aus Witzblättern und Karrikaturen die Geigensymbolik. Die ausladenden Formen der Violine eignen sich trefflich zur Darstellung eines Frauenleibes, wodurch dann das Spielen auf einer Geige symbolisch wird für den Geschlechtsverkehr. Dies vorausgeschickt, wird man ohne weiteren Kommentar die Notiz des Tagebuches verstehen: „Ich sah neulich im Traum einen Liebhaber um seine Geliebte bei ihren Eltern durch Violinspielen werben und wunderte mich nicht im geringsten darüber, daß er auf zwei Geigen zugleich spielte." Erinnern wir uns endlich, daß Kaiser und König regelmäßig für Vater stehen, und an das Verlangen eines jeden Jungen, an Stelle seines Erzeugers zu treten, dann wird uns der folgende Traum durchsichtig, den Hebbel auch in Gedichtform umschuf: „Ich sah den alten König Maximilian Josef beerdigen und den König Ludwig krönen. Beides geschah im Grabgewölbe und Leichen- und Krönungsfeierlichkeit spielten gräßlich ineinander: die Leichenfackeln dienten zum Fackelzug bei der Krönung, und als der König Ludwig die Krone aufsetzte, nickte der König Maximilian aus seinem Sarg heraus mit dem Kopf. Ich war unter den

Kronbeamten; als wir wieder heraufstiegen, verschloß der König Ludwig die Gruft und sagte zu mir, indem er mir den Schlüssel gab: laß den nicht heraus, aber mich laß auch nicht hinein!" Der Vater ist also einverstanden, daß sein Sohn die Herrschaft übernimmt. Dieser aber trägt sich selber auf, jenen nie wieder ans Licht zu lassen, aber auch selber nicht zu sterben.

Zum Schlusse noch einen wichtigen biographischen Traum, der manches auch sonst psychoanalytisch leicht zu Erschließende vollauf bestätigt. Die „Aufzeichnungen aus meiner Kindheit" schildern ihn so: „Mir war, als hätte der liebe Gott, von dem ich schon so manches gehört hatte, zwischen Himmel und Erde ein Seil ausgespannt, mich hineingesetzt und sich daneben gestellt, um mich zu schaukeln. Nun flog ich denn ohne Rast und Aufenthalt in schwindelerregender Eile hinauf und hinunter; jetzt war ich hoch in den Wolken, die Haare flatterten mir im Winde, ich hielt mich krampfhaft fest und schloß die Augen; jetzt war ich dem Boden wieder so nah, daß ich den gelben Sand sowie die kleinen roten und weißen Steinchen deutlich erblicken, ja mit den Fußspitzen erreichen konnte. Dann wollte ich mich hinauswerfen, aber das kostete doch einen Entschluß und, bevor es mir gelang, ging's wieder in die Höhe und mir blieb nichts übrig, als abermals ins Seil zu greifen, um nur nicht zu stürzen und zerschmettert zu werden." Der nämliche Traum wird im Tagebuch mit kleinen, aber wichtigen Abweichungen geschildert. Hebbel wurde als Kind von der Sehnsucht verzehrt, einmal Gott zu schauen, wovon ja früher weitläufig die Rede. Dies ewig unerfüllte Verlangen gewährt ihm der Traum: „Ich habe wirklich in meiner Kindheit einmal geträumt, den lieben Gott zu sehen; es war ein schwankes Seil hoch am Himmel aufgeknüpft, auf das setzte mich Gott und schaukelte mich. Ich hatte große Angst, wenn ich so in die Wolken hinaufflog, und wollte mich immer, wenn das Seil wieder die Erde berührte, herausstürzen, aber ich hatte den Mut nicht. Ich erinnere mich all dieser Empfindungen noch auf das Deutlichste; ich

meine die roten Steinchen, die ich an der Erde bemerkte, wenn mein Blick sie streifte, noch zu sehen."

Was bedeutet nun dieser „ungeheuerliche" Traum aus des Dichters viertem oder fünftem Lebensjahre, der nach den „Aufzeichnungen" einen solchen Eindruck in ihm zurückließ, daß er „siebenmal hintereinander wiederkehrte". Wir müssen seinen Wert wohl sehr hoch einschätzen, wenn wir aus jenen „Aufzeichnungen" ergänzen: „Die Woche, in welche dieser Traum fällt, war vielleicht die entsetzlichste meiner Kindheit, denn die Erinnerung an ihn verließ mich den ganzen Tag nicht, und, da ich, sowie ich trotz meines Sträubens zu Bett gebracht wurde, die Angst vor seiner Wiederkehr gleich mit hinein-, ja unmittelbar mit in den Schlaf hinübernahm, so ist es kein Wunder, daß er sich auch immer wieder einstellte." Ein Traum, der solche Wirkung übt, muß wohl an die wichtigsten Komplexe rühren.

Gehen wir zur Deutung von der Erkenntnis aus, die wir Freud verdanken, daß jeder Traum eine Wunscherfüllung gibt, ja meist sogar mehrere, so scheint eine Lösung auf der Hand zu liegen. Dem Knaben wird nicht nur der Wunsch gewährt, Gott von Angesicht zu schauen, sondern noch ein zweiter, die fraglos sexuelle Lust am Schaukeln. Dadurch, daß Gott ihn selber schaukelt, wird ein doppeltes Sehnen des Knaben erfüllt. Doch berührt diese Lösung nur die Oberfläche. Tiefer schon führt, daß Gott und Vater im Traume gleichzusetzen sind. Also nicht nur der Himmels-, sondern auch der leibliche Vater soll ihn zum Zeichen seiner Liebe schaukeln, was in Hebbels Kindheit wohl mehr als einmal geschehen sein wird. Soweit die harmlose, unanstößige Deutung.

Nur fehlt uns bisher eine Erklärung der mächtigen Angst, die den Knaben eine volle Woche lang schüttelte. Da den Traum ein Kind von vier bis höchstens fünf Jahren erlebte, kann die Ursache kaum in der Unterdrückung einer starken, rezenten Libido liegen. Vielmehr muß man annehmen, daß die durch den Traum erfüllten Wünsche selbst Angst zu

erzeugen geeignet sind. Diese finde ich nun in dreierlei Richtung. Zunächst in Hebbels bösen Gedanken auf seinen Vater, die wir längst schon kennen. Der Vater war nun Maurer, der, wie zu jener Zeit allgemein und noch heute am Lande üblich ist, ein Seil am Dachboden oder einem Hausvorsprung befestigt haben wird, um an ihm von der Erde hinaufzuklimmen. Die zweite Fassung unseres Traumes, wo Gott ein Seil am Himmel anknüpft, das bis zur Erde herunterreicht, scheint dies zu bestätigen. Es liegt nun sehr nahe, daß, wenn der Knabe den aus vielen Gründen so gehaßten Vater so hinaufklettern sah, seine Todeswünsche die Richtung nahmen, dieser möge beim Klimmen zu Boden stürzen, und man begreift jetzt die stets erneute, wachsende Angst, jener Todeswunsch könne zur Sühne an ihm selber vergolten werden. Die beiden letzten Traumdeutungen endlich sind direkt sexueller Art, an die Phallussymbolik des Seiles anknüpfend. Schaukeln am Phallus heißt zunächst soviel wie Masturbation, die von und mit dem Vater gewünscht wird. Am sinnreichsten aber und durch den im zweiten Kapitel mitgeteilten Traum vom Wesselburner Turm, der wie ein Luftballon in die Höhe fliegt (siehe Anmerkung), wahrscheinlicher noch ist folgende Erklärung. Das Schaukeln ist von den rhytmischen Bewegungen beim Koitus genommen [1]). Und da der Knabe, wie wir ja wissen, sehr früh den Verkehr seiner Eltern beobachtet haben muß, so wird sich in ihm, wie in all diesen Fällen, auch der Wunsch geregt haben, nicht bloß an Stelle des Vaters zu treten, sondern auch der Mutter. Diese letztere feminine und homosexuelle Einstellung erfüllt nun der Traum und auf die Erfüllung dieses

---

[1]) Diese Bedeutung des Schaukelns bestätigt ein Brief an Elise vom 10. Februar 1842: „Über Nacht träumte ich schauerlich und süß. Ich und Du schaukelten Etwas, es war stürmisch und finster, der Wind strich mir eiskalt durch die Haare und Du sagtest mit heller Stimme ein ganz wunderschönes Lied.“ Hier tritt Elise für die Mutter ein, die ihn oft in Schlaf gesungen haben wird. Beim Schaukeln jedoch spielt er hier natürlich die Rolle des Vaters.

Wunsches hat Hebbel dann eine volle Woche in Angst und Bangigkeit, zumal vor dem Schlafengehen, gewartet [1]).

Es bliebe nur noch die Verwendung des Traumes in Hebbels Dichterschaffen zu berühren. Da lehrt die Nachprüfung, daß kein zweiter Poet erlebte und fingierte Träume in solcher Menge und so unterstrichen in seine Gedichte und Dramen verwob. Ich kann mich nach meinen früheren Darlegungen darauf beschränken, ohne weiteren Kommentar Stichproben zu geben. Nicht wenige Träume des Tagebuches hat Hebbel in Gedichtform umgegossen. In der „Mirandola", einem dramatischen Jugendversuch, erklärt Flaminia: „Ich weiß recht gut — Träume sind nichts — aber zuweilen dringt sich mir doch unwillkürlich die Frage auf, ob die Gottheit, die sonst immer durch Wunder sprach, nun gar keinen anderen Weg, als den ewig gleichen der Natur wandelt. Und da zuckt's mir dann oft durch den Busen, daß ich mich sehr oft geneigt fühle, solche Träume für Warnungszeichen der Gottheit zu erklären." In einer Reihe von Dramen bis hinauf zu den „Nibelungen" werden Träume als „Warnungszeichen der Gottheit" angeführt. So erklärt z. B. Judith ihrer Dienerin Mirza: „Solche Träume soll man nicht gering achten! Sieh, ich denke mir das so. Wenn der Mensch im Schlaf liegt, aufgelös't, nicht mehr zusammengehalten durch das Bewußtsein seiner selbst, dann verdrängt ein Gefühl der Zukunft alle Gedanken und Bilder der Gegenwart, und die Dinge, die kommen sollen, gleiten als Schatten durch die Seele, vorbereitend, warnend, tröstend. Daher kommt's, daß uns so selten oder nie etwas wahrhaft überrascht, daß wir auf das Gute schon lange vorher so zuver-

[1]) Eine Bestätigung hiefür findet der Kundige auch in Hebbels Gedicht „Herr und Knecht". Der junge Herr weist den alten Forstpfleger für immer von seinem Angesicht. Selbst als dieser ihm dann das Leben rettet, hebt er nur grimmig den Speer gegen ihn. Da bringt die Wut das treue Blut des Alten zum Kochen und er durchsticht den Junker mit dem Messer. Der Sterbende aber murmelt: „So habe ich ihn schon im Traume gesehen." Daß ein Durchstechen mit dem Messer Koitieren bedeutet, der Junge und der Alte nur Hebbel und sein eigener Vater sind, brauche ich wohl nicht näher auszuführen.

sichtlich hoffen und vor jedem Übel unwillkürlich zittern. Oft hab' ich gedacht, ob der Mensch wohl auch noch kurz vor seinem Tode träumt." Endlich Frau Ute in „Der gehörnte Siegfried":

„Wir sehen oft im Traum den Finger Gottes,
Und wenn wir noch im Wachen ängstlich zittern,
Wie du es tust, so sah'n wir ihn gewiß."

Zwei Träume Elisens fand Hebbel so „im höchsten Sinn dichterisch", daß er sie unverändert in die „Judith" aufnahm, den einen als Traum, den anderen zu wirklichem Geschehen ummünzend. In der „Genoveva" sagt Golo von sich:

„Ein Traum
Hatt' mir in jener Nacht mein Innerstes
Enthüllt, wie wohl ein Licht in's Schlangennest
Gestellt, den grausen Würmerknäul erhellt."

Als Klara in der „Maria Magdalena" sich dem drängenden Leonhard ergeben und dann zu Hause die Mutter plötzlich totkrank traf, da hatte sie augenblicklich die Empfindung: meinetwegen liegt sie so da! Daß ihr aber damit eine alte Wunschphantasie erfüllt ward, die Mutter, welche den Bruder stets vorzog, solle verscheiden, zeigt folgende Stelle: „Da geht sie! Dreimal träumt' ich, sie läge im Sarg und nun — o, die boshaften Träume, sie kleiden sich in unsere Furcht, um uns're Hoffnung zu erschrecken! Ich will mich niemals wieder an einen Traum kehren, ich will mich über einen guten nicht wieder freuen, damit ich mich über den bösen, der ihm folgt, nicht wieder zu ängstigen brauche.... Ja! Ja! Wenn meine Mutter gestorben wäre, nie wär' ich wieder ruhig geworden!" Im nämlichen Drama träumt Meister Anton, er sei mit Gift vergeben worden, und scheut sich niederzulegen, er könnte träumen, daß seine Tochter in die Wochen gekommen. Im „Rubin" meint Assad, als ihm das Purpurgewand umgetan und ein strahlend Diadem

aufgesetzt wird: „Schon einmal träumt' ich so," und ganz ähnlich Mariamne, als sie nach dem Tanze sich im Spiegel erblickt: „So hab' ich mich ja schon im Traum gesehen [1]." Endlich noch zwei charakteristische Träume der Agnes Bernauer, kurz bevor sie die Schergen des Herzogs gefangennehmen. Der erste ist nur hypothetisch: „Wenn ich eine böse Ahnung hätte und fürchtete, dir weh zu tun, würd' ich sagen: denke dir, mir hat geträumt, ich würde begraben, und darüber mußt du dich freuen, denn es bedeutet langes Leben [2], aber das Leichenbegängnis war wirklich so schön, daß ich's dereinst gerade so und nicht anders haben möchte. Und dann würde ich's dir beschreiben." Wenn aber alle sie wie eine Herzogin behandeln, dann meint sie bescheiden: „Nur in meinen Träumen geht's anders her, sonst würd' ich gewiß zu stolz! Da kehrt die alte Zeit wieder, wo ich die Brotkrumen sorgfältig auflesen mußte, die zu Boden fielen, und wo mein Geburtstagsgeschenk meistens darin bestand, daß ich nicht gescholten wurde, wenn ich etwas tat, was nicht ganz recht war. Noch in der letzten Nacht, du mit deiner immer offenen Hand wirst lachen, bat ich meinen Vater glühend und stotternd um irgend eine Kleinigkeit und er sagte, was er gewöhnlich zu sagen pflegte, wenn er eine Bitte nicht zweimal hören wollte: gut, es sei, aber dann kann ich ein halbes Jahr lang keinen Tropfen Wein mehr trinken! Ich war noch recht unwillig auf ihn, als ich erwachte, aber nun — Ich hab' ihn doch wenigstens einmal wiedergesehen!"

Um zusammenzufassen: Friedrich Hebbel, der, wie kein zweiter Poet vor ihm, dem Traume das regste Interesse zuwandte, hat uns in Erkenntnissen und Einzelträumen ein Material hinterlassen, das nicht bloß die Freudschen Lehren bestätigt, sondern auch für die Lebensgeschichte des

[1] Wie Hebbel im Tagebuch erzählt, hat Christine ihm tatsächlich einen Traum erzählt, den er dann seiner Mariamne in den Mund legt.

[2] Nach dem bekannten Volksglauben bedeutet der manifeste Trauminhalt das Gegenteil, was Freud für viele Fälle bestätigen konnte.

Dichters und sein Seelenverständnis von großem und bleibenden Wert ist[1]).

III.

Wir vernahmen bereits in früheren Kapiteln, wie Gott und Religion den Knaben Hebbel aus leeren, ihm gar nichts sagenden Worten zu tief empfundenen Begriffen wurden und wie in der späteren Kinderzeit die Sehnsucht ihn packte, den Herrn aller Welten von Angesicht zu schauen. Es ist an der Zeit, diesen Werdegang möglichst durchsichtig zu machen und, was die moderne psychologische Religionsforschung aufgedeckt hat, an dem Beispiel unseres Dichters zu erhärten.

Um zunächst beim Gottesbegriff zu bleiben, so wissen wir heute, daß Gott in erster Linie ein ins Ungeheure gesteigerter Vater ist. Dem kleinen Kinde in den ersten Lebensjahren erscheint ja sein Erzeuger nicht bloß als ein ungeheurer Riese, sondern auch mit den nämlichen Attributen geschmückt, die der Erwachsene später seinem Gotte zuteilt: er ist allmächtig, allwissend und lenkt die Menschen in weiser Fürsorge nach seinem Willen[1]). In den „Erinnerungen aus meiner Kindheit" spricht Friedrich Hebbel es deutlich aus: „Das Kind hat eine Periode, und sie dauert

---

[1]) Hier noch einiges Material, das im Text selber keine Stelle fand. „Gedicht: Gott merkt auf die Träume der Kinder und ruft sie ins Leben. Daher soviel Possierliches, Liebliches, Unschuldiges in der Schöpfung." „Das Leben ist ein Traum, der sich selbst bezweifelt." — „Man öffnet

Die Augen, schließt sie wieder und nimmt das,
Was man erblickt, hinüber in den Traum.
Das ist das Leben!"

„Der Schlaf ist die Nabelschnur, durch die das Individuum mit dem Weltall zusammenhängt." Endlich eine kleine Erzählung Elisens, die die Verwechslung von Traum und Wirklichkeit beim Kinde illustriert: „Ein kleines Kind stürzt sich, weil es im Traum geflogen hat und fliegen zu können glaubt, zum Fenster heraus. Ich konnte sonst doch fliegen!"

[2]) Streng genommen wirkt auch die Mutter bei Entstehung des Gottesbegriffes mit. Beweis dafür verschiedene heidnische und auch christliche Attribute der Gottheit. Immerhin bleibt der Anteil der Mutter um vieles geringer als der des Vaters.

ziemlich lange, wo es die ganze Welt von seinen Eltern, wenigstens von dem immer etwas geheimnisvoll im Hintergrund stehenbleibenden Vater abhängig glaubt und wo es sie ebenso gut um schönes Wetter, wie um ein Spielzeug bitten könnte. Diese Periode nimmt natürlich ein Ende, wenn es zu seinem Erstaunen die Erfahrung macht, daß Dinge geschehen, welche den Eltern so unwillkommen sind, wie ihm selbst die Schläge, und mit ihr entweicht ein großer Teil des mystischen Zaubers, der das heilige Haupt des Erzeugers umfließt, ja, es beginnt erst, wenn sie vorüber ist, die eigentliche menschliche Selbständigkeit." Im Augenblick, da ihm der Vater nicht mehr allmächtig erscheint, erhält der bisher unbegriffene Gott seine rechte Bedeutung und wendet sich das Kind an das höhere Wesen, dem jene Eigenschaft tatsächlich zukommt. Damit ist aber, um mit Hebbel zu reden, die geistige Nabelschnur zerrissen, die es bis dahin ausschließlich an die Eltern band. Biologisch geht also der Glaube an Gott und die Religion zunächst auf die Hilfsbedürftigkeit des kleinen Kindes zurück, der vorerst die Eltern abhelfen sollen und, wo diese zu schwach sind, der himmlische Vater. Und genau nach dem Vorbild des Erzeugers ist dann auch Gott bald zornig strafend und Furcht erregend, bald wieder väterlich liebevoll und weise führend — man denke z. B. an den Gott des Alten Testaments.

Die typische Genese des Gottesbegriffes kann in manchem Menschen noch eine ganz spezifische Färbung erhalten. Nehmen wir z. B. den Fall unseres Dichters. Wir lernten an diesem schon in zartester Kindheit die ausnehmende Liebebedürftigkeit kennen, die besondere Stärke von Liebe und Haß gegen seine Angehörigen, was später, nach der Übertragung auf Gott, die mächtigste Heizkraft für sein religiöses Empfinden abgab, und endlich die gleichfalls schon früh nachweisbare sadistische Note. Kein Wunder, daß bereits der kleine Knabe, welcher Gott soeben zu begreifen begonnen, sich bei ihm alsbald über Vater und Mutter beklagen ging, wenn er von diesen ein Unrecht erfahren zu haben vermeinte. Er heischt dann von Gott die besondere Liebe,

welche seine Eltern ihm geweigert hatten, und Befriedigung seines sadistischen Rachedurstes. Ein paar Jahre später — ich vermute nach der Aufrichtung der Inzestschranke — wird es dem Knaben tiefstes Bedürfnis, zu der, wie er einst ins Tagebuch schrieb, „in ihrer Unendlichkeit unfaßbaren Gottheit“ in den allerpersönlichsten Verkehr zu treten. Er kann die längste Zeit gar nicht glauben, daß man Gott nicht von Angesicht schauen könne, und schreibt das Mißlingen aller Versuche nur seinem individuellen Ungeschick zu. Bald darauf beginnen die religiösen Zweifel, deren Genesis aus dem wiederholt belauschten Verkehr der Eltern ich im zweiten Kapitel nachweisen konnte. Die moderne psychoanalytische Forschung hat es zu hoher Wahrscheinlichkeit gemacht, daß der religiöse Trieb die inzestuöse Libido der infantilen Vorzeit aufhebt, indem er sich an deren Stelle setzt. Darum gewahrt man so häufig bei Kindern der Elementarklassen eine Überentwicklung des religiösen Sinnes, sowie nur die Inzestschranke aufgerichtet worden.

Die Entstehung des Gottesbegriffes aus dem Eltern-, zumal dem Vaterkomplex ist ferner deutlich in den Jahren der Entwicklung zu verfolgen. Bekanntlich zeichnet sich die Pubertät durch einen ganz gewaltigen Vorstoß organischer und psychischer Sexualität aus. Fast regelmäßig erwacht da im Knaben ein, wenn auch rasch unterdrücktes Verlangen, eine neue Verliebtheit in seine Mutter, wodurch naturgemäß der Vater in die Rolle des feindlichen Nebenbuhlers tritt. Daraus entsteht dann der in jener Epoche so überaus häufige Atheismus und die typische revolutionäre Gesinnung, weil ja Gott sowohl, als Behörden und Vorgesetzte natürliche Vertreter des in der Kindheit allmächtig gedachten Erzeugers sind. Und den Vater, den man nicht fortschaffen kann, den leugnet man weg in seiner Übertragung auf Gott oder bekämpft ihn aufs schärfste im Staat und seinen Einrichtungen. Von dieser Regel gibt es Ausnahmen, deren wichtigste wohl ist, daß der Kampf wider den Vater und seine Vertreter schon darum ausbleibt, weil jener früher das Zeitliche gesegnet hat. Ein Erzeuger, der physisch nicht mehr ge-

fährlich, kann dann sogar, sobald sich der Jüngling von seiner Mutter irgendwie enttäuscht fühlt, zum Abgott werden, zum Gegenstand ewig ungestillter Sehnsucht und förmlicher Verehrung. Eine solche Reaktion wird um so eher eintreten, je häufiger und intensiver der Sohn seinem Vater den Tod gewünscht hat, je stärker demnach sein Schuldbewußtsein ist.

Dies ist auch bei Hebbel gut zu belegen. Dieser hat seinem früh verstorbenen Erzeuger von der Pubertät ab nie mehr gezürnt, trotz allem, was er in seiner Kindheit von diesem erfahren, vielmehr sein Andenken stets rein erhalten und hochgestellt. Auch war unser Dichter politisch kaum je revolutionär, sondern konservativ, d. h. festhaltend an der Liebe zum Vater. In jungen Jahren und mächtig gesteigertem Selbstbewußtsein empörte er sich gelegentlich wider andere Poeten, doch je älter er ward, desto tiefer wuchs sein Bedürfnis zu verehren, z. B. Goethe, Grillparzer oder regierende Fürsten. Und Zeit seines Lebens hat er Gott in der Natur gesucht und in den Mächten des eigenen Unbewußten. Ehe ich auf den letzteren Punkt eingehe, will ich aus dem Tagebuch die Vatergebundenheit seines Gottes exemplifizieren.

Da heißt eine der frühesten Eintragungen: „Heine über die Gottheit (wenn ich ihn nämlich höre) hast du nie einen flegelhaften Jungen gesehen, der seinen gütigen Vater am Bart zupfte? Und, je dümmer der Junge, und je gütiger der Vater, um so eher tut er's." Sich selber auf den Leib geschrieben sind etwa folgende Bemerkungen: „Es war eine große Idee der katholischen Religion, daß bedeutende Menschen in den Augen der Gottheit etwas gelten und durch Fürbitten wirken konnten." Ferner: „Ein Mensch, der an der Überwältigung durch den ersten Gottgedanken stirbt." „Ich möchte mich nie an Menschen rächen, die mir Übles tun, aber an Gott, der solche Menschen geschaffen hat. Buchstäblich wahr." „Wenn nicht Gott-Schöpfer, warum nicht Gott-Geschöpf? Wenn nicht ein ungeheures Indivi-

duum am Anfang, warum nicht am Ende[1])?" „Jede Sehnsucht fühlt, daß sie Befriedigung verdient, am meisten die Sehnsucht nach Gott. Daraus entspringt unmittelbar die Überzeugung, daß, wenn der Sehende nicht Magnet sein kann, das Ersehnte Magnet werden muß, daß, wenn jener sich nicht zu erheben vermag, dieses sich zu ihm herablassen muß. Dies ist das festeste Fundament des Glaubens an Offenbarung." Weiter dann über seine „Judith": „Meine ganze Tragödie ist darauf basiert, daß in außerordentlichen Weltlagen die Gottheit unmittelbar in den Gang der Ereignisse eingreift und ungeheure Taten durch Menschen, die sie aus eigenem Antrieb nicht ausführen würden, vollbringen läßt." Und endlich beim Nachdenken über seine Dramen: „Ihr Unterscheidendes liegt wohl darin, daß ich die Lösung, die andere Dramatiker nur nicht zu stande bringen, gar nicht versuche, sondern, die Individuen als nichtig überspringend, die Fragen immer unmittelbar an die Gottheit anknüpfe. Dies ist in ‚Judith' der Fall und heute wird es mir klar, daß es auch in ‚Genoveva', namentlich in Golo, der Fall sein wird. Was besser ist, das eine, oder das andere, weiß ich nicht."

Doch Gott ist nicht bloß ein erhöhter Vater, er ist auch die in die Außenwelt projizierte und in den Himmel versetzte Libido des Menschen, oder, weiter gefaßt, sein Unbewußtes. Wie der Primitive sich die Wirkung der Naturgewalten nicht anders zu erklären vermochte, als aus der Tätigkeit überirdischer Wesen heraus, die er sich nach dem Vorbild des Vaters formte, so später auch die Kräfte seines eigenen Ichs. Er merkte bald, daß all seine Handlungen und Gedanken durch ein Muß in seinem Innern streng determiniert waren. Auch hier war also eine höhere Macht, die alles lenkte und leitete, über welche sein Wille keine Gewalt besaß und auf die er, was wieder bedeutsam wurde, seine persönliche Verantwortung abwälzen konnte. Diese höhere Macht seines eigenen Innern nannte er dann Gott.

[1]) Hier dünkt mich der Übergang zum Gott-Kind gegeben, von dem bei Besprechung der „Maria Magdalena" die Rede sein wird.

Nun ein paar Belege aus dem Tagebuche: „In jedem Wesen gibt es einen Punkt, der nicht mehr zu dem Wesen selbst gehört, wodurch es unmittelbar mit dem großen Ganzen zusammenhängt. Der Mensch durch sein Gedankenorgan mit Gott.“ „Ein Abgrund, aus dem unten das Auge Gottes hinaufsieht.“ „Wenn wir einschlafen, erwacht in uns der Gott.“ „Wenn der Mensch betet, so atmet der Gott in ihm auf.“ Dann ferner aus seiner besten Dichterzeit: „Wie die Luft uns die physischen Lebensstoff zuführt, so atmet und webt der Geist in Gott, jeder Gedanke, jedes Gefühl, das ihm kommt, ist ein Odemzug, es ist eine Torheit, daß man glaubt, man könne sich von ihm losmachen.“ „Gott-Lebenstraum des Menschen.“ Und endlich etwas später: „Wir leben für Gott.“ „Der Mensch denkt sich leichter einen Gott als sich selbst.“

„Wir Menschen sind gefrorne Gottgedanken,
Die inn're Glut, von Gott uns eingehaucht,
Kämpft mit dem Frost, der uns als Leib umgibt,
Sie schmilzt ihn oder wird von ihm erstickt —
In beiden Fällen stirbt der Mensch!“

Das Band zwischen den beiden Wurzeln des Gottesbegriffes, der unbegreiflichen Macht des Vaters und der ebenso unbegreiflichen des Unbewußten gibt die Libido. Die moderne Neuropsychologie hat herausgefunden, daß der Grund- und Urstock des Unbewußten gebildet wird von den ersten, verdrängten sexuellen Teiltrieben, also unterdrücktem sinnlichen Verlangen, mit anderen Worten verdrängter Libido. Die frühesten geschlechtlichen Regungen des Menschen, die schon das Neugeborene aufweist, erfahren durch die Anforderungen der Kultur gar bald Verwerfung. Es geht beispielsweise nicht an, daß das Kind aus der Befriedigung seiner natürlichen Bedürfnisse sexuelle Lust schöpft, daß es sich ferner schamlos entblößt, wie man dies bei Kleinen so häufig findet, ehe noch die Verdrängung ihr Werk getan, oder daß das infantile Ludeln oder Wonnesaugen zeitlebens vorhält. Vielmehr müssen solche und analoge, unzweifelhaft sexuelle

Regungen früher oder später in den Orkus des Unbewußten wandern, dessen unzerstörbaren Kern sie dann bilden. In den nämlichen Hades des Unbewußten werden dann aber im späteren Leben auch alle anderen verpönten Regungen unbarmherzig hin verwiesen, und zwar nicht bloß die geschlechtlicher Art. Alles, was irgend das Licht des Bewußtseins zu scheuen hat, mit unserer Kulturhöhe unvereinbar ist, wird dorthin verdrängt oder unterdrückt, wobei dann freilich das also Verdrängte aus dem Unbewußten oft entscheidender wirkt, als je unser vollbewußter Wille. Zieht jenes doch aus dem sexuellen Urkern, an den es sich anlagert, immer neue Kraft und neue Stärke, wie der Riese Antaeus von der Mutter Erde. Der libidinöse Zuschuß, die mächtige Verstärkung aus verdrängten geschlechtlichen Urregungen heraus, gibt dem Unbewußten seine Übergewalt.

All dies vorausgeschickt, wird uns jetzt manches in Hebbels Gottsuchen besser verständlich. So, wenn er mit 22 Jahren kalkuliert: „Gott ist der Inbegriff aller Kraft, physischer wie psychischer. Er hat mithin sinnliche Begierden," oder ein andermal die Frage aufwirft: „Kann Gott lieben?" Dann etwas später: „Nur wer Gott liebt, liebt sich selbst." „Gott versteckt sich hinter das, was wir lieben." „Man sollte jeden so lieben, wie er Gott liebt." „Das Urgefühl des Daseins, höher, als die Spaltung Lieb' und Haß, ein solches, womit Gott die Welt umfaßt." Endlich, was an das bekannte Wort erinnert, daß Gott die Liebe ist: „Wenn alle Menschen sich bei der Hand fassen, ist Gott fertig." Aus tiefem Verständnis für das dunkle Unbewußte und seinen Gegensatz zum Bewußten sind Aussprüche geboren wie: „Gott war sich vor der Schöpfung selbst ein Geheimnis, er mußte schaffen, um sich selbst kennen zu lernen." „Gott teilt sich nur dem Gefühl, nicht dem Verstande mit; dieser ist sein Widersacher, weil er ihn nicht erfassen kann. Das weist dem Verstande den Rang an." Ferner: „Der Mensch dachte sich sein eigenes Gegenteil; da hatte er seinen Gott." Schließlich die charakteristische Erkenntnis: „Es ist von der höchsten Wichtigkeit, alles, was im Laufe der Zeit allgemeiner

Glaube, unumstößlich scheinende Satzung geworden ist, auf das persönliche, individuelle Bedürfnis zurückzuführen; nur dadurch gelangt man zu einiger Freiheit der Erkenntnis. Man macht auf diesem Wege die merkwürdigsten Entdeckungen, z. B. daß Gottes Mantel aus dem Schlafrock des Menschen und aus dem Gespensteranzug seines Gewissens zusammengestückt ist [1])."

Oben vernahmen wir, daß unser Dichter sein Unbewußtes als das eigentlich Schöpferische und Geniale erkannte. Er bezeichnete es glatt als das Göttliche in sich und trägt unter den frühesten Aufzeichnungen ein: „Aus den Wirkungen des Genies auf Gott zu schließen." Jetzt dürfen wir ergänzen, daß er Gott reden und schaffen läßt durch unser Unbewußtes. Schreibt er doch einmal: „Der heilige Geist wird dir eingeben, was du reden sollst, d. h. Gott wird dir soufflieren." Und ein andermal, da er das Drama der Alten mit dem der Neueren vergleicht: „Die Alten durchwandelten mit der Fackel der Poesie das Labyrinth des Schicksals; wir Neueren suchen die Menschennatur, in welcher Gestalt oder Verzerrung sie uns auch entgegentrete, auf gewisse ewige und unveränderliche Grundzüge zurückzuführen.... Das Fatum der Griechen hatte keine Physiognomie, es war den Göttern, die sie anbeteten und gestaltet hatten, selbst ein schauerliches Geheimnis; das moderne Schicksal ist die Silhouette Gottes, des Unbegreiflichen und Unerfaßbaren."

---

[1]) In einem anderen Betrachte führt, wie wir von der Neurosen-Psychologie her wissen, die Libido, je nachdem sie erhalten bleibt oder unterdrückt wird, leicht zur Zweiteilung des Gottesbegriffes. Gott wird dann zum Sinnbild der höchsten Sexualverdrängung, der Teufel hingegen zum Symbol fortdauernder sexueller Lust. Vgl. hiezu die folgenden Stellen des Tagebuches: „Der Mensch tut sein Schlimmes selbst; sein Gutes wirken Gott und Natur durch ihn." „Das Böse steht als Schranke zwischen Gott und dem Menschen, aber als solche Schranke, die dem Menschen allein individuellen Bestand gibt. Wäre es nicht da, so würde der Mensch mit Gott zu Eins." „Große Talente kommen von Gott, geringe vom Teufel." „Wenn der Genius geboren werden soll, so müssen Gott und Teufel einmal einig werden und sich von oben und unten die Hand reichen."

Wie höchst persönlich klingt das Bekenntnis: „Das ist des Menschen letzte Aufgabe, aus sich heraus ein dem Höchsten, Göttlichen, Gemäßes zu entwickeln und so sich selbst Bürge zu werden für jede seinem Bedürfnis entsprechende Verheißung," zumal er bald darauf, vermutlich in einem Moment der Schwäche, fragt: „Woher kommt's, daß ich's noch nie so sehr, wie jetzt, gefühlt habe, daß der Glaube an ein Höchstes, nicht bloß in der Menschheit, sondern auch im einzelnen Menschen, mir unbedingt zum Leben selbst notwendig ist. Kommt's daher, daß ich vielleicht eben jetzt im Begriff stehe, ihn zu verlieren?" Dann sagt er sich immer wieder zum Troste: „Es gibt keinen Weg zur Gottheit, als durch das Tun des Menschen. Durch die vorzüglichste Kraft, das hervorragendste Talent, was jedem verliehen worden, hängt er mit dem Ewigen zusammen, und soweit er dies Talent ausbildet, diese Kraft entwickelt, so weit nähert er sich seinem Schöpfer und tritt mit ihm in Verhältnis. Alle andere Religion ist Dunst und leerer Schein."

Diese allerpersönlichste Beziehung zu Gott, in dem sich Vater und Unbewußtes einen, gibt ihm die Weihe seines Dichterberufes. „Die Seele des Künstlers ist das Asyl der Gottheit." „Dem Dichter ist das Geheimnis des Lebens anvertraut, das er dann hinzustellen hat." „Der Dichter, wie der Priester, trinkt das heilige Blut, und die ganze Welt fühlt die Gegenwart des Gottes." „Den Göttern kannst du nur schenken, was von ihnen selbst ausgeht." „Immer klarer wird mir: nur was von Gott selbst ausging, ist Gegenstand der höchsten Kunst, nichts, was Menschen den Ursprung verdankt." Auf die Frage: wie weit sind die Charaktere des Dichters objektiv? weiß er nur zu antworten: „Soweit der Mensch in seinem Verhältnis zu Gott frei ist. Die Notwendigkeit der Schöpfung ist die Grenze menschlicher Freiheit." „Daß die Gottheit dem Menschen die formende Kraft verlieh, das ist die höchste Selbstentäußerung." Dafür aber fühlt er sich auch als Sachwalter Gottes: „Durch den Dichter allein zieht Gott einen Zins von der Schöpfung, denn nur dieser gibt sie ihm schöner zurück."

Ob diese stete Gottgebundenheit von Hebbels Dichten, die er zu betonen nicht müde wird, nicht noch in einem anderen Sinne an den Vater anknüpft? Hatte doch der alte Klaus Friedrich von seinem Ältesten behauptet: „Aus dem wird nichts!“ Wie, wenn dessen Dichten, natürlich abgesehen von der unbezwinglichen genialen Anlage nur die unablässige Rechtfertigung darstellte, er habe es doch zu etwas gebracht? Und daß er seinem Vater schöner und reicher zurückgeben will, was dieser ihm durch seine Zeugung schenkte?

Fast will mich bedünken, daß auch Hebbels unerschütterlicher Glaube an die persönliche Unsterblichkeit in der Sehnsucht nach Vereinigung mit Gott, respektive dem Vater, seine Wurzel habe. Zwar meint der Dichter einmal: „Der Hauptbeweis gegen das Dasein Gottes ist, daß uns das absolute Gefühl unserer Unsterblichkeit fehlt.“ Doch tröstet er sich bald: „Es ist gar nicht möglich, daß die Ideen von Gott und Unsterblichkeit Irrtümer sind. Wäre das, so überwöge ja der Wahn reell alle Wahrheit, und das ist eine Ungereimtheit. Wir können jene Ideen nicht beweisen, wie wir uns selbst nicht beweisen können; jene Ideen sind eben wir selbst, und kein Wesen kann die Fähigkeit besitzen, seine eigene Möglichkeit zu deduzieren.... Wir könnten die Unsterblichkeit gewiß beweisen, wenn wir nicht selbst unsterblich wären.“ Und dann seine entscheidende Erklärung: „Die Sehnsucht nach Unsterblichkeit ist der fortbrennende Schmerz der Wunde, die entstand, als wir vom All losgerissen wurden, um als Polypenglieder ein Einzeldasein zu führen.“ Und sollte nicht auf ihn selbst gelegentlich zugetroffen haben: „Manche Menschen glauben nur darum an einen Gott, weil sie sich so ungeheuren Ideen nicht zu opponieren wagen.“

Wir hörten vorhin, die wahre Religion sei, das hervorragendste Talent in sich auszubilden, das man von Gott empfangen habe; alles andere sei Dunst und leerer Schein. Durch jene Ausbildung wäre man im stande, seinem Schöpfer mög-

lichst nahe zu kommen. Das mag dann auch zwei weitere merkwürdige Aussprüche erklären: „Religion ist die höchste Eitelkeit“ und „Religion ist erweiterte Freundschaft“. Den meisten freilich sei Religion und Glaube ein bequemes Faulkissen, um nicht nachdenken zu müssen: „Die Religion der meisten Leute ist nichts als ein ‚Sich-schlafen-legen‘ und es ist wirklich zu befürchten, Gott möge sie für ihre Gottesfurcht scharf ansehen, denn es ist keine Kunst, zu Bett zu gehen, wenn man müde ist, oder gar — der Fall ist noch häufiger — niemals aufzustehen und die Unbegreiflichkeiten der Natur und des Menschengeistes im Schlaf — d. h. im Glauben — vor sich vorübergehen zu lassen.“ Darum meint er sogar: „Es ist am Ende an der Religion das beste, daß sie Ketzer hervorruft.“ Wohl auf tiefster Selbstempfindung und dem Bedürfnis, Gott zur Erfüllung seiner Wünsche zu zwingen, fußt: „Das Gebet des Herrn ist himmlisch. Es ist aus dem innersten Zustand des Menschen, aus seinem schwankenden Verhältnis zwischen eigener Kraft, die angestrengt sein will, und zwischen einer höheren Macht, die durch erhobenes Gefühl herbeigezogen werden muß, geschöpft. Wie hoch, wie göttlich hoch steht der Mensch, wenn er betet: vergib uns, wie wir vergeben unseren Schuldigern; selbständig, frei, steht er der Gottheit gegenüber, und öffnet sich mit eigener Hand Himmel oder Hölle. Und wie herrlich ist es, daß diese stolzeste Empfindung nichts gebiert, als den reinsten Seufzer der Demut: führe uns nicht in Versuchung! Man kann sagen: wer dieses Gebet r e c h t betet, wer es innig empfindet, und soweit es die menschliche Ohnmacht gestattet, den Forderungen desselben gemäß lebt, i s t schon erhört, m u ß erhört werden. Das Amen geht unmittelbar aus dem Gebet selbst hervor, so ist es im höchsten Sinne ein Kunstwerk.“ Und er fügt mit Fug die Erklärung an: „Es ist merkwürdig und u n l e u g b a r, daß die Verbesserung der Religionsideen mit dem V o r t e i l der Menschen Hand in Hand ging.“ Ist doch „Religion die Phantasie der Menschheit, das Vermögen, alle Widersprüche nicht aufzuheben, sondern zu verneinen“.

Der Dichter unterscheidet scharf zwischen Religion und ihren einzelnen Erscheinungsformen, z. B. dem Christentum, die er als vergängliche Gebilde ansieht. „Auch bei der Religion muß man auf den Urgrund zurückgehen. Dieser ist ewig, aber er tritt nur in vergänglicher Erscheinung hervor, und darin, daß diese sich zu lange behaupten will, liegt hier, wie überall, der tragische Fluch. Das Sterben wird immer mit zum Leben gerechnet.“ Wenn die Wissenschaft eine solche spezielle Religionsform zerpflückt, dann helfe die Dichtkunst, sie von neuem zu stützen. „Historische Erscheinungen, welche die Kritik auflös't, muß die Poesie wieder ins Leben rufen. Erst, wenn der mythische Christus der Wissenschaft in einen historisch-psychologischen des Dramas verwandelt sein wird, ist der religiöse Kreis geschlossen.“ Persönlich bekennt sich Hebbel als Christ bloß in ethischem Sinne, doch glaubt er nicht an einen Gottmenschen. Im positiven Christentum kann er „nichts Ausschließliches finden, sondern es nur als ein Symbol neben anderen Symbolen betrachten und ehren“, ja, einmal spricht er sogar von der „christlichen Mythologie“. Und kurz vor seinem Tode schreibt er noch in die „Collectaneen, Gedanken und Erinnerungen“: „Man kann sich über die Eigenschaften eines Objekts, welches gar nicht existiert, wohl nicht füglich vereinigen. Dies ist der letzte Grund aller deistischen Religionen und ihrer Zerspaltung in Sekten.“

Friedrich von Uechtritz und vor allem dem Pfarrer Luck gegenüber, der ihn dem positiven Christentum näher bringen wollte, erging er sich in Wort und Schrift in bedeutsamen Religionsgesprächen. Aus diesen will ich zum Schlusse einige bezeichnende Äußerungen des Dichters hersetzen: „Ich stehe durchaus in keinem feindlichen Verhältnis zur Religion; das ist auch bei einem Dichter nicht wohl möglich, wenn er anders den Namen verdient, denn Religion und Poesie haben einen gemeinschaftlichen Ursprung und einen gemeinschaftlichen Zweck und alle Meinungsdifferenzen sind darauf zurückzuführen, ob man die Religion oder die Poesie für die Urquelle hält. Ich muß mich nun für die Poesie entscheiden

und kann so wenig in den religiösen Anthropomorphismen, wie in den philosophischen Doktrinen etwas von den großen poetischen Schöpfungen spezifisch Verschiedenes erblicken; es sind für mich alles Gedankentrauerspiele, in denen bald die Phantasie, bald der Intellekt vorschlägt, bis beide sich im reinen Kunstwerk durchdringen und in gegenseitiger Sättigung zusammen wirken.... Sollte Ihnen das zu profan klingen, so erwägen Sie, daß ich ja von der Religion nicht geringer, sondern von der Poesie, der Allumfasserin, nur höher denke; jedenfalls glaube ich nicht, daß es einen Dichter geben kann, dem die universellen Formen des Dramas und des Epos zu Gebote stehen und der zu der positiven Religion ein anderes Verhältnis hat."

---

9. Kapitel.

JUDITH.

Wiederholt hat Friedrich Hebbel geklagt, seine „Judith“ sei von den Freunden so wenig als den Feinden verstanden worden. Doch glaube ich kaum, daß dies ausschließlich Schuld der Genießenden und Kritiker ist, vielmehr zu einem nicht geringen Teile damit zusammenhängt, daß, was der Dichter in jenes Drama alles hineinlegte, einfach nicht voll zu begreifen ist ohne ganz spezielle psychische Schulung. Im folgenden will ich den Beweis antreten.

Hören wir zunächst, was die Biographen zu sagen wissen. Eduard Kulke vernahm über die Entstehung der „Judith“ aus des Dichters eigenem Munde folgendes: „Ich hatte nicht die mindeste Absicht, ein Drama zu schreiben, oder auch nur zu der schönen Literatur in eine nähere Beziehung zu treten[1]. Ich wollte mich der juristischen Laufbahn widmen. Eines Tages war ich bei Ludmilla Assing zu Besuch und die Unterhaltung betraf die neueste dramatische Literatur. Ich äußerte mich über sämtliche Erscheinungen derselben sehr herb und streng. Die Unterhaltung lenkte sich auf Gutzkow und dessen Werke, vorzüglich auf dessen ‚König Saul‘. Ich bezweifelte sehr und betonte diesen Zweifel, ob unsere Zeit überhaupt fähig sei, einen großen Dramatiker hervorzubringen; im biblischen Drama, meinte ich, lasse sich gewiß schon gar nichts anfangen. Darüber geriet Ludmilla in Entrüstung und ich sagte: Ich bilde mir nicht im entferntesten ein, ein dramatischer Dichter zu sein, aber so ein ‚Saul‘ müßte sich doch wohl leicht überbieten lassen. ‚Ich nehme Sie beim Wort!‘ sagte Ludmilla heftig, worauf

---

[1]) Das letztere trifft, wie wir aus Hebbels Briefen wissen, nicht völlig zu.

ich ruhig erwiderte: ‚Sie bringen mich hiedurch nicht im geringsten in Verlegenheit.‘ Ich hatte ein Gemälde, welches die Judith mit dem Haupte des Holofernes darstellte, nicht lange vorher gesehen. Es hatte in mir einen so mächtigen Eindruck hinterlassen [1]), daß ich gar keinen Stoff zu suchen brauchte, weil sich mir der Stoff der ‚Judith‘ so von selbst aufgedrängt. Über Nacht war der fünfte Akt fertig, die entscheidende Katastrophe. Hierauf ging ich mit einem Freunde spazieren und rezitierte auf dem Wege einzelne Stellen aus dem fünften Akt. Mein Freund war darüber erstaunt und ich erzählte ihm das Vorgefallene. Er und mehrere andere, die den fünften Akt kennen lernten, drangen in mich, das Drama ganz zu komponieren und aufzuschreiben. In vierzehn Tagen war die ‚Judith‘ fertig [2])."

In diesem Berichte fällt zweierlei auf: zunächst daß ein Bild auf den sonst keineswegs so kunstsinnigen Hebbel einen derart mächtigen Eindruck machte, daß sich ihm das Thema als Stoff für ein Trauerspiel von selber aufdrängte, sodann daß der fünfte Akt zuerst fertig wurde, die Katastrophe also, Liebesnacht und Rache des entehrten Weibes, ihm die Hauptsache war. Wir wollen uns beides vorläufig merken, gleich hier aber festlegen, daß eine tiefer grabende Erklärung von keinem Biographen irgend gegeben oder auch nur versucht ward.

Nur in einem Punkte, Judiths doch gar zu rätselhafter Brautnacht, suchte man etwas weiter zu schürfen, indem man den Dichter selber befragte. Die Antwort lautete nach Eduard Kulke: „Judith soll Holofernes töten. Damit sie dies imstande sei, muß sie sich ihm ergeben, darin liegt ihr Opfer. Ein Weib, das solch ein Opfer bringen soll, ist im Drama schlechterdings nur möglich, wenn sie weder Jungfrau, noch

[1]) Man sieht hier durchsichtig die Wirkung des Kastrationskomplexes auf Hebbels Leben und Schaffen.

[2]) Trotzdem unser Dichter diese Behauptung in einem Briefe an Ruge vom 15. Februar 1852 wiederholt, ist sie nachweislich unrichtig. Nach den Tagebüchern dauerte die Abfassung der Tragödie vom 2. Oktober 1839 bis zum 28. Jänner 1840, also beinahe volle vier Monate.

eigentlich Weib ist. Ist sie wirklich Weib, so kennt sie die Größe des Opfers und es widerstrebt ihrem innersten Gefühl, sie kann sich nicht entschließen; ist sie Jungfrau, kann ihr der Gedanke, dieses Opfer zu bringen, gar nicht in den Sinn kommen, dies verhindert die Naivität der Jungfräulichkeit. Die biblische Judith ist also im Drama schlechterdings unmöglich. Die Judith, welche die Tat vollführen soll, darf keine Jungfrau sein und muß es doch sein. Das ist nur dann möglich, wenn sie verheiratet ist, aber von ihrem Manne nicht berührt wurde. Einer solchen Jungfrau kann der Einfall kommen und doch kennt sie, weil sie eben noch Jungfrau ist, die Größe des Opfers nicht, zu dem sie sich entschließt. Es handelt sich also darum, in der Brautnacht etwas zu setzen, das Manasses zurückhält, sich ihr zu nähern. Was dies etwa sei — und hier liegt das Geheimnis —, das ist ganz gleichgültig. Supponiere sich jeder, was ihm beliebt, sei es ein Gesicht, ein Gespenst oder was immer, darum handelt es sich gar nicht, es handelt sich nur um die Konsequenz dieser Erscheinung. Die dramatische Motivierung ihrer nachherigen Heldentat bedingt eine vorausgegangene ehelose Ehe."

Was Hebbel da einleitend über die Notwendigkeit sagt, die Judith zur jungfräulichen Witwe zu machen, hat er im Tagebuch, dann ferner in einem Brief an die Crelinger nochmals umschrieben. Der Sinn, ja stellenweise der Wortlaut ist immer der gleiche. Trotzdem wird manchem das Gewicht der vorgebrachten Gründe nicht genügend dünken, ja vielleicht sogar eine Ahnung beschleichen, daß da weit mehr verborgen sein müsse, als der Dichter selber Wort haben mochte. Ganz besonders jedoch ist der Schluß der oben zitierten Äußerung Hebbels ausweichend. „Es sei ganz gleichgültig, was Manasses zurückhalte, supponiere sich jeder, was ihm beliebe," ist doch keine Erklärung, sondern eine Abweisung, die durchsichtig besagt, daß dem Dichter das Forschen in jener Region zu unangenehm sei. Um so mehr besteht ein Grund, zu vermuten, daß da vielleicht der Kern des Problems zu finden sein müsse. Beim Schaffen muß übrigens der Dichter noch angenommen haben, daß jene

Episode ohne weiteres ganz verständlich sei. Schrieb er doch im Briefe vom 14. Jänner 1843: „Es überrascht mich, daß auch er (Oehlenschläger) fragt, was das denn für eine Erscheinung sei, die den Manasses in der Hochzeitsnacht erschreckt habe.“

Was ich sonst bei Biographen und Kunstrichtern über die „Judith“ finde, ist, von Kleinigkeiten abgesehen, ausschließlich nur ästhetische Betrachtung, doch ohne Versuch einer tieferen Deutung. Denn über die Worte unseres Dichters geht keiner hinaus, die Lösung jener wie anderer Rätsel unternahm kein einziger. Wir wollen versuchen, was sich mit der psychoanalytischen Methode hier ausrichten läßt.

Die Heldin des Dramas ist wie die Frauen ihres Volkes allgemein, stark sinnlich veranlagt. Als die 14jährige dem Manasses zugeführt wird an einem auch sonst gar verführerischen Abend, da glüht ihr Gesicht derart vor Verlangen, daß sie sich fast schämt und ihre Dienerin mit. Wie jedes Mädchen hat auch Judith das Lieben vom Väter gelernt, der immer das erste Sexualobjekt ist. Doch auch die notwendige Ablösung von diesem vollzog sie schon, ihre Libido steht zur Übertragung auf den Ehemann völlig bereit. Denn als der Vater an ihrer Seite noch allerlei ernste Ratschläge gibt, hört sie kaum hin. Wenn sie dennoch bisweilen zu ihm emporschaut, denkt sie nur daran: Manasses sieht gewiß anders aus! Endlich gelangt sie ins Haus ihres Gatten. Da tritt ihr bezeichnend nicht dieser selbst, sondern als fast feindlich empfundene Macht dessen Mutter entgegen, die, mit diesem Namen zu begrüßen, Judith direkt Überwindung kostet. „Ich glaubte, meine Mutter müsse das in ihrem Grabe fühlen und es müsse ihr weh tun.“ Eine hochbezeichnende Einzelheit: Judith, von ihrer Dienerin gesalbt, wird plötzlich ganz bleich und hat die Empfindung, als wäre sie tot und würde als Tote nun so gesalbt. Sie spielt also durchsichtig die verstorbene Mutter. Auch die Art, in der sie dem werbenden Gatten entgegentritt, ist durchaus infantil. Zwar setzt sie seine Annäherung gleich lichterloh in Brand, doch äußert sich dies so, daß sie vorerst ihr Gesicht in die Hände

preßt, dann aber aufspringt und jenem um den Hals fällt, wie etwa dem Vater. Allein als Mirza darüber erschrickt, lacht Judith sie aus und dünkt sich mit eins weit klüger als diese.

Dann kommt die so rätselhafte Hochzeitsnacht, die ich mit Judiths Worten schildere: „Wir gingen in die Kammer hinein; die Alte tat allerlei seltsame Dinge und sprach etwas wie einen Segen; mir ward doch wieder schwer und ängstlich, als ich mich mit Manasses allein befand. Drei Lichter brannten, er wollte sie auslöschen; laß, laß, sagte ich bittend; Närrin! sagte er und wollte mich fassen — da ging eines der Lichter aus, wir bemerkten's kaum; er küßte mich — da erlosch das zweite. Er schauderte und ich nach ihm, dann lacht' er und sprach: das dritte lösch' ich selbst; schnell, schnell, sagte ich, denn es überlief mich kalt; er tat's [1]). Der Mond schien hell in die Kammer, ich schlüpfte ins Bett, er schien mir gerade ins Gesicht. Manasses rief: ich sehe dich so deutlich wie am Tage und kam auf mich zu. Auf einmal blieb er stehen; es war, als ob die schwarze Erde eine Hand ausgestreckt und ihn von unten damit gepackt hätte. Mir wird's unheimlich; komm, komm! rief ich und schämte mich gar nicht, daß ich's tat. Ich kann ja nicht, antwortete er dumpf und bleiern, ich kann nicht! wiederholte er noch einmal und starrte schrecklich mit weit aufgerissenen Augen zu mir herüber, dann schwankte er zum Fenster und sagte wohl zehnmal hintereinander: ich kann nicht! Er schien nicht mich, er schien etwas Fremdes, Entsetzliches zu sehen. Ich fing an, heftig zu weinen, ich kam mir verunreinigt vor, ich haßte und verabscheute mich. Er

---

1) Die Symbolik ist durchsichtig, brennendes Licht = membrum erectum, das Erlöschen desselben = psychische Impotenz. Man begreift, daß Manasses und Judith zuerst schaudern und der erstere dann lacht und das letzte Licht selber auslöschen will, was Judith mit den Worten: „Schnell, schnell!“ begleitet. Die weitere Beziehung, daß mit dem Erlöschen der Geschlechtskraft auch gewissermaßen das Leben des Menschen zu Ende sei, führt zum Aberglauben vom Sterben und Tod beim Auslöschen der Kerzen.

gab mir liebe, liebe Worte, ich streckte die Arme nach ihm aus, aber statt zu kommen, begann er leise zu beten. Mein Herz hörte auf zu schlagen, mir war, als ob ich einfröre in meinem Blut; ich wühlte mich in mich selbst hinein, wie in etwas Fremdes, und als ich mich zuletzt nach und nach in Schlaf verlor, hatt' ich ein Gefühl, als ob ich erwachte. Am anderen Morgen stand Manasses vor meinem Bett, er sah mich mit unendlichem Mitleid an, mir ward's schwer, ich hätte ersticken mögen; da war's, als ob etwas in mir riß, ich brach in ein wildes Gelächter aus und konnte wieder atmen. Seine Mutter blickte finster und spöttisch auf mich, ich merkte, daß sie gelauscht hatte, sie sagte kein Wort zu mir und trat flüsternd mit ihrem Sohn in eine Ecke. Pfui! rief er auf einmal laut und zornig, Judith ist ein Engel! setzte er hinzu und wollte mich küssen, ich weigerte ihm meinen Mund, er nickte sonderbar mit dem Kopf, es schien ihm recht zu sein. Sechs Monate war ich sein Weib — er hat mich nie berührt. Wir gingen so eins neben dem anderen hin, wir fühlten, daß wir zueinander gehörten, aber es war, als ob etwas zwischen uns stände, etwas Dunkles, Unbekanntes. Zuweilen ruhte sein Auge mit einem Ausdruck auf mir, der mich schaudern machte; ich hätte ihn in einem solchen Moment erwürgen können, aus Angst, aus Notwehr, sein Blick bohrte wie ein Giftpfeil in mich hinein." Da erkrankt Manasses jäh und stirbt in dritthalb Tagen. Doch Judith will nicht, daß er sein Geheimnis ins Grab mitnehme. Angesichts des Todes ist er wirklich schon bereit, ihr alles zu gestehen. „Ja, ja, ja, jetzt darf ich's dir sagen, du...." Da tritt der Sensenmann ihn an und verschließt auf ewig seine Lippen [1]).

Überblicken wir das Ganze, so liegt für den Fachmann auf der Hand, daß hier ein Fall von psychischer Impotenz geschildert ist. Die psychoanalytische Forschung hat nun die Tatsache aufgedeckt, daß da so gut wie ausnahmslos eine

---

[1]) Nestroy hat dies trefflich travestiert:
„Ein ewiges Dunkel bleibt's, und niemand waß es,
Das eigentliche Bewandtnis mit'n Manasses."

allzu innige Verlötung von Sohn und Mutter zu Grunde liegt nebst der Kastrationsangst. Wie die Tochter vom Vater, so lernt ja der Sohn von der Mutter das Lieben. Nur soll und muß in der Pubertät die Ablösung von diesem ersten Sexualobjekt erfolgen, damit eine neue Familiengründung ermöglicht werde. Wo aber jene Beziehung zwischen Mutter und Sohn gar zu innig gewesen, da bleibt die notwendige Ablösung aus, deren wichtigste Folge die seelische Impotenz des Mannes ist genüber dem Weibe. Zu diesen empirisch gefundenen Tatsachen stimmen recht gut die Einzelheiten unserer Tragödie. Denn die Mutter des Manasses kommt nicht nur, wie üblich, der Schwiegertochter auf der Schwelle entgegen, sondern tut auch allerlei seltsame Dinge und lauscht obendrein voll Eifersucht, wie jene in der Hochzeitsnacht sich betrage. Finster und spöttisch sieht sie am nächsten Morgen auf Judith und ist auf der Stelle zu glauben bereit, daß diese nicht unberührt befunden wurde. Erst das „Pfui!" ihres Sohnes muß sie da eines Besseren belehren. Dieser selbst aber ist nicht weniger unfrei. Als er sein Weib umarmen möchte, da ist's auf einmal, als ob die Erde eine Hand ausstrecke und ihn damit von unten packe. Er empfindet also durchsichtige Kastrationsangst. Von Entsetzen geschüttelt, weicht er zurück, immer wieder murmelnd: „Ich kann nicht, ich kann nicht!" Er scheint nicht sein Weib, sondern etwas Fremdes, Entsetzliches zu sehen. Dieses Fremde und Entsetzliche, das zwischen ihn und die Gattin tritt, ist natürlich die als Sexualobjekt streng verpönte Mutter, an die er doch nicht vergessen kann. Ihre Hand streckt sich ihm hindernd entgegen, wenn er sein geliebtes, sehnendes Weib umfangen möchte. Dies aber, welches sein ganzes Verlangen brünstig enthüllte, fühlt sich, verschmäht, im Innersten verunreinigt. Vergebens sind alle mitleidigen und selbst liebevollen Worte, die ihr Gatte später an sie verschwendet. Sie weigert ihm selbst den Mund zum Küssen, erzielt aber nur, daß er wie zustimmend mit dem Kopfe nickt. Da braucht er der Mutter also selbst in dieser Kleinigkeit nicht untreu zu werden. Immer ist es, als stünde jene zwischen den

Gatten. Zuweilen ruht Manasses Blick auf seiner Frau mit einem Ausdruck, der sie erschaudern macht. Da prüft er, wie weit sein Eheweib der Mutter gleiche, die zu berühren, ja streng verboten.

Wozu aber Hebbels Geheimniskrämerei, warum will er durchaus den Grund jener psychischen Impotenz gar niemand verraten? Die Ursache liegt, wie nicht anders zu erwarten, im eigenen Empfinden unseres Poeten. An Manasses ward nur dichterisch dargestellt, was eigentlich den Knaben Friedrich bewegt hatte. Seine eigenen Inzestphantasien auf die Mutter setzen sich dann in einem innerlich längst fertigen Stoff zu psychischer Impotenz des Manasses um, der sein Eheweib nicht berühren darf, nicht um alles in der Welt. So hatte ja auch Hebbels Sehnsucht gelautet, der Vater solle seine eigene Frau nie angerührt haben [1]). Mußte aber die Mutter schon das Weib des verhaßten Vaters werden, dann sei sie wenigstens Jungfrau geblieben, wie die Ehegattin des Manasses [2]), und Jungfrau natürlich für den eigenen Sohn, der nicht verträgt, daß die Mutter schon früher einen Mann erkannt hat. Was der Dichter als Motivierung vorbringt, warum er Judith zur jungfräulichen Witwe machen mußte, ist nur posthume, wenn auch äußerst geschickte Rationalisierung einer Kinderphantasie, die den beleidigenden Verkehr der Eltern einfach aus der Welt schafft. Wenn in der Hypnose einem Medium aufgetragen wird, hinterher im Zimmer den Schirm aufzuspannen und dieser Befehl dann zur Ausführung kommt, so weiß die Versuchsperson für ihr seltsames Tun stets eine plausible Erklärung zu geben. Und doch wird keiner der Anwesenden zweifeln, daß sie aus-

[1]) Wie heißt es bloß in der „Genoveva", die nach Hebbel „eigentlich nur ein zweiter Teil der ‚Judith' ist":

„Von Jugend auf erschien mir als aller Gräuel höchster,
Wenn irgendwo ein edles Frauenbild,
Von einem ehrvergeßnen Mann verfolgt,
Nur kaum sich schnöder Übermacht erwehrt."

[2]) Das stimmt nicht bloß mit den Resultaten der Analysen überein, sondern auch mit den Mythen von der unbefleckten Empfängnis, die in ähnlicher Weise viele Völker und Kulte sich schufen.

schließlich eine posthypnotische Suggestion erfüllte, die sie nur nachträglich geschickt erklärt. Ganz ebenso geht auch der Dichter vor, macht seine Judith zur unberührten Witwe, die in eheloser Ehe lebte, weil der Knabe Hebbel für seine Phantasie einer Jungfrau bedurfte, gibt aber hinterdrein eine sehr scharfsinnige Motivierung, in welcher er lediglich den Gesetzen der Psychologie gefolgt sein will.

Der jungfräulichen Mutter Hebbels widersprach nur leider die böse Wirklichkeit. Kam doch zwei Jahre nach unserem Dichter ein Brüderchen auf die Welt. Wie fand sich Hebbel dichterisch mit dieser Tatsache ab? Da gibt sich Judith Holofernes zwar hin als Gottes Werkzeug, um die sonst verlorene Vaterstadt zu retten, nimmt aber sogleich auch Rache dafür, indem sie den Entehrer mit dem Schwerte enthauptet, ihn also damit symbolisch entmannt. Wir wissen schon aus dem siebenten Kapitel, daß die Phantasie vom entehrten und sich rächenden Weibe ein Hauptproblem in des Knaben Seele gebildet hat, das er immer wieder im Kopfe wälzte und in einer Reihe von Dramen ausführte. Darum wirkte das Bild der Judith mit dem Haupte des Feindes so mächtig auf ihn, darum war die Tragödie in ihren Grundlinien alsbald fertig, darum endlich packte ihn vor allem anderen und kam auch zunächst zur dramatischen Ausführung die Katastrophe, während das übrige erst später und mählig hinzugedichtet ward.

Wir haben oben nur die Vorfabel erledigt von Judiths eheloser Ehe. Drei Jahre sind seit Manasses frühem Tode verflossen, drei Jahre, in welchen die Witwe ganz zurückgezogen lebte. Nie hat sie jemand öffentlich gesehen, außer wenn sie beten und opfern wollte. Und sie, die Reiche, erklärte immer, ihre vielen Güter gehörten nicht ihr, sie verwalte sie lediglich für die Armen. So kam sie mählig in den Ruf besonderer Heiligkeit. Selbst ihre Dienerin denkt nicht anders. Sieht sie die Herrin doch oft bei der Arbeit in sich zusammensinken und zu beten anheben. Man hat sie deswegen allgemein für fromm und besonders gottesfürchtig gehalten, während es in Wahrheit immer ge-

schah, wenn sie vor dem Sehnen und Verlangen ihrer Sinne sich nicht mehr zu erretten wußte. Ihre heimlichen, wohlbehüteten Gedanken galten dem Manne. Doch einen von den vielen zu wählen, die ihre Trefflichkeit angezogen hätte, verbot das Erlebnis mit Manasses. Muß sie ja glauben, ihre „Schönheit sei die der Tollkirsche, deren Genuß Wahnsinn und Tod bringe“. Und dennoch fühlt sie in den innersten Falten ihrer Seele: „Ein Weib ist ein nichts; nur durch den Mann kann sie etwas werden. Das Kind, das sie gebiert, ist der einzige Dank, den sie der Natur für ihr Dasein darbringen kann. Unselig sind die Unfruchtbaren, doppelt unselig bin ich, die ich nicht Jungfrau bin und auch nicht Weib.“ Und wenn sie dann verzweifelt in dem Widerstreit von brünstigem Verlangen und Angst vor Wiederholung des schon einmal mit Manasses Erlebten, dann flüchtet sie zurück zu ihrem frühesten Liebesobjekt, dem eigenen Vater. Oder richtiger zu der ersten, regelmäßigen Verkleidung desselben: dem Himmelsvater. „Mein Gebet ist dann ein Untertauchen in Gott, es ist nur eine andere Art von Selbstmord, ich springe in den Ewigen hinein, wie Verzweifelnde in ein tiefes Wasser.“

Doch alle Frömmigkeit stillt nicht die Glut. Trotzdem sie scheinbar vor allen Männern schaudert, träumt sie doch stets von dem großen Geliebten, der sich von keiner feindlichen Mutter abhalten läßt, sie zu umarmen. Am deutlichsten verrät dies jener Traum, den sie gleich beim ersten Auftreten erzählt und welchen der Dichter von Elise direkt übernommen hatte: „Ich ging und ging und mir war's ganz eilig und doch wußte ich nicht, wohin mich's trieb. Zuweilen stand ich still und sann nach, dann war's mir, als ob ich eine große Sünde beginge; fort, fort! sagt' ich zu mir selbst und ging schneller wie zuvor. Plötzlich stand ich auf einem hohen Berg, mir schwindelte, dann ward ich stolz, die Sonne war mir so nah', ich nickte ihr zu und sah immer hinauf. Mit einmal bemerkt' ich einen Abgrund zu meinen Füßen, wenige Schritte vor mir, dunkel, unabsehlich, voll Rauch und Qualm. Und ich vermogte nicht zurückzu-

gehen, noch stillzustehen, ich taumelte vorwärts; Gott! Gott! rief ich in meiner Angst, — hie bin ich! tönte es aus dem Abgrund herauf, freundlich, süß, ich sprang, weiche Arme fingen mich auf, ich glaubte, einem an der Brust zu ruhen, den ich nicht sah, und mir ward unsäglich wohl, aber ich war zu schwer, er konnte mich nicht halten, ich sank, sank, ich hört' ihn weinen und wie glühende Tränen träufelte es auf meine Wangen." Und Judith fügt hinzu: „Solche Träume soll man nicht gering achten! Sieh, ich denke mir das so. Wenn der Mensch im Schlaf liegt, aufgelös't, nicht mehr zusammengehalten durch das Bewußtsein seiner selbst, dann verdrängt ein Gefühl der Zukunft alle Gedanken und Bilder der Gegenwart und die Dinge, die kommen sollen, gleiten als Schatten durch die Seele, vorbereitend, warnend, tröstend. Daher kommt's, daß uns so selten oder nie etwas wahrhaft überrascht, daß wir auf das Gute schon lange vorher so zuversichtlich hoffen und vor jedem Übel unwillkürlich zittern."

Ziehen wir die Traumsymbolik heran und außerdem noch die neurologische Erfahrung, so dünkt mich jener Traum der Judith-Elise nicht schwer zu deuten. Das, was ein Weib unruhig umhertreibt mit der Empfindung, eine große Sünde zu begehen, ist wohl nichts anderes als das Verlangen seiner Sinne, welches, ungestillt bleibend, Angst erzeugt. Gut stimmt dazu, daß sie, sich vor einem Abgrund sehend, weder stillzustehen vermag noch rückwärts zu gehen, sondern trotz der erkannten großen Gefahr immer vorwärts taumelt. Der Geliebte, den sie sucht, ist bald ihre Sonne, zu der sie emporblickt, bald ruft sie ihn Gott und seine Stimme ertönt aus dem Abgrund ihr süß und freundlich. Wenn die Träumerin weiche Arme auffangen und sie vermeint, einem Manne an der Brust zu ruhen, ein Gefühl, das ihr unsäglich wohl tut, so bedarf dies wohl keiner weiteren Erklärung. Ebensowenig, daß sie den Geliebten nicht kennt oder kennen will („ich sah ihn nicht", bei Elise wird es sich wohl um ein Nichtwissenwollen handeln) und sie immer tiefer und tiefer sinkt. Daß Judith endlich weinen hört und glühende Tränen auf ihre Wangen träufeln, kann von ihr auf den Geliebten ver-

schoben sein oder auch direkt eine ebensolche Kindheitserinnerung Judiths wie Elisens. Der unbekannte Geliebte des Traumes hat endlich den Mut, sie zu umarmen, unähnlich dem Manasses, und ist auch darum als Wunscherfüllung durchsichtig. Kein Wunder also, daß Judith fühlt, der Traum verrate ihre Gedanken, und sie die Dinge, die da kommen sollen, als Schatten durch ihre Seele gleiten spürt, vorbereitend, warnend, doch aber auch tröstend.

Eine Reihe von Traumstücken zeigt aber regelmäßig Überdeterminierung. Hier will ich besonders zwei Stellen anführen: Die Träumerin ist dem Manne, der sie auffangen will, doch zu schwer, sie hört ihn weinen, seine glühenden Tränen beträufeln ihre Wangen. Das wird wohl auch heißen: ein gewöhnlicher Mann, der sie auffangen möchte, kann ihr nicht genügen. Ebenso weist der hohe Berg, auf welchem sie steht, ihr Stolz nach kurzem anfänglichen Schwindel, die Nähe der Sonne, der sie vertraulich-selbstbewußt zunickt — Sonne ist übrigens ein typisches Symbol für Gott wie den Vater —, noch darauf hin, daß sie nach dem Höchsten, ja fast Unerreichbaren giert und sich hiezu auch berechtigt wähnt[1]).

In die nun dreijährige Witwenöde mit ihrem ungestillten Verlangen und der stets unterdrückten Sinnlichkeit fällt jetzt plötzlich ein Lichtstrahl. Holofernes naht, der Feind ihres Volkes, doch zweifellos ein Mann. Und „jedes Weib hat ein Recht, von jedem Manne zu verlangen, daß er ein Held sei". Sogar Ephraim kann, von Holofernes redend, nicht anders als seine Größe preisen. Anfänglich spottet Judith auch über den also Gerühmten. Seit dem Erlebnis mit Manasses glaubt sie an keinen wirklichen Mann mehr. Dann überkommt es sie aber doch: „Ich möchte ihn sehen, den großen Mann." Und als ihr Freier unvorsichtig fortfährt: „Er tötet die Weiber durch Küsse und Umarmungen. Hätte er dich in den Mauern der Stadt gewußt: deinetwegen allein

1) Natürlich ist der Traum hiemit noch lange nicht aufgelöst. Ich führe die Deutung nur insoweit, als sie für unsere Zwecke von Belang ist.

wäre er gekommen!“ meint Judith lächelnd: „Mögt' es so sein!“ Erst später gibt sie der raschen Rede den heuchlerischen Sinn: „Dann braucht' ich ja nur zu ihm hinaus zu gehen und Stadt und Land wäre gerettet!“ Doch Ephraims Wort schlug tief in ihre Seele. Wenn Holofernes schon um ihretwillen gekommen wäre, dann hatte sie ja den ersehnten Helden. Damals schon nahm das Begehren ihres Herzens die Formel an, ihre Vaterstadt zu retten, indem sie zu dem Gewaltigen ginge. Noch aber schreckt sie davor zurück, den Feind ihres Volkes lieben zu sollen. Den drängenden Freier will sie erhören, so er den Holofernes tötet inmitten der Seinen. Wie das zu vollbringen, weiß sie selber nicht, nur daß es nötig. Erscheint ihr doch der assyrische Feldherr jetzt so riesengroß, so ganz Ideal, wie zu seiner Zeit dem Kinde der Vater. Ihre Einbildungskraft zeigt ihr den Helden „mit dem Antlitz, das ganz Auge ist, gebietendes Auge, und mit dem Fuß, vor dem die Erde, die er tritt, zurückzubeben scheint.“ Will Ephraim ihre Liebe erringen, muß sie ihn über sich selber erhöhen können. In jener Bedingung, vor welcher der Kleingesinnte zurückbebt, erkennt sie nunmehr die eigene Aufgabe. Eine Aufgabe, die ihr außerdem verstattet, ihre mächtige Sinnlichkeit auszuleben und nicht allein dafür ungestraft zu bleiben, sondern sich noch obendrein mit Ruhm zu bedecken. Wenn der Freier ihr vorhält, sie fordere sich selber heraus, um ihre Furcht zu vergessen, so wäre statt dessen richtiger zu sagen: um ihr sexuelles Verlangen zu stillen.

Drei Tage sitzt Judith wie eine Lebendig-Tote, ißt nicht und trinkt nicht und spricht kein Wort. Von dem Ewigen heischt sie, ihr den Weg zu zeigen, der zum Herzen des Holofernes führt. Doch, wie sie auch in ihr Inneres hineinhorcht, immer wieder quillt der Gedanke ihr entgegen: der Weg zu deiner Tat geht durch die Sünde! Es dünkt mich überaus charakteristisch, daß sie sich stets wieder an Gott selbst wendet, d. h. an den Vater: „Vor dir wird das Unreine rein!“ Auch andere Worte gehen sichtlich auf den letzteren zurück: „Gott! Gott! Warum neigst du dich nicht auf mich herab?

Ich bin ja zu schwach, um zu dir emporzuklimmen!“ Mit der ganzen Rabulistik entfesselter Sinnlichkeit kalkuliert sie: „Wenn du zwischen mich und meine Tat eine Sünde stellst: wer bin ich, daß ich mit dir darüber hadere, daß ich mich dir entziehen sollte! Ist nicht meine Tat so viel wert, als sie mich kostet? Darf ich meine Ehre, meinen unbefleckten Leib mehr lieben wie dich? O, es lös't sich in mir wie ein Knoten. Du machtest mich schön; jetzt weiß ich, wozu. Du versagtest mir ein Kind; jetzt fühl' ich, warum, und freu' mich, daß ich mein eigen Selbst nicht doppelt zu lieben hab'. Was ich sonst für Fluch hielt, erscheint mir nun wie Segen!“ So ist sie glücklich dahin gelangt, aus der Befriedigung ihrer Sinnlichkeit ein gottgefälliges Opfer zu machen. Wenn sie aber fortfährt: „Holofernes, all meine Schönheit ist dein. Nimm's, aber zitt're, wenn du es hast; ich werde in einer Stunde, wo du's nicht denkst, aus mir herausfahren, wie ein Schwert aus der Scheide, und mich mit deinem Leben bezahlt machen! Muß ich dich küssen, so will ich mir einbilden, es geschieht mit vergifteten Lippen; wenn ich dich umarme, will ich denken, daß ich dich erwürge“ — dann guckt ihr wieder Hebbels Mutter über die Achseln, die sich nach dem Willen ihres Sohnes an dem Gatten dafür rächen sollte, daß er ihre ganze Schönheit genommen.

Hätte noch irgend etwas gefehlt, um Judith zu raschem Handeln zu spornen, so war es die immer wachsende Not der Ihrigen, welche sie stacheln mußte. Ist es doch schon so weit gekommen, daß Mütter das Fleisch ihrer Kinder essen, um nicht zu verhungern. Damit aber war das Wort des Propheten Jeremias erfüllt, welches Hebbel bereits in zartester Kindheit mit Grausen von der Nachbarin Meta gehört hatte. Den Ausschlag jedoch gibt nicht diese Not, sondern des Holofernes Mißachtung der Frauen. Als Achior von seiner Größe erzählt, plagt Judith nur die Neugier: „Liebt er die Weiber?“ Erst als sie da zur Antwort erhält: „Nicht anders als wie Essen und Trinken!“ und Achior weiter von einer Moabiterin erzählt, die ob ihrer von jenem verschmähten Neigung Selbstmord verübte, bäumt sich das verhöhnte Weib

in Judith und sie findet im Namen der geschändeten Jungfrauen endlich den Mut, sich an dem geliebten Feinde zu rächen.

Wie sieht nun der Mann aus, den sie mit allen Sinnen begehrt und dennoch töten soll nach Gottes Gebot? Wenn wir oben vernahmen, daß im Tod des Holofernes jenes Schicksal verwirklicht ist, das Hebbel seinem eigenen Vater gewünscht hatte, so zeigt der Feldherr Nebukadnezars noch weit mehr Züge des Dichters selber. Hier will ich nur eines allgemein vorausschicken: die Erstlingsdramen fast aller Poeten weisen den Charakter der Pubertät in ganz besonderem Maße auf, auch wenn sie jene zur Zeit der Abfassung schon hinter sich haben. Ausnahmslos herrscht ein Überschuß an Kraft, die nicht weiß, wo hinaus mit all ihrer Fülle, großartige Reden, um nicht zu sagen großmäulige Worte, und nicht zuletzt eine Lust am Töten, die den stark sadistischen Einschlag verrät, der den Jahren der Entwicklung so gern anhaftet. Nicht umsonst behandeln Erstlingsdramen mit besonderer Vorliebe Räuber und Mörder, Feldherren und männertötende Schlachten, Themen, die reichlich Gelegenheit geben zum Niederhauen und Niederstechen, oft ohne genügende Motivierung.

Ein Musterbeispiel der bezeichneten Gattung ist auch die „Judith". Zumal Holofernes, ein getreues Abbild des narzißtischen Dichters, wie er damals wohl war und natürlich noch greller ein paar Jahre zuvor, ist das Muster eines Tiradenfeldherrn, der sich an seiner eigenen Großwortigkeit berauscht und an der Fülle unendlicher Kraft, die seine Adern zum Bersten schwellt. Das ist neben maßloser Selbstvergötterung, ich möchte sagen, der Grundzug seines Wesens, alles andere, ob auch Hebbel selber nachgebildet, steht hinter dem erst im zweiten Gliede. Natürlich verwirklicht Holofernes auch den Mythos von Geburt und Sterben des Helden — wie vermutlich der Dichter in seinen Phantasien. Er ist von keinem Weibe geboren, oder kennt doch mindestens seine Mutter nicht. „Oft kommt's mir vor, als hätt' ich einmal zu mir selbst gesagt: Nun will ich leben! Da ward ich los-

gelassen wie aus zärtlichster Umschlingung, es ward hell um mich, mich fröstelte, ein Ruck und ich war da!.... Alle Weiber der Welt seh' ich gern, ausgenommen eines, und das hab' ich nie gesehen und werd' es nie sehen: meine Mutter! Ich hätt' sie so wenig sehen mögen, als ich mein Grab sehen mag. Das freut' mich am meisten, daß ich nicht weiß, woher ich kam! Jäger haben mich als einen derben Buben in der Löwenhöhle aufgelesen, eine Löwin hat mich gesäugt; darum ist's kein Wunder, daß ich den Löwen selbst einst in diesen meinen Armen zusammendrückte. Was ist denn auch eine Mutter für ihren Sohn? Der Spiegel seiner Ohnmacht von gestern oder von morgen. Er kann sie nicht ansehen, ohne der Zeit zu gedenken, wo er ein erbärmlicher Wurm war, der die paar Tropfen Milch, die er schluckte, mit Schmätzen bezahlte. Und wenn er dies vergißt, so sieht er ein Gespenst in ihr, das ihm Alter und Tod vorgaukelt und ihm die eigene Gestalt, sein Fleisch und Blut zuwider macht [1]." Wie er angeblich durch eigenen Willen und aus freien Stücken ins Leben trat, will er auch einst aus diesem scheiden. „So mögt' ich auch einmal zu mir selbst sagen: Nun will ich sterben! Und wenn ich nicht, so wie ich das Wort ausspreche, aufgelös't in alle Winde verfliege und eingesogen werde von all den durstigen Lippen der Schöpfung, so will ich mich schämen und mir eingestehen, daß ich Wurzeln aus Fesseln gemacht habe. Möglich ist's; es wird sich noch einer töten durch den bloßen Gedanken!"

Was ihn am Gedanken, von einer Mutter geboren zu sein, am meisten abstößt, ist, daß ihm diese der Spiegel seiner Ohnmacht wäre von gestern und morgen. Nichts stellt er höher, nichts macht ihn vor sich selber mehr zum Gott, als sein ungeheuerliches Kraftbewußtsein. „Kraft! Kraft! Das ist's.

[1] Vgl. zu diesen Ausführungen Otto Ranks „Der Mythos von der Geburt des Helden", Schriften zur angewandten Seelenkunde, herausgegeben von Professor Freud, 5. Heft, Leipzig und Wien 1909, Franz Deuticke. Die wenig liebevollen Äußerungen des Dichters über seine Mutter rühren offenbar von der Verdrängung seiner Neigung zu ihr in den Pubertätjahren, wovon im 3. und 4. Kapitel die Rede war.

Er komme, der sich mir entgegenstellt, der mich darniederwirft. Ich sehne mich nach ihm! Es ist öde, nichts ehren können als sich selbst.“..... Das ist der richtige Pubertätston und mit eine Wurzel sadistischer Regungen. Was in den Jahren der Entwicklung die Adern so schwellt und zu oft törichten Taten treibt, ist der gewaltige Kraftüberschuß, der irgendwo sich entladen muß. Setzt doch ausgiebige Betätigung desselben die höchsten, wonnigsten Lustgefühle. Darum sucht man förmlich nach Gelegenheiten, ihn zu bekunden, man rauft und ringt, schafft sich künstlich erhöhte Hindernisse und begeht eine Reihe ganz überflüssiger Husarenstückchen, nur um zum Gefühle seiner Kraft zu kommen. Ganz Ähnliches erzählt der Hauptmann Achior von Holofernes: „Einmal ritt ich mit ihm im wildesten Gebirge. Wir kommen an eine Kluft, breit, schwindlich tief. Er spornt sein Pferd, ich greif’ ihm in die Zügel, deute auf die Tiefe und sage: sie ist unergründlich! ‚Ich will ja auch nicht hinein, ich will hinüber!‘ ruft er und wagt den grausigen Sprung. Ehe ich noch folgen kann, hat er Kehrt gemacht und ist nun wieder bei mir. ‚Ich meinte dort eine Quelle zu sehen — sagt er — und wollte trinken, aber es ist nichts. Verschlafen wir den Durst.‘ Und wirft mir die Zügel zu und springt herab vom Pferd und schläft ein.“ Ein andermal deklamiert Holofernes: „Wer den Rausch nicht kennt, weiß auch nichts davon, wie schaal die Nüchternheit ist! Und doch ist der Rausch der Reichtum unserer Armut, und ich mag’s so gern, wenn’s wie ein Meer aus mir hervorbricht und alles, was Damm und Grenze heißt, überflutet.“ Ganz puber und zum Sadismus führend ist endlich die Tirade des Feldherrn: „Wohl fühlt’ ich’s längst: die Menschheit hat nur den einen großen Zweck, einen Gott aus sich zu gebären; und der Gott, den sie gebiert, wie will er zeigen, daß er’s ist, als dadurch, daß er sich ihr zum ewigen Kampf gegenüberstellt, daß er all’ die törichten Regungen des Mitleids, des Schauderns vor sich selbst, des Zurückschwindelns vor seiner ungeheuren Aufgabe unterdrückt, daß er sie zu Staub zermalmt und ihr noch in der Todesstunde den Jubelruf ab-

zwingt?" Diese Großwortigkeit hat niemand besser persifliert als Johann Nestroy, der kaum minder infernalische Satire besaß, als ein tiefbohrendes psychologisches Wissen. Er läßt Holofernes den Gesandten an den Kopf werfen: „Ich bin ein großartiger Kerl!" — ein andermal wieder perorieren: „Ich hab' die Spiegeln abg'schafft, weil sie die Frechheit haben, mein Gesicht, was einzig in seiner Art is, zu verdoppeln," und endlich die Selbstberäucherung auf die Spitze treiben: „Ich bin der Glanzpunkt der Natur, noch hab' ich keine Schlacht verloren, ich bin die Jungfrau unter den Feldherren. Ich möcht' mich einmal mit mir selbst zusammenhetzen, um zu sehen, wer der Stärkere ist, ich oder ich!" Hier durchschaute Nestroy seherisch den Narzißmus Hebbels, der in Holofernes seine eigene Selbstverliebtheit und den eigenen Sadismus bis fast zur Karikatur übertrieb.

Anderen Ortes wies ich die konstitutionelle Verstärkung der Haut- und Muskelerotik als eine der Wurzeln des Sadismus nach. Dies zeigt sich auch deutlich bei Hebbels Zeichnung des Holofernes und damit seiner selbst: „Hätt' ich doch nur einen Feind, nur einen, der mir gegenüberzutreten wagte! Ich wollt' ihn küssen, ich wollte, wenn ich ihn nach heißem Kampf in den Staub geworfen hätte, mich auf ihn stürzen und mit ihm sterben!" Das auf ihn Stürzen bedeutet natürlich die Wollust des Raufens [1]), während das gemeinsame Sterben, wie wir von den Analysen her wissen, auf das Zusammenliegen im Bette geht. Im Grunde sucht Holofernes stets nur Gegner zum Raufen und Zerschmettern, um so seine Kraft erproben zu können —

[1]) Die nämliche Wollust am Raufen und Ringen atmen auch folgende Züge des Feldherrn: „Als ich jünger war, glaubt' ich mein Leben zu stehlen, wenn ich's mir nicht täglich neu erkämpfte; was mir geschenkt wurde, meinte ich gar nicht zu besitzen." Ferner: „In meinen Jugendtagen hab' ich wohl, wenn ich einen Feind begegnete, statt mein eigenes Schwert zu ziehen, ihm das seinige aus der Hand gewunden und ihn damit niedergehauen." Dies letztere Tun ist wie das Niederhauen im allgemeinen nichts anderes als symbolische Kastration.

ganz ähnlich wie der jugendliche Hebbel selber. Wenn jener aber meint: „Ich achte ein Volk, das mir Widerstand leisten will. Schade, daß ich alles, was ich achte, vernichten muß,“ so fordert dies glatt zur Travestie heraus, die abermals Nestroy mit Glück besorgte. Als bei diesem Holofernes vorgehalten wird, er sei ein Judenfresser, erwidert er gemütlich: „Es ist nicht so arg, ich hab' nur die Gewohnheit, alles zu vernichten!“ Bei tieferem Nachdenken entdeckt man auch in den Worten des Feldherrn Beziehungen des sadistischen Komplexes. Vernichtenmüssen, was man achtet, heißt wohl nichts anderes als das Vernichten besonders geheiligter Personen, z. B. der Eltern, was gleichfalls auf frühe Todesphantasien des Dichters wider Vater und Mutter zurückgehen dürfte.

Ein weiterer Ausfluß des Sadismus ist auch des Holofernes Lust am Strafen und Morden. Er führt seine Leute gern in Versuchung, um sie dann hinterdrein packen zu können. Nichts verhängt er lieber als die Todesstrafe, ja, manchmal ist's, als lauere er darauf, nur möglichst viele niedermetzeln zu können. Da genügt oft eine Kleinigkeit, seinen Zorn zu entflammen. So haut er z. B. ein Weib zusammen, das zu ungelegener Stunde vor ihn tritt, bloß weil er es nicht schön genug findet. Auch das hat Nestroy trefflich karrikiert, indem er den Feldherrn einen seiner Hauptleute nach den anderen aus den nichtigsten Vorwänden niederstechen, dann aber gemütlich sich umdrehen läßt: „Schafft's m'r die Leichen weg! Nur ka Schlamperei nöt!“

Selbst eine Philosophie der Grausamkeit, ob auch eine etwas jünglinghafte, hat Holofernes sich zurechtgelegt. So rühmt er sich Judith gegenüber kurz vor dem Ende: „Siehe, Weib, diese meine Arme sind bis an die Ellenbogen in Blut getaucht, jeder meiner Gedanken gebiert Gräuel und Verwüstung, mein Wort ist Tod; die Welt kommt mir jämmerlich vor, mich deucht, ich bin geboren, sie zu zerstören, damit was Besseres kommen kann. Die Menschen verfluchen mich, aber ihr Fluch haftet nicht an meiner Seele, sie rührt

ihre Schwingen und schüttelt ihn ab, wie ein nichts; ich muß also wohl im Rechte sein."

Auch in dem Verhältnis zwischen Mann und Weib ist der sadistische Einschlag mächtig in Hebbels Leben wie in seiner Dichtung. „Weib ist Weib," philosophiert Holofernes, „und doch bildet man sich ein, es sei ein Unterschied. Freilich fühlt ein Mann nirgends so sehr, wieviel er wert ist, als an Weibesbrust. Ha, wenn sie seiner Umarmung entgegenzittern, im Kampfe zwischen Wollust und Schamgefühl; wenn sie Miene machen, als ob sie fliehen wollten, und dann mit einmal, von ihrer Natur übermannt, an seinen Hals fliegen, wenn ihr letztes bißchen Selbständigkeit und Bewußtsein sich aufrafft und sie, da sie nicht mehr trotzen können, zum freiwilligen Entgegenkommen antreibt; wenn dann, durch verräterische Küsse, in jedem Blutstropfen geweckt, ihre Begierde mit der Begierde des Mannes in die Wette läuft und sie ihn auffordern, wo sie Widerstand leisten sollten — ja, das ist Leben, da erfährt man's, warum die Götter sich die Mühe gaben, Menschen zu machen, da hat man ein Genügen, ein überfließendes Maß! Und vollends, wenn ihre kleine Seele noch den Moment zuvor von Haß und feigem Groll erfüllt war, wenn das Auge, das jetzt in Wonne bricht, sich finster schloß, als der Überwinder hereintrat, wenn die Hand, die jetzt schmeichelnd drückt, ihm gern Gift in den Wein gemischt hätte! Das ist ein Triumph, wie keiner mehr, und den hab' ich schon oft gefeiert." Es ist für ihn der einzige Reiz, ein Weib zu erobern, das ihn verabscheut. Als höchste gilt ihm jene Wollust, die an den Flammen des Hasses gekocht ist. Einen Kuß sogar heischt er von Judith erst dann, nachdem er vernommen, daß sie ihm anfangs fluchte.

Es ist schwer zu entscheiden, wo überall der Dichter für die obigen Sätze Erfahrungen sammelte. Das eine aber ist auch biographisch voll zu erweisen, daß er im Verkehre mit dem Weibe allzeit der Überwinder blieb, bei Beppi ebenso wie bei Elise und Christine. Von Hebbel dürfte gelten, was er über Holofernes sagen läßt: „Er ist ein Tyrann, aber

er wurde geboren, es zu sein. Man hält sich und die Welt für nichts, wenn man bei ihm ist.“ Überwinder jedoch wurde er im letzten psychischen Grunde, weil er aus dem Herzen seiner Erstgeliebten, der eigenen Mutter, den Vater zu verdrängen hatte. So sagt auch Holofernes: „Diese Judith — zwar ist ihr Blick freundlich und ihre Wangen lächeln wie Sonnenschein; aber in ihrem Herzen wohnt niemand als ihr Gott, und den will ich jetzt vertreiben!“ Nur bedient er sich dazu einer Waffe, die dem Kinde höchstens in kolossal vergrößernden Wunschphantasien zu Gebote stand: „Sie soll vor mir vergehen durch ihr eigenes Gefühl, durch die Treulosigkeit ihrer Sinne.“ Daß dies für ein Kind doch eigentlich ungeeignete Mittel hier zur Anwendung kommt, erklärt sich daraus, daß im Holofernes zwei Wesen zu einer verschmolzen sind, der Knabe Friedrich und dessen gefährlichster Nebenbuhler, der eigene Vater.

Wie der Vater in der Seele jedwedes Kindes zur Urgestalt seines Gottes wird, so wurzelt der Holofernes Hebbels auch noch in dessen mächtigen Gottkomplex. Schon dies ist bezeichnend, daß der Dichter just das hebräische Weib zur Heldin seines ersten Dramas wählte. Ist sie doch „der schwindelnde Gipfelpunkt des Judentums, jenes Volkes, welches mit der Gottheit selbst in persönlicher Beziehung zu stehen glaubte“ — wir dürfen hinzusetzen, wie Hebbel selber in seiner Kindheit. Und „Holofernes faßt“ nach den Worten des Dichters „in seiner Kraftfülle die letzten Ideen der Geschichte, die Idee der aus dem Schoß der Menschheit zu gebärenden Gottheit, aber er legt seinen Gedanken eine demiurgische Macht bei, er glaubt zu sein, was er denkt“. Doch damit erfüllt er einen Phantasiewunsch seines geistigen Vaters. Der wollte ja offenbar auch ein Gott sein aus eigener Kraft „durch die Allmacht der Gedanken“. Bald nach der Abfassung seines großen Dramas schrieb er verräterisch ins Tagebuch: „Es wäre doch seltsam, wenn nicht Gott die Welt, sondern wenn die Welt Gott geboren hätte.“ Halten wir dies mit den Krafttiraden des Feldherrn zusammen und damit, daß er aus Judiths Herzen ihren Gott verdrängen will, dann

verstehen wir den allerpersönlichsten Sinn jenes Jugenddramas. Die Rivalität des Knaben Hebbel mit seinem übermächtigen Vater, der schließlich doch aussichtslose Kampf um den Besitz der Mutter fand in dem biblischen Stoffe Verklärung. Aus seinem ungeheuren Kraftgefühl heraus fühlte sich der Knabe selber als Gott und jeder äußersten Leistung gewachsen. Trotzdem aber siegte die rohe Gewalt des stärkeren Erzeugers, was nur darum nicht ganz unerträglich wurde, weil den Sohn sein gleichgeschlechtliches Empfinden den Vater auch aufs innigste lieben ließ neben dem Hasse wegen der Mutter. Im Drama kommen nun beide Empfindungen auf ihre Rechnung. Indem der Dichter Vater und Sohn in einem spielt, kann er sich alle geheimen Wünsche, Liebe und Haß, Genießen und Rache vollauf erfüllen.

Doch kehren wir zur Fabel des Dramas zurück. Judith ist, aufs schönste geschmückt, ins Lager gekommen, um ihr Volk von dem Wüterich zu befreien, in Wahrheit jedoch, weil sie ihre aufgepeitschten Sinne zu dem einzigen Mann ihres Zeitalters drängten. Immer hatte sie ausgeschaut nach einem Helden, doch als unter ihren Stammesgenossen kein einziger aufstand, der Holofernes entgegenzutreten sich unterfing, verhüllt sie ihr Antlitz und will fortab keinen Mann mehr sehen. Aber ob sie auch im Gebet zu Gott flüchtet, empören sich doch ihre eigenen Gedanken und ringeln sich wie Schlangen[1]) um das Bild des Ewigen. Nichts anderes vermag sie mehr zu schauen, als den einzigen Helden ihres Jahrhunderts. Hassen muß sie ihn und verfluchen, so sie nicht wahnsinnig werden soll. An seinen Mord- und Freveltaten sucht sie ihren Grimm emporzuranken, der schon in Liebe zu schmelzen droht. So kommt sie nun zu Holofernes, den sie im Anfang bei seiner Großmut zu packen trachtet. Dann wieder hofft sie ihr Volk zu retten, indem sie ihn auffordert, es zu vernichten, weil er doch nie tut, was ein anderer ihm eingibt. Als beides fehlschlägt und er sich Ephraim gegenüber neuerdings so groß erweist, da

[1]) Durchsichtige Phallussymbolik.

fleht sie inbrünstig: „Gott meiner Väter, schütze mich vor mir selbst, daß ich nicht verehren muß, wo ich verabscheue! Er ist ein Mann! Ich muß ihn morden, wenn ich nicht vor ihm knien soll!"

Dann legt Holofernes mit seiner großen Tirade los, in der er sich selber, den Gipfel des Narzißmus erklimmend, zum Gott proklamiert: „Ich weiß, daß ich das Maß der Menschheit bin, und eine Ewigkeit hindurch stehe ich vor ihrem schwindelnden Auge als unerreichbare, Schrecken umgürtete Gottheit! O, der letzte Moment, der letzte! wäre er doch schon da! ‚Kommt her, alle, denen ich wehe tat — ruf ich aus — ihr, die ich verstümmelte [1]), ihr, denen ich die Weiber aus den Armen und die Töchter von der Seite riß, kommt und ersinnt Qualen für mich! Zapft mir mein Blut ab und laßt mich's trinken, schneidet mir Fleisch aus den Lenden und gebt mir's zu essen!' Und wenn sie das Ärgste mir getan zu haben glauben und ich ihnen doch noch etwas Ärgeres nenne und sie freundlich bitte, es mir nicht zu versagen [2]), wenn sie mit grausendem Entsetzen umherstehen und ich sie, trotz all meiner Pein, in Tod und Wahnsinn hineinlächle: dann donn're ich ihnen zu: Kniet nieder, denn ich bin euer Gott und schließe Lippen und Augen und sterbe still und geheim." Also eine Gottwerdung auf Grund des sado-masochistischen Komplexes. Zitternd wagt Judith einzuwerfen: „Und wenn der Himmel seinen Blitz nach dir wirft, um dich zu zerschmettern?" Doch jener peroriert noch weiter: „Dann reck' ich die Hand aus, als ob ich selbst es ihm geböte, und der Todesstrahl umkleidet mich mit düst'rer Majestät." — „Ungeheuer! Grauenvoll!" entringt es sich Judith. „Mensch, entsetzlicher, du drängst dich zwischen mich und meinen Gott! Ich muß beten in diesem Augenblick und kann's nicht." Da spielt Holofernes seinen letzten Trumpf aus: „Stürz hin und bete mich an!" So war es gelungen, was er sich vorgesetzt: den Gott zu ver-

[1]) Hier spricht sich der Kastrationssinn direkt aus.

[2]) Man beachte die Lust am Leiderdulden und Leidzufügen.

treiben aus ihrem Herzen, wie der Dichter es einst vom Vater ersehnt hatte bei seiner Mutter.

Zwei Seelen wohnen in Judiths Brust, wie vielleicht in der eines jeden Weibes: die brünstige, nach dem Mann verlangende, und die selbstbewundernde, die narzißtische. Sie sucht Holofernes nicht darum bloß auf, weil er ihr der einzige Mann erscheint, sondern denkt auch gleichzeitig immer daran, wenn sie ihn töte, werde ihr Ruhm in Bethulien erklingen. Das Sehnen ihrer Sinne kann sie jetzt stillen, doch nur um den Preis ihrer ganzen Selbstliebe. Nun kennt sie nur noch ein einziges Ziel: den Mann zur Achtung ihres Ichs zu zwingen. Da dieser sie aber als Sache nimmt, wie ein Genußmittel, um sich nach einem Alkoholrausch noch obendrein einen der Sinne zu schaffen, als er der Drohenden einfach vorhält: „Um mich vor dir zu schützen, brauche ich bloß dir ein Kind zu machen" — da fühlt sie in seiner feurigen Umarmung die Vernichtung und Entehrung ihrer Menschheit. Eh sie zum entscheidenden Schwertstreich ausholt, stachelt sie sich förmlich an ihrer Entwürdigung erst empor. Immer von neuem muß sie sich vorhalten, daß jener sie zur Dirne gemacht, an ihrem Heiligsten einen Mord begangen, sie auf das Schwerste mißachtet habe. Er hätte sie gelehrt, ihr ganzes bisheriges Denken und Empfinden für eine hochmütige Träumerei zu halten und ihre Schande für ihr wahres Sein. Stets wieder malt sie das Schmachten der letzten Stunden sich aus und, als sie vollends Holofernes ruhig schlafen sieht, ja im Schlafe noch lächeln, nicht als ob er ihre Würde zertreten hätte, sondern gleichsam den Genuß der letzten Stunden nochmals wiederkäuend, da erst wird dem schwachen Weibe die Kraft, das Schwert wider den Begehrten zu zücken. Als sie dem Manne den Kopf abgeschlagen, ist ihr erstes Wort: „Ha, Holofernes, achtest du mich jetzt?" Ein Mord demnach aus verletzter Eitelkeit eines Weibes.

Judith verträgt nicht, daß ihre Dienerin sich schaudernd abwendet und ihre Tat für unmenschlich hält. Eh sie das grause Werk vollbrachte, hat sie sich schon heimlich aus-

gemalt, wie die Ihrigen sie preisen und rühmen würden. Darum sucht sie vergeblich, jetzt nach der Tat sich einzureden, sie habe sie nur für ihr Volk getan. Mirzas Entgegnung: „Warum kamst du im Glanz deiner Schönheit in dies Heidenlager? Hättest du es nie betreten, du hättest nichts zu rächen gehabt!“ macht mit einem Schlage ihr alles klar. „Ich kann nichts denken als mich selbst. Wär' das doch anders! Ich fühl' mich wie ein Auge, das nach innen gerichtet ist. Und wie ich mich so scharf betrachte, werd' ich kleiner, immer kleiner, noch kleiner, ich muß aufhören, sonst verschwind' ich ganz ins Nichts.“ Und plötzlich, in der Verwirrung ihrer Sinne wird sie zum Kind, das in Gott einen höheren Vater erblickt: „Ich hab' die Welt ins Herz gestochen, (lachend) und ich traf sie gut! Sie soll wohl stehen bleiben! Was Gott nur dazu sagt, wenn er morgen früh herunterschaut und sieht, daß die Sonne nicht mehr gehen kann und daß die Sterne lahm geworden sind. Ob er mich strafen wird?“ Es ist ein Trost für sie, als Mirza ihr zuredet: „Du bist ein Kind!“ — „Jawohl, Gott Lob. Denk dir nur, das wußt' ich nicht mehr, ich hatte mich ordentlich in die Vernunft hineingespielt, wie in einen Kerker, und es war hinter mir zugefallen, schrecklich, fest, wie eine eherne Tür! (lachend). Nicht wahr, ich bin morgen noch nicht alt und übermorgen auch noch nicht! Komm, wir wollen wieder spielen, aber was besseres. Eben war ich ein böses Weib, das einen umgebracht hatte! Hu! Sag' mir, was ich nun sein soll! Schnell! Schnell! Sonst werd' ich wieder, was ich war.“ Mirzas Entsetzen, sie würde wahnsinnig, weckt nur ihr Kopfschütteln: „Ich bettle ja bloß um den Wahnsinn, aber es dämmert nur hin und wieder ein wenig in mir, finster wird's nicht.“ Man sieht, wie richtig der Dichter die Entstehung des Wahnsinns durchschaut, daß man vor der grausen Wirklichkeit sich ins Unbewußte flüchtet und das Infantile.

Trotz ihrer Verwirrung läßt sie den Kopf des Geliebten nicht. Zu den Ihren zurückgekehrt, wirft sie ihnen denselben hin: „Ich habe den ersten und letzten Mann der Erde ge-

tötet!" Allein, sie duldet nicht, daß das Haupt des Helden vorangetragen werde im Kampfe gen die Feinde. Ihr gehöre es zu, ihr ganz allein. Als Lohn jedoch für ihre Tat begehrt sie von den Ältesten, sie sollten sie töten, wenn ihr Schoß sich als fruchtbar erweisen würde. „Ich will dem Holofernes keinen Sohn gebären! Bete zu Gott, daß mein Schoß unfruchtbar sei. Vielleicht ist er mir gnädig!" So ähnlich hätte die Mutter dereinst sprechen sollen, eh' sie einen zweiten Sohn gebar. War der Vater doch auch ein Holofernes, sein Weib ihm bloß ein Gefäß der Lust, das er nur immer als Sache nahm, nicht als Geliebte.

Wie immer man auch die „Judith" betrachtet, stets drängt des Dichters gewaltiger Grimm wider seinen Vater, doch auch zum Teil gen die Mutter durch, welcher mindestens der Jüngling, vielleicht jedoch sogar schon der Knabe zum Vorwurf machte, sie habe lediglich aus Sinnlichkeit mit dem Gatten gelebt. Ein Verbrechen, das um so schwerer wog, als sie in ihrem Erstgeborenen ein hehres Ideal der Männlichkeit, um nicht zu sagen des Übermenschen, heranwachsen sah. Natürlich läßt sich noch manches andere aus dem Drama herauslesen, wie zum Teile ja Hebbel selber tat: „In der Judith zeichne ich die Tat eines Weibes, also den äußersten Kontrast, dies Wollen und Nichtkönnen, dies Tun, was doch kein Handeln ist," oder aber mit Kuh „ein Duell der Geschlechtsgeister[1])" oder etwa auch noch den Kampf zwischen dem Ewigen, dem unsichtbaren Gotte, und dem maßlosen Egoismus eines Übermenschen. All dies steckt in jener Tragödie drin und noch vieles andere. Doch trifft es nicht den Kern des Dramas, nicht das, was diesem das Leben erst gab. Entscheidend für die Genesis

---

[1]) „Wir sehen die Überkraft des Holofernes hin und wieder zur Scheinkraft aufgebläht und die gesammelten Instinkte der Judith, welche trotzdem unter der Last ihres Vorhabens schmerzlich zuckt, sich aneinander messen. Es ist ein Duell der Geschlechtsgeister, das wir miterleben, wobei die Männlichkeit alle Phasen grotesker Verzerrung durchläuft und die Weiblichkeit nach und nach über die inneren Grenzen ihrer Schamhaftigkeit hinübergedrängt wird."

der „Judith“ war Hebbels Bedürfnis nach Selbstdarstellung, nach Schilderung seiner Selbstverliebtheit, seiner jünglinghaften Überkraft und dessen, was er seit vielen Jahren im Busen wälzte gen Vater und Mutter. Sehr richtig sagt Kuh: „Wo das Mißbehagen an den poetischen Gebrechen sich einstellen will, dort nimmt uns, wenigstens die mit dem Dichter Vertrauten und ihm darum mehr Geneigten, der biographische Anteil liebreich und versöhnlich auf.“ Darum nennt auch der Dichter die „Judith“ „ein Werk, das mir ganz aus Geist und Herz floß“. Und mehr noch wie beim Gegenstück, der „Genoveva“, gilt für unser Drama, was Hebbel einmal an Dingelstedt schrieb: „Mein Gott, wie recht hatte Goethe mit seinem Ausspruch, daß die Jugend ihre beste Kraft in unnötigem Aufwand verpulvert! Diese ‚Genoveva‘ ist nun auch solch ein Stück, wo das Pulver bloß deswegen verschossen wird, weil es vorhanden ist.“ Wenn dem Dichter selber aus Herz und Geist floß: „Es ist so einzig schön, durchs Leben selbst zu sterben! Den Strom so anschwellen zu lassen, daß die Ader, die ihn aufnehmen soll, zerspringt! Die höchste Wollust und die Schauder der Vernichtung ineinander zu mischen!“ so begreift man sein Wort 15 Jahre später, „daß er über manche Hyperbolie seines Holofernes von ganzem Herzen lache“, aber auch das Urteil über seine Jugenddramen: „Das Abgeschmackteste und das Sublimste grenzen nahe aneinander.“ Und er hat es fast als zutreffend empfunden, daß Nestroy die Großwortigkeit des assyrischen Feldherrn in dem Befehle karrikiert: „Sattelt mir das buckligste meiner Kameele!“

Und doch trotz all der gehäuften Mängel, an welchen der jüngste Kritiker schon sich seine Sporen verdienen kann, bleibt Hebbels „Judith“ ein Ewigkeitswerk. Es ist alles wahr, was von verschiedenen Biographen und Kunstrichtern eingewendet worden, daß die Leidenschaften der geschilderten Menschen zu wenig instinktiv sind, daß diese immer ein Kollegium über sich selber lesen, dem Holofernes ein Übermaß von spekulativen Reden zugewogen wurde und ähnliches mehr. Doch gleichwohl teilt auch die „Judith“ das Schicksal aller

wirklich bedeutenden Erstlingsdramen, der „Räuber“ wie des „Götz“ und der „Ahnfrau“, die uns trotz ihres maßlosen Überschwanges so liebwert bleiben, ja innerlich fast teurer als die besten Schöpfungen ihrer Meister. Es ist die schäumende Kraft der Jugend, die so „reich ist an eingehüllten Möglichkeiten“ und unsere Herzen weit stärker wärmt, als die allerkorrekteste Mittelmäßigkeit. Es ist der Atem des Genies, das noch ganz rein und unverfälscht wirkt, nicht einmal noch gebrochen durch später Erlerntes. Das aber ist's, was die Schauspielhäuser bei jenen Stücken zum Brechen füllt, nicht bloß mit Werdenden, bei denen das Mitleben ja selbstverständlich, sondern auch mit Reiferen, nicht leicht Aufzurüttelnden. Wer diesen gärenden Most verkostet, der fühlt sich zurückversetzt in seine schönste Lebensepoche, da er noch selbst ein Genie gewesen, dieweil er ein sich Entwickelnder war, mit aller Lust jener seligen Jahre. Es ist unsere eigene, schäumende Jugend, die das Auge hier aufschlägt, und wir danken dem Dichter, der durch seine Kunst uns wiederum jung macht.

---

10. Kapitel.

„MARIA MAGDALENE“ UND SCHLUSSBETRACHTUNG.

In keinem zweiten Drama Hebbels treten seine allerpersönlichsten Erlebnisse und Kindheitserinnerungen so leuchtend zu Tage und bis ins einzelnste nachweisbar, als in der „Maria Magdalena“. Einige von ihnen hat der Dichter selber namhaft gemacht, während andere Emil Kuh durchschaute, wohl auf Grund von Hebbels vertrauten Mitteilungen. Für die ersteren führe ich z. B. den Brief an Engländer an vom 23. Februar 1863: „Der ‚Maria Magdalena‘ liegt ein Vorfall zu Grunde, den ich in München selbst erlebte, als ich bei einem Tischlermeister, der mit Vornamen sogar Anton hieß, wohnte. Ich sah, wie das ganze ehrbare Bürgerhaus sich verfinsterte, als die Gensdarmen den leichtsinnigen Sohn abführten, es erschütterte mich tief, als ich die Tochter, die mich bediente, ordentlich wieder aufatmen sah, wie ich mit ihr im alten Ton scherzte und Possen trieb.“ Von dieser, mit der er die landesübliche Studentenliebschaft hatte, verzeichnet das Tagebuch, daß sie ihm am 25. Dezember 1837 Geständnisse machte, deren Inhalt ihn nur ihre große Aufrichtigkeit vergessen machen konnte. Zwei Wochen später heißt es ebendaselbst: „Jawohl, du armes Kind, bist du zum Unglück geboren! Erst mußt du an den geraten und nun.... An jenem Sonntagabend, da du mir die Geständnisse machtest, war es wohl menschlicher Kraft unmöglich, jedes bittere Gefühl auf einmal zu unterdrücken und deine aus dem tiefsten Herzen kommende Bitte: ‚ach Gott, verzeih's mir‘ zu gewähren. Da in der größten Aufregung geht sie zu Hause und trinkt, glühend in jeder Ader, den kalten Tod herunter; ‚mit uns, glaubt' ich — ist's ja doch vorbei, mir ist kein Glück bestimmt, so will ich denn auch nicht länger leben!‘ Heute sagt sie mir, sie speie Blut.“

Nimmt man zu diesen beiden Motiven, Verhaftung des Sohnes — wegen Diebstahls, wie ich hinzufügen darf — und Verführung der Tochter mit späterem, wenn auch nur versuchtem Selbstmord, weil sie die Verzeihung des Geliebten nicht erlangen konnte, noch die Tagebuchstelle aus dem Jahre 1832: „Es gibt keinen ärgeren Tyrannen, als den gemeinen Mann im häuslichen Kreise,“ so hat man ziemlich das Wertvollste erschöpft, was Hebbel selber zur Aufklärung beitrug.

Fügen wir jetzt bei, was Kuh berichtet: „In einem solchen Winkel deutscher Erde, wie das Städtchen ist, wo die ‚Maria Magdalene‘ spielt, hat Friedrich Hebbel seine Kindheit und Jünglingszeit verlebt; so ungefähr wie in dem Hause des Tischlermeisters hat es in dem Hause seines Vaters ausgesehen. Einen Sklaven der Ehe nannte ihn der Dichter, von eisernen Fesseln sprach er, die den Vater an die bare Not geschmiedet hätten, von Haß gegen die Freude, die ebensowenig Zugang zu seinem Herzen gefunden, als er sie auf den Gesichtern seiner Kinder hätte dulden wollen. Hang zum Spiel habe für ihn auf Leichtsinn, Scheu vor grober Arbeit auf angeborene Verderbnis gedeutet; die Armut habe in dem Herzen des guten, wohlmeinenden Mannes die Stelle seiner Seele eingenommen. Das war nun freilich das Modell eines aus dem Groben gearbeiten Ehrenmannes. Nun aber kam der Meißel des Künstlers, um auszuscheiden und zu steigern, wie es der sinnbildlichen Gestaltung frommte, das Widerwärtige der Not verschwand aus dem Charakter des Meister Anton und das ungebändigte Ehrgefühl trat dafür in die entstandene Lücke. Der verdüsterte, rechtschaffene Handwerker, welcher seine Straße dahinkeucht, machte dem hartnäckigen geringen Manne Platz, welcher seinem inneren Trotz gegen den Anprall der Welt Ausdruck und Form zu geben weiß [1]). Alles, was wehrhaft und zusammen-

[1]) Man sieht, wie richtig hier Kuh den Mechanismus der „Verschiebung“ durchschaut, von der dem Dichter besonders anstößigen Armut auf des Meisters ungezähmtes, doch im Grunde löbliches Ehrgefühl, von seiner Unfähigkeit im Berufe auf den aussichtslosen, doch immerhin mannhaften Kampf gen die Welt.

genommen im Meister Anton heißen kann, was an Selbstpeinigung und krankhafter Zurechnung in ihm wühlt, war ihm aus des Dichters eigener Gemütsart zugewachsen. Den Zerwürfnissen Karls mit dem Alten, dem leidenschaftlichen Bestreben des Sohnes, den knappen Verhältnissen zu entkommen, ist unschwer die Ähnlichkeit mit den häuslichen Zwistigkeiten unseres Freundes zu entnehmen, als er unter der Härte des Vaters litt und späterhin, als er die Enge Wesselburens verwünschte; während wiederum Einzelheiten, die aus der Kindheit des Meister Anton berichtet werden, Striche zu dem Knabenbilde des Dichters darbieten. Wie der junge Anton, dem Meister Gebhard, dem nachmaligen Apotheker, folgend, zu ihm in die Lehre trat, mit Kost und Kleidung von ihm versehen ward, damit die arme Mutter eine Bürde weniger trüge, so ist auch einst unser Freund in die Kirchspielvogtei eingetreten, angetan mit den abgetragenen Kleidern seines Brotherrn.... Der gemütliche Bühmann, der Stiefvater Mohrs, schwebte dem Dichter beim Apotheker vor. Daß der Frau des Meister Anton die Mutter Hebbels über die Achsel blickt, ist wohl keinem der Leser entgangen. Das tapfer Ausharrende, Heftige und Reizbare des Originals aber hat sich in dem Nachbild zu völlig leidender Güte verflüchtigt. Auch das lokale Zubehör in dem Drama versetzt uns an die Jugendstätte des Dichters. Aus den Fenstern der Tischlerwohnung fällt der Blick auf den angrenzenden Gottesacker; an Hebbels Vaterhause wurden die Leichen vorübergetragen auf den nicht entfernten Kirchhof. Der Brunnen mit dem immer noch nicht vorgenagelten Brette, in den Klara springt, gemahnt an den tiefen Brunnen, von Bäumen beschattet, die hölzerne Bedachung gebrechlich und dunkelgrün bemoost, welchen das Kind nie ohne Schauer betrachten konnte. Sogar der große Birnbaum in dem Gärtchen der Hebbelschen Eheleute, der für den Knaben Friedrich keine geringe Bedeutung hatte (der Meister Anton erwähnt seiner einmal), ist in dem bürgerlichen Trauerspiel nicht vergessen.... Die frische, vertrauensvolle, leicht entzündliche und in ihrer Anhänglichkeit

leuchtende Natur seines Freundes Emil Rousseau scheint mir zweifellos das Urbild des Sekretärs zu sein. Den Lebens- und Charakterfaden Klaras endlich haben zwei Mädchen gesponnen: die herzensgute, schlichte Münchnerin (Beppi) und die innige, edle Elise. Der einen verdankt Klara den etwas derben, sinnlichen Untergrund ihres Wesens, das Volkstümliche, Unzerbrechliche ihres Seins und die katholischen Anwandlungen; der anderen den lang aushaltenden Atem der Seele, die Unerschöpflichkeit des Gemüts und die Herz und Phantasie gleichmäßig durchdringende Frömmigkeit. Nach und nach mochten in Hebbel Einzelzüge der beiden ineinander verschmolzen sein, wobei die erschütternde Weiblichkeit Elisens obenauf blieb. Nicht oft haben sich so viele entscheidende Eindrücke und innere Erfahrungen eines Poeten in einem einzigen Drama gesammelt, sind so viele voneinander entfernt gewesene Quellen an einem und demselben Brunnenmunde zusammengeströmt wie in der ‚Maria Magdalene‘.“

Um diesen vorläufig tiefbohrendsten Bemerkungen Kuhs noch etwas Erhebliches ansetzen zu können, muß ich weiter ausholen und auf die Genese jenes Dramas eingehen. Hiebei ist mir zum Teil eine Studie Paul Zinkes („Die Entstehungsgeschichte von Friedrich Hebbels ‚Maria Magdalene‘,“ Prager deutsche Studien, 16. Heft, 1910) nützlich gewesen. Nahezu sieben Jahre, also länger als mit irgend einem Dramenstoffe, „Die Nibelungen“ ausgenommen, hat Friedrich Hebbel mit dem Thema der „Maria Magdalene“ gerungen, bis ihm der endgültige Guß gelang. In diesen sieben Jahren machte auch die darzustellende Fabel eine bemerkenswerte Wandlung durch, indem ursprünglich Klara die Heldin des Trauerspiels darstellte, während in der letzten Fassung — Hebbel war unterdes selbst Vater worden — der Meister Anton in den Vordergrund trat. Außer der obzitierten Tagebuchnotiz aus dem Jahre 1832 („Es gibt keinen ärgeren Tyrannen als den gemeinen Mann im häuslichen Kreise“) ist der erste nachweisbare Keim des künftigen Dramas das Gedicht „Versöhnung“, geschrieben im Oktober 1836, zu einer Zeit demnach,

da Hebbel bereits auch zu Beppi Schwarz in Beziehungen getreten. Der Inhalt des Gedichtes ist etwa folgender: Eine unehelich Geschwängerte, die bei Vater und Mutter keine Hilfe findet, flüchtet in ihrer Not zur Mutter Gottes, welche ihre Reinheit kennt. Und diese apostrophiert der Dichter:

„Milde Mutter, Gnadenmutter,
Neige dich und sprich sie los;
Ihr Versöhner und ihr Mittler
Ist das Kind in ihrem Schoß.“
Wird es doch gekreuzigt werden
Von der Wiege bis ans Grab
Und so zahlt es überreichlich
Alle ihre Schulden ab.“

Wie Zinke richtig ausführt, ist in jenem Gedicht „sogar die besondere Anhänglichkeit an den Vater schon festgehalten“ (vielleicht das Verhältnis Beppis zum Tischlermeister). „Im Mittelpunkt steht die uneheliche Schwangerschaft, die also noch vor den Geständnissen Beppis als stofflicher Keim existierte.“ Vierzehn Tage nach dem Gedicht „Versöhnung“ entsteht ein anderes, „Der junge Schiffer“, welches Hebbel später unverändert in den dritten Akt seines Trauerspiels aufnahm. Am 25. Dezember 1836 erfolgt Beppis schon erwähntes Geständnis, auf das sich Hebbel ungefähr benahm, wie später im Drama der Sekretär gegenüber Klara: „Darüber kann kein Mann hinweg!“ Beppi macht dann ihren Selbstmordversuch. Den unmittelbaren Anstoß zur Konzeption des Dramas soll endlich die Verhaftung des Tischlersohnes geboten haben, die übrigens erst etwa zwei Jahre später erfolgt sein kann, da der Dichter vom April 1838 bis Februar 1839 bei Familie Schwarz in Quartier gestanden. Einen unzweifelhaften Beleg dafür, daß sich Hebbel mindestens gen Ende dieser Zeit mit seinem Drama beschäftigt haben muß, gibt eine Tagebuchstelle vom Februar 1839: „Durch Dulden Tun: Idee des Weibes. Klara dramatisch.“

In diese Münchener Zeit aber fallen noch zwei bedeutsame Ereignisse, die Spuren in der Tragödie zurückließen.

Am 16. September 1838 kam Hebbel die Nachricht vom Tode seiner Mutter zu, bald darauf eine zweite vom Sterben seines Jugendfreundes Emil Rousseau. Das Tagebuch beweist, daß er sich liebevoll das Gedächtnis der verblichenen Mutter zurückrief, auch ein Schuldbekenntnis nicht unterdrückte und sich weiters Gedanken über seinen Vater und die engen häuslichen Verhältnisse anspannen. Und dann erklärt er: „Sie (die Mutter) soll nicht umsonst einen Dichter geboren haben. Ich will ihr Andenken bekleiden mit dem höchsten Schmuck der Poesie, soweit er mir zu Gebote steht; der Scheiterhaufen, der sie verzehrt hat, soll sie nun auch verklären.“ Selbst Zinke kann nicht umhin zu sagen: „Die Vermutung liegt sehr nahe, daß Hebbel die Gestalt der Mutter in eine dichterische Ausgestaltung des alten (Klara-) Konfliktes aufnehmen wollte.“ Die tiefere Beziehung hat er freilich nicht erraten, nur was auf der Hand liegt, daß der Poet seine eigene Bevorzugung durch die Mutter und daß sie ihm Schutz angedeihen ließ gegenüber dem Vater, ins Stück übertrug[1]).

Ich will zunächst noch ein paar weitere Punkte anführen. Am 15. September 1838, also just einen Tag, bevor er den Tod seiner Mutter erfuhr, an den er auch nicht im entferntesten dachte, schrieb Hebbel das Gedicht „Auf eine Verlassene“ nieder:

„Und wenn dich einer schmähen will,
So zeig' ihm stumm dein schönes Kind,
Das macht die Seele weit und still,
Das schmeichelt allen Sinnen lind.

Wenn er in ihrer sanften Glut
Dies frische Paar der Wangen schaut,
So ahnt er, daß die reinste Flut
Des holden Lebens sie betaut.

[1]) Da die Verhaftung des Tischlersohnes so mächtig wirkte, daß sie sogar zur Ausarbeitung der Handlung führte, könnte man denken, Hebbel sei durch jene Arretierung seine eigene Stellung im Elternhause mehr bewußt geworden.

Und wenn er in dies Auge blickt,
So neigt er sich im heil'gen Graus
Und wähnt, im Innersten durchzückt,
Gott selber schaue stumm heraus.

Und küßt er diese Lippen dann,
Von allem Höchsten still durchbebt,
So frag' du leise bei ihm an,
Ob er vergebe, daß es lebt."

Auch hier also wieder das nämliche Motiv: der unehelichen Mutter wird vergeben werden um ihres Kindes willen, aus dessen Auge Gott selber schaut [1]). Endlich sei noch kurz erwähnt, daß in den Februar 1839 Hebbels Lektüre dreier Dramen fällt, die sämtlich das Thema des verführten und leidenden Weibes behandeln.

Im Frühjahr 1839 kehrt der Dichter nach Hamburg zurück, zu Elise Lensing. Im Sommer entwirft er den Plan zu einer historischen Tragödie „Dithmarschen", in der er bezeichnend die geschichtlichen Ereignisse mit einem Liebeskonflikt verbindet. Die Heldin ist nämlich wieder eine Verführte, die sich Mutter fühlt und nach altem richterlichen Brauch unter dem Eise ersäuft werden soll. „Sie wird entführt; als sie die Heldentat ihrer Schwester (der Jungfrau von Hohenwerder) vernimmt, kehrt sie freiwillig zurück und stellt sich zum Tode." Also neuerdings das nämliche Thema: Verführung, Mutterschaft, Untreue des Geliebten und freiwilliges Sichopfern. Die Szenen dieses Dramas entwirft der Dichter in den Fieberdelirien einer Lungenentzündung, während welcher Elise ihn aufs Hingebendste pflegt.

Am 2. Oktober 1839 begann er seine „Judith" zu schreiben, die in wenigen Wochen vollendet wurde. Sie hat, wie wir im vorigen Kapitel vernahmen, den heimlichen Kinderwunsch zum Inhalt, die Mutter möge sich am Vater für ihre Entehrung rächen, indem sie diesem den Kopf abschlägt.

---

[1]) Man sieht hier deutlich, daß Hebbels Gottsuchen in der Kindheit nicht bloß das Suchen eines Übervaters war, sondern vielleicht auch narzißtische Wurzeln hatte. Vgl. hiezu auch den Schluß des 8. Kapitels.

Die Freude über den Erfolg der Tragödie ward Hebbel stark dadurch getrübt, daß Elise zu Anfang 1840 sich Mutter zu fühlen begann, obendrein in einem Zeitpunkt, da ihre Ersparnisse schon aufgezehrt waren. Doch hielt dieser Umstand den Dichter nicht ab, im Sommer des nämlichen Jahres sich in Emma Schröder zu verlieben, ja Elise mit seinen Bekenntnissen zu quälen, trotzdem sie damals mit seinem Kinde hochschwanger ging. Es klingt oft geradezu, als wollte er sie für ihre Konzeption bestrafen. Die inneren Schuldgefühle jedoch reagierte er ab durch Schaffung seiner „Genoveva“, deren wahrer Held Golo kein anderer als er selber ist. Der Dichter kann sich nicht genug tun, im Drama gegen sein Abbild zu wüten, bis zur Selbstblendung [1]) — damit er sich dafür im Leben anständig zu handeln erspare. Als Hebbel in der Tragödie die Strafe vollzogen hatte, hielt er sich Elise gegenüber für völlig entsühnt. Das Trauerspiel wurde am 30. September 1840, fünf Wochen vor Elisens Niederkunft begonnen, am 1. März 1841 vollendet. „Es entstand in fieberischer Hitze und Eile, der Dichter aß zuweilen nicht zu Mittag, um nicht die wichtigsten Szenen mit der Suppe zu ertränken und mit dem Fleisch zu ersticken.“ Bei der Gestaltung Genovevas saß ihm eingestandenermaßen Elise Modell.

Am 11. September 1841 formt sich noch in Hamburg ein wichtig Gedicht „Virgo et mater“. Es behandelt neuerdings ein uns längst bekanntes Motiv, die unehelich Geschwängerte vor der Mutter Gottes, und schließt mit den Versen:

„Die Jungfrau kann ihr nicht verzeihn,
Die Mutter wird sie benedein,
Stellt sie der Heil'gen übers Jahr
Mit ihrem Kind sich dar.

---

[1]) Daß diese nichts anderes als eine Selbstkastration aus innerem Schuldbewußtsein vorstellt, hat die psychoanalytische Forschung dargetan. Vgl. hiezu Otto Rank, „Das Inzestmotiv in Dichtung und Sage“, der reichliche Belege erbringt.

Sie fühlt's und spricht:
Du reine Magd,
Dir gleich ich nicht,
Doch unverzagt!
Dir, Mutter, die der Sohn erkannt,
Die unterm Kreuz noch bei ihm stand,
Dir will ich gleichen für und für
Und dann vergibst du mir!"

Am 29. März 1842 macht er sich daran, seine Jugenderinnerungen aufzuzeichnen. Trotzdem er sich vorgenommen hatte, nur die Lichtseiten festzuhalten, war doch unvermeidlich, daß ihm auch die Not im Elternhause ins Gedächtnis kam, und all ihre bösen, peinlichen Folgen für das Familienleben. Auch die Liebe der Mutter und der Haß des Vaters mußten da neuerdings lebendig werden und haben sicherlich befruchtend gewirkt auf die Fabel der „Maria Magdalene". Bald darauf wurde Hebbel der Boden in Hamburg doch zu heiß und er beschloß, nach Kopenhagen zu gehen, obwohl er über Zweck und Absicht dieser Reise sich gar keine Rechenschaft geben konnte. Er lief einfach vor Elise und ihrem Kinde davon.

Wie merkwürdig war doch sein Verhältnis zu beiden! Am 5. November 1840 wird das erste Kind unseres Dichters geboren, doch währt es dann beinahe zwei Jahre, bis kurz vor dessen Abreise nach Dänemark, daß Max auf Hebbels Namen getauft ward. Vier Monate sind seit der Fahrt nach Kopenhagen verflossen, da beginnt der Dichter mitten unter den Schmerzen einer akuten Gelenksentzündung sein bürgerliches Trauerspiel, das ihm selber über Erwarten gelingt. „Es ist ausgemacht," schreibt er, „die dunklen Blutstropfen, die ich auf dem Wege zum Grabe ausschwitzte, werden nach meinem Tode ein leuchtender Rubinenkranz und Max wird mit den Schmerzen seines Vaters ein gutes Geschäft machen. Das gibt mir Trost, wenn ich an des Kindes Existenz denke für seine Zukunft." Im April 1843 kehrt Hebbel ein letztes Mal für kurze Zeit zu Elise zurück. Jetzt wird auch der

zweite Sohn gezeugt. Nicht lange darauf rüstet sich der Dichter zu dauerndem Fortgehen, nachdem er ins Tagebuch angemerkt hatte, die Ehe streife allen Duft von allem Schönen und Menschlichen ab, schon dadurch, daß sie es zwingen wolle, länger zu dauern, als es in den meisten Fällen könne. Am 8. September reist Hebbel nach Paris, wo das Trauerspiel fast bis zum Abschluß gedeiht, als ihn am 2. Oktober 1843 die Nachricht vom Tode seines Sohnes ereilt. Sein Schmerz überstieg, wie wir im fünften Kapitel hörten, dann jegliches Maß. Der Dichter bot nicht allein Elise die Ehe an, welche er der Geschwängerten und ledigen Mutter geweigert hatte, sondern trug sich eine Zeitlang mit dem Gedanken, die „Maria Magdalene“ „als Totenopfer für sein Kind“ unvollendet zu lassen. Wie schuldig muß er in heimlichster Seele sich damals gefühlt haben, wenn ein Dichter von seinem Selbstbewußtsein, ob auch nur eine Weile, daran denken konnte, sein allergewaltigstes Jugenddrama als Torso zu belassen! Indes er kam von beiden Vorsätzen in Bälde ab, zog sich von der Mutter seines verstorbenen Kindes immer mehr zurück und setzte am 4. Dezember 1843 den Schlußpunkt an sein bürgerliches Trauerspiel.

Zweierlei dünkt mich bemerkenswert. Das Drama gewinnt erst Leben und Gestaltung, als der Dichter im Begriffe steht, sich von Elisen dauernd zu scheiden, und dann als weiterer auffälliger Zug das Hervortreten von Hebbels Vaterkomplex in der endgültigen Fassung. Im ersten Plan, mit dem er sich in München, ja sogar noch in Hamburg getragen hatte, war nicht der Vater im Mittelpunkt gestanden, sondern Klara, die illegitim Geschwängerte. Da er damals bereits zu Elise und Beppi in intime Beziehungen getreten war, so könnte man wähnen, jener erste Plan sei der Furcht vor einer Konzeption entsprungen, wie sie bei Elise, allerdings viel später, zur Wahrheit wurde. Der Selbstmordversuch der Tischlerstochter, der dann in „Dithmarschen“ Wiederholung fand, sei ein Fingerzeig gewesen, wie er, wenn wirklich Folgen einträten, von aller Sorge befreit werden könne. Doch dieser naheliegenden Vermutung widerspricht

der Umstand, daß in den drei obzitierten Gedichten die Entsühnung der Mutter durch ihr Kind erfolgt, eine Lösung, welche sich durchaus nicht deckt mit Hebbels Verhalten, als ihm später wirklich ein Sohn geschenkt wird. Die Sühne durch das Kind muß also ganz anderswo und tiefer wurzeln, dort aber so mächtig, daß sie stets wieder ins Bewußtsein drängt. Wer ist nun dies Kind, aus dessen Augen die Gottheit blickt und das die Macht besitzen soll, seine schuldige Mutter zu entsühnen? Ich glaube, die Lösung ist nicht allzu schwer, wenn wir uns erinnern, daß Hebbel just damals seine Kindheitseindrücke wieder auffrischte und die Mutter poetisch verklären wollte. Dieses Gottkind ist der Dichter selber, der die Mutter heiligt für das große Verbrechen, ihrem Sohne dereinst mit dem Vater untreu gewesen zu sein. Die uneheliche Schwängerung hat eine Quelle im „Familienroman", der durchaus eine edlere Abkunft verlangt, eine andere in dem für den Sohn ganz unerträglichen Gedanken, die Mutter solle vor ihm einem anderen angehört haben. Darüber „kann wirklich kein Mann hinweg!". Und jene Verbindung mit dem Vater kann nie legitim, nie eine rechtmäßige gewesen sein, nur eine sündhafte, arg verpönte, von der nur das Gottkind erlösen kann. Es steckt also hinter der Klara des Dramas nicht bloß genetisch, mit Rücksicht auf die Entstehungsgeschichte, sondern auch nach der Absicht des Dichters die eigene Mutter. Und die Strafe an dieser vollzieht er mit der ihm eigenen Grausamkeit, indem er sie in einer späteren Fassung, nachdem er bereits das Motiv der Entsühnung aufgegeben hatte, „aus dem Leben hinausdrängt".

Man könnte die Analogie noch weiter führen. Auch die Mutter sei von einem Schufte geschwängert worden, wie die Klara des Dramas. Beide sind zwischen zwei Männer gestellt, von denen der eine sie erst verführt und dann im Stich läßt, während der andere, als er von ihrer Schuld erfährt, zwar anfangs auch fortgeht, dann aber der Verlassenen sich annehmen will. Der Kontrast zwischen den Liebhabern wird mit aller Schärfe durchgeführt. Der eine macht sie zum Opfer seiner Lust,

um das ihn gar nicht liebende Weib in dauernde Abhängigkeit von sich zu bringen, ist selbstsüchtig und berechnend, Eigenschaften, welche der Sohn dem Vater häufig andichtet, während er selber, der hinter dem zweiten Liebhaber steckt, sich ritterlich edel und aufopfernd benimmt.

Zwischen der ursprünglichen und der letzten Fassung der „Maria Magdalene“ steht unseres Dichters innerliche Ablösung von Elise, sowie die Geburt des kleinen Max. Dieser letztere Umstand, daß unser Dichter selbst Vater geworden, ist besonders wichtig. Jetzt hatte also Hebbel just jene Schuld auf sich geladen, die er seinem Erzeuger einst zum Vorwurf machte. Darum rückte der Vater, der Tischlermeister und Vertreter des Poeten, immer mehr an die Spitze, er wurde zum Protagonisten des Dramas, während Klara, die frühere, ursprüngliche Heldin in den Hintergrund trat. Daß freilich während der Vollendung des Stückes sein Mäxchen starb, war nicht vorausgesehen, wohl aber sollte die Fessel, die ihn, je länger, je drückender an Elise band, seinen innersten Wünschen nach durch deren Tod endgültig gelöst werden. Ohne es sich bewußt zu machen, arbeiteten doch beide, Meister Anton wie Friedrich Hebbel, darauf hin, ein in ethischem Sinne unschuldiges Mädchen aus dem Leben zu drängen, und fürwahr, es lag nicht an unserem Dichter, wenn Elise nicht das nämliche traurige Ende nahm, wie seine Klara. Doch nicht um schnöden Mammons willens sollte die Mutter seines Kindes aus dem Leben gehen, sowenig als das Mädchen des bürgerlichen Trauerspiels. Wie diese stirbt, weil das Ehrgefühl des Tischlers weit mächtiger ist, als seine Menschlichkeit und Vaterliebe, so mußte Elise dem Dichterberufe des Geliebten fallen. Denn daß die Scheu vor Not und Entbehrung eine Haupttriebfeder seines Handelns war, hat Hebbel im Leben stets tunlichst verhüllt. In den „Erinnerungen aus meinem Leben“ schildert er geflissentlich nur die Sonnenseite, gedenkt er der Armut im Elternhause bloß dort, wo sie nicht zu umgehen war, und in Hamburg hielt er alle die längste Zeit in dem Wahn, daß seine Geliebte Vermögen besitze. Im bürgerlichen Trauerspiel aber

beherrschen finanzielle Erwägungen nur den Schurken Leonhardt, welcher obendrein noch im Tagebuch später Entschuldigung findet, der Vater jedoch und mit ihm der Dichter bleiben von allen niedrigen Motiven völlig frei. Den einen treibe bloß ein falscher Ehrbegriff, wie den andern die Liebe zu seiner Kunst. Mit Recht hätten beide darum Menschenopfer fordern dürfen, da ihr Empfinden stets rein und hehr. Nie wieder hat Hebbel einen Charakter so liebevoll herausgearbeitet, so echt und förmlich zum Greifen hingestellt, wie Meister Anton. Je liebenswürdiger dieser „Held im Kamisol“ sich erwies, desto eher war auch sein Schöpfer gerechtfertigt, den ja ebenso ideale Motive trieben, das Verhältnis zur Mutter seines Kindes zu lösen. Als unser Poet sich am Meister Anton alles Unrecht von der Seele geschrieben wider die Geliebte, da war er vor seinem Gewissen entsühnt. Die Klagen jener so grausam Verlassenen konnten ihm fortab noch peinlich werden, doch niemals mehr seine Seele bedrücken. Und was nicht zu vergessen, auch die liebende Bewunderung jegliches Knaben für seinen Erzeuger, die trefflich neben dem Hasse besteht, fand in jenem mächtigen Abschlußdrama seinen großen, lapidaren Ausdruck.

Was mir am Charakter Meister Antons am schreiendsten entgegenzutreten scheint, ist nicht seine bürgerliche Ehrsamkeit und die stete Rücksicht auf den äußeren Schein, was die Leute denken und sagen werden, vielmehr seine unverkennbare Lust an der Grausamkeit, aktiv geübter, zum Teil aber auch passiv erduldeter, ein sado-masochistischer Zug, welchen er mit Hebbel und zweifellos auch dessen Vater teilt, von dem ihm so viele Porträtzüge eignen. Entwicklungsgeschichtlich erzählt Meister Anton im Namen seiner beiden Urbilder: „Mir ging's in jungen Jahren schlecht. Ich bin so wenig wie er, als ein borstiger Igel zur Welt gekommen, aber ich bin nach und nach einer geworden. Erst waren all die Stacheln bei mir nach innen gerichtet, da kniffen und drückten sie alle zu ihrem Spaß auf meiner nachgiebigen, glatten Haut herum und freuten sich, wenn ich zusammenfuhr, weil die Spitzen mir in Herz und Ein-

geweide drangen. Aber das Ding gefiel mir nicht, ich kehrte meine Haut um, nun fuhren ihnen die Borsten in die Finger und ich hatte Frieden[1]).“ Und dann entschuldigt er die grausam-lustvolle Peinigung von Sohn und Tochter gleich nach dem ersten Streich, der ihn trifft: „O, ich hab' so groß Unrecht erlitten, daß ich Unrecht tun muß, um nicht zu erliegen, wenn's mich so recht anfaßt.“ Deutlich masochistische Lust zeigt ferner sein Wort an Leonhardt: „Ich trage einen Mühlstein wohl zuweilen als Halskrause, statt damit ins Wasser zu gehen,“ was sich populär ausdrücken ließe: er legt sich in durchsichtiger Freude am Leiden Selbstbuße auf, um noch gerechter dazustehen. Und endlich wird ein gut Teil der Katastrophe auch durch seinen Sadismus herbeigeführt.

Um Meister Antons Charakterentwicklung ganz zu begreifen, scheint es notwendig, einen psychischen Mechanismus heranzuziehen: die Reaktion auf ererbte Mängel und Gebrechen. Wir erinnern uns aus der Lebensgeschichte Friedrich Hebbels, daß er physisch unfähig zu jeder gröberen Arbeit war und dem Handwerk seines Vaters schon körperlich nicht genügen konnte. Auch der Vater des Dichters war trotz seines besten Willens und Fleißes zeitlebens nicht im stande, sich zur Selbständigkeit hindurchzuringen, einfach aus mangelnder Begabung heraus. Das kehrt nun bei Meister Anton wieder: „Meine größte Pein war, daß ich so ungeschickt blieb, ich könnte darüber mit mir selbst hadern; als ob's meine eigene Schuld wäre, als ob ich mich im Mutterleibe nur mit Freßzähnen versehen und alle nützlichen Eigenschaften und Fertigkeiten, wie absichtlich darin zurückgelassen hätte, ich konnte rot werden, wenn mich die Sonne beschien.“ Was tut nun ein Mensch, der über solche angeborene Mängel nimmer hinweg kann? Er muß sie wettmachen, ja überersetzen durch psychische Vorgänge. Darum

[1]) Es ist bemerkenswert, daß der Dichter hier seine Bilder für die Entstehung des Sadismus und seiner früheren Lust an Selbstquälereien von der Haut hernimmt, deren Erotik, wie ich schon früher ausführte, eine der Hauptgrundlagen abgibt für die Lust an der Grausamkeit.

wird der Tischler, welcher es im Gegensatz zu Hebbels Vater doch im Handwerk bis zum Meister gebracht hatte, dann — wie soll ich sagen — zum Übermeister, wenn auch nicht im Berufe, wozu ihm von Haus aus die Geschicklichkeit fehlte, so doch in Charakter und Anständigkeit. Durch ein Leben voll harter, redlichster Arbeit und tadellose Lebensführung hat er sich den Ruhmestitel verschafft, „der ehrlichste Mann in der Stadt zu sein“, wie selbst seine Gegner zugeben müssen. Fast wäre man versucht, unterdrückte Gegentriebe anzunehmen, wenn er immer wieder seine Ehrlichkeit so scharf betont, dabei aber doch auf der Stelle bereit ist, von seinem eigenen Fleisch und Blut das Ärgste zu glauben. Man denke etwa an Franz Grillparzer und seinen Vater, dessen „fabelhafte Rechtschaffenheit“ dieser Dichter so rühmt und die er auch erbte. Trotzdem bekennt Grillparzer in seinem Tagebuch, daß er in seiner Jugend gestohlen und gelogen habe, und auch von seinem Bruder wissen wir ja, daß er noch als Mann sich einen Eingriff in die Staatskassa erlaubte. Die fabelhafte Rechtschaffenheit war also direkt Überkompensation unterdrückter entgegengesetzter Gelüste seiner Kindheit. Wie sonderbar ist das Verhalten des Meisters in unserem Drama! Kaum wird sein Sohn auf bloßen Verdacht hin weggeführt, so zweifelt er nicht nur keinen Moment, daß jener ein Dieb sei, er geht vielmehr sofort auch weiter und vermutet in der Tochter eine Dirne, welche ihn mit Gift vergeben werde. Wer so weit geht in seiner unantastbaren „Ehrlichkeit“, von dem ist billig vorauszusetzen, daß ihm die so schnell vermuteten Verbrechen mindest in seiner Phantasie nicht ganz fremd geblieben.

Und abermals kehrt sein masochistisches Genießen wieder. Denn der Selbstgerechte weidet sich förmlich an den Schicksalsschlägen und protzt mit dem, was über ihn, den ehrlichsten Menschen der Stadt, hereinbrach. Er macht ordentlich Staat mit seinem Unglück und keinem käme fürder noch ein Recht zu, sich über sein Ungemach zu beklagen, denn hier stehe ein Mann, über welchen Gott das ärgste herabsandte. Dreißig Jahre habe er in Züchten und Ehren die

Lebenslast getragen und nie gemurrt, doch jetzo überhäufe ihn sein Sohn, von dem er ein sorgenfreies Alter erwartete, mit Schimpf und Schande. „Aber es schadet nicht, man hat zum Glück ein steinernes Herz!“ Als er dies betont in seiner eitlen Selbstanbetung, pflichtet Klara ihm bei: „Ja, Vater, so ist's!“ Stets träumt er davon, daß seine Tochter in die Wochen gekommen, wie sein Sohn ins Zuchthaus. Doch er werde nicht sterben über sein Unglück, nein, er müsse abwarten, bis sein Sohn zurückkehre, mit Schmach beladen. Er wisse noch gar nicht, wie er ihn alsdann aufnehmen werde: „Wundern soll mich's doch, was ich tun werde!“ Den Triumph über den Sohn, der ihm die Liebe seiner Frau geraubt, will er sich nicht entgehen lassen. Ihn hat das Unglück nur härter gemacht und auf sich selber zurückgeworfen. Stets denkt er nur an das eigene Ich und seine Ehre. „Wie ein nichtswürdiger Bankrottierer steh' ich vor dem Angesicht der Welt, einen braven Mann, der in die Stelle dieses Invaliden treten könne, war ich ihr schuldig, mit einem Schelm hab' ich sie betrogen.“ Und dann quält er die Tochter mit seinem Verdacht, daß sie schwanger sei, und treibt sie geradezu in den Tod. „Ich kann's in einer Welt nicht aushalten, wo die Leute mitleidig sein müßten, wenn sie nicht vor mir ausspucken sollen.... Alles kann ich ertragen und hab's bewiesen, nur nicht die Schande! Legt mir auf den Nacken, was ihr wollt, nur schneidet nicht den Nerv durch, der mich zusammenhält!“ Mit einer wahrhaft sadistischen Lust ist er von allen sofort bereit das Schlimmste zu glauben, von Sohn und Tochter, Eidam und dem Bürgermeister. Würde aber Karl unschuldig befunden, dann sänne der Ehrenfeste einzig auf Rache. Er würde sich einen Advokaten nehmen und selbst sein letztes Hemd daran setzen, um zu erfahren, ob der Bürgermeister den Sohn eines ehrlichen Mannes mit Recht ins Gefängnis warf oder nicht. Und „hätte der Mann mit der goldenen Kette um den Hals sich übereilt, so würde sich's finden, ob das Gesetzbuch ein Loch hat, und ob der König, der wohl weiß, daß er seinen Untertanen ihre Treu' und ihren Gehorsam

mit Gerechtigkeit bezahlen muß, dies Loch ungestopft ließe." Gerechtigkeit also stellt jener am höchsten, der vor lauter Pochen auf sie und seine Ehre von einer Ungerechtigkeit zur anderen taumelt.

Im letzten Ende hat Meister Anton durch protzige Anständigkeit und durch seinen zur Schau gestellten Hochmut wider die Schergen die Verhaftung seines Sohnes und damit den Tod seiner Frau herbeigeführt. Und weiter treibt sein kalt egoistischer Ehrbegriff und sein Wühlen in der Schande die Tochter in den Tod und den Sohn aus dem Hause. Mit Schärfe und Klarheit und vielleicht am besten unter allen Kritikern präzisiert dies Bulthaupt in seiner „Dramaturgie des Schauspiels" (III. Bd., 4. Aufl., S. 131 f.): „Das Schwärzeste sieht er voraus, will er voraussehen; er kapriziert sich auf das Unglück, als habe er ein Anrecht darauf, er schwelgt in der Verzweiflung und im voraus schon in der Rache[1]), die er an dem ungeratenen Sohne nehmen wird. Er malt sich mit grausamer Wollust[1]) den Augenblick aus, da der arme Bursche abends vor Lichteranzünden mit geschorenem Kopf das Zuchthaus verläßt und zum erstenmal wieder in die alte Stube tritt und zähneknirschend ruft er aus: ‚Und ob sie ihn zehn Jahre behalten, er wird mich finden, ich werde so lange leben, das weiß ich, merk' dir's, Tod, ich bin von jetzt an ein Stein vor deiner Hippe, sie wird eher zerspringen, als mich aus der Stelle rücken.' Ja, der Alte geht noch weiter — er schwelgt im voraus sogar schon in der für ihn doch völlig problematischen, ja ganz unwahrscheinlichen Schande der Tochter, er lobt in fürchterlicher Ironie ihr hübsches Gesicht und gibt ihr ebenso ironisch den Rat: ‚Werde — du verstehst mich wohl, oder sag' mir, es kommt mir so vor, daß du's schon bist.' Hier empfinde ich ein Zuviel. Woher und wozu dies Wort? Wie nun, wenn Klara unschuldig wäre, wie er im tiefsten Herzensgrund doch glaubt und glauben muß? Wozu der Schwur an der Leiche der Mutter, daß sie

[1]) Von mir gesperrt. D. Vf.

‚das sei, was sie sein solle‘? Das ist aber auch der einzige psychologisch unstichhaltige Moment.“

Ich glaube, wir dürfen hier den Dichter in Schutz nehmen wider seinen sonst so einsichtsvollen Kritiker. Was Bulthaupt als „zuviel“ empfindet“, ist psychologisch doch völlig zutreffend. Nur muß man den Sinn der Selbstquälerei vorher erfaßt haben, unter der Meister Anton ebenso litt, wie sein genialer Schöpfer Hebbel. Schon Bulthaupt hat in den von mir gesperrten Stellen den Sadismus des Tischlermeisters erraten. Was er jedoch nicht wissen konnte, ist, daß das Selbstquälen nichts anderes darstellt als einen Sadismus, der gegen das eigene Ich gekehrt wird. Es gibt nämlich Menschen, die hochzufrieden sind und eine besondere Lust daran finden, sich selber durch allerlei Vorstellungen zu martern. Diese haben einfach die Triebaktion, welche sonst gegen andere Opfer sich wendet, wider die eigene Brust gekehrt und werden Selbstquäler mit einem großen sadistischen Genuß, den so trefflich Meister Anton illustriert und hinter diesem — Hebbel selber. Auch hier wird durchsichtig, daß der biedere Tischler nicht bloß vom Blute des Vaters unseres Dichters trank, sondern mehr noch vom letzteren persönlich empfing.

Der Dichter jedoch gibt von seinem Ich auch anderen Gestalten des Dramas ab. Nur wenig verhältnismäßig an Karl, der aus der häuslichen Enge hinausstrebt, wie Friedrich Hebbel aus Wesselburen. Bedeutsamer ist die Identifikation mit dem Sekretär und vor allem dem Schurken Leonhardt. Genau ein solch charaktervoller Mann, der ein unschuldiges, ehrbares Bürgermädchen zur Mutter machte, um sie dann alsbald im Stiche zu lassen, als eine bessere Heirat sich bot, war der Dichter selber. Bloß daß auch hier der Geldpunkt in den Hintergrund trat und Hebbel, da er sein Drama schrieb, das letzte noch nicht vollzogen hatte, sondern immerhin erst ein paar Jahre später. Bezeichnend ist auch, wie der Dichter sich selbst in Leonhardt entschuldigt. Am 5. Dezember 1843 schreibt er an Elise: „Mit den allereinfachsten Mitteln wird die höchste tragische Wirkung

erreicht, der Alte ist ein Riese geworden und Leonhardt ist bloß ein Lump, kein Schuft, der Sekretär, sie alle sind im Recht (worauf ich mir am meisten einbilde)... Über Leonhardt machte er (Bamberg) die sehr richtige Bemerkung, daß er durchaus nicht widerwärtig werde, da er naiv sei; es war mir selbst entgangen, aber es ist richtig, dieser Hundsfott lebt nicht aus einem Prinzip, sondern aus seiner Natur heraus, man ärgert sich nicht über ihn, sondern über Gott, der ihn gemacht hat." Und lange nach Fertigstellung des Dramas, da Hebbel schon reich geheiratet hatte und Vater eines Töchterchens geworden, schrieb er ins Tagebuch: „In der ‚Maria Magdalene' ist der Charakter des Leonhardt vielleicht dadurch, daß die Schwierigkeit, eine Existenz in der modernen Welt zu erringen, als treibendes Grundmotiv mehr wie jetzt durchscheint, noch tiefer zu begründen." Nicht umsonst ist Hebbel zu erweisen bemüht, daß alle in seinem Drama recht haben, sogar jener Schurke. Mit Wonne trinkt er Bambergs Erklärung, aus welcher er folgert, man müsse sich nicht über Leonhardt ärgern, sondern über — Gott, der ihn schuf. Wer weiß, wieviel von dem kalten, so ganz nichtswürdigen Spott, welchen der Verführer über Klara ausgießt, sein Vorbild besitzt in dem Ringen Elisens mit unserem Poeten um ihre bürgerliche Ehre. Wir kennen ja leider nur den matten Reflex aus den Briefen Hebbels und einzelne Stellen des Tagebuches. Doch Hebbel müßte nicht jener grausame Schmerzlüstling sein, als den wir ihn bisher stets kennen lernten, wenn er Elisen bloß tröstend und sänftiglich beigestanden hätte.

Was er Beppi Schwarz, der Tischlerstochter, vielleicht mit Recht hätte einwenden dürfen: „Darüber kann kein Mann hinweg!" spielt nun der Dichter in der Gestalt des Sekretärs gegen die Verführte seines Dramas aus. Daß solche Anschauungen keineswegs unüberwindlich waren, wenn nur ein genügendes Einkommen winkte, hat Hebbels späteres Leben bewiesen. Doch freilich, Elise hatte schon ihr ganzes Vermögen geopfert und fürderhin nichts mehr zu gewähren, als höchstens unerbetene Kinder. Und wieder wird im Drama

ganz anders als im Leben die Geldfrage völlig beiseite gelassen und durch die Ehrenfrage ersetzt, so ähnlich wie der Vater Hebbels alle Not im Hause noch eben ertrug, solange nur kein Außenstehender darum wußte. Wie der alte Klaus Friedrich zu hungern bereit war, so auch der Sekretär, die Gefallene zu freien, wenn er den Verführer erst vorher über den Haufen geschossen, damit er nur nicht den Blick vor diesem zu senken brauche. Jener äußere Ehrbegriff, welcher den Schein über das Wesen setzt, wird so zum Hauptgrund der Katastrophe. Weil der Jugendgeliebte sich darüber nicht hinwegsetzen kann und Meister Anton die Meinung der Welt weit über alle Menschlichkeit geht, darum muß sich Klara in den Brunnen stürzen. Mir ist, als hätte auch der Dichter Elisen gegenüber die wahre Ehre hervorgekehrt, welche durch den fehlenden goldenen Reif nicht leiden könne. War doch der Humbug mit der „Gewissensehe“, welche er der drängenden, nach Wiederherstellung ihrer Reputation stets neu Verlangenden, schließlich als Ersatz bot, nur notgedrungene Konzession an Elisens kleinbürgerlichen Standpunkt. Mit der ganzen „Maria Magdalene“, will mich bedünken, hat Hebbel der Geliebten zeigen wollen, wohin es führt, wenn man den Schein über die Sache stellt — was freilich nicht hinderte, daß jene mit ihrem Weibinstinkt ganz richtig empfunden und vorausgeahnt hatte. Die wahre Ehre gebot dem Dichter, die Mutter seines Kindes im Stiche zu lassen, um einzig seiner Kunst zu leben. Elisen wie sich selbst zur Klärung und Richtschnur dünkt mich das bürgerliche Trauerspiel geschrieben. Man darf nicht den Schein für Sittlichkeit nehmen, das erweist sich am Tischler; man darf ein Weib nicht darum mißachten, weil es sich aus Liebe hingegeben hat, das beweist uns Klara; und was vielleicht, wenn auch völlig verhüllt, am schwersten wog: das Weib muß bereit sein, freiwillig aus dem Leben zu scheiden, wenn es die Zukunft des Geliebten gilt, wie Hebbel von Elise heimlich erhofft und Klara getan hatte, um der Seelenruhe ihres Vaters willen. Doch, wie Meister Anton zum Schlusse klagt: „Sie hat mir nichts

erspart!“, so durfte auch Hebbel von Elise sagen, die so gar nicht verstand, ihm durch einen Selbstmord aus freien Stücken aus der Klemme zu helfen. Man sieht, wie plötzlich das Drama so völlig anders aussieht, als es oberflächlicher Betrachtung scheint. Ist’s doch so herrlich, wenn statt des Dichters bloß die Gestalten seiner Schöpferkraft untergehen, er selbst aber ruhig einem fröhlicherem Leben entgegenziehen darf! Nicht ganz mit Unrecht sagt Otto Ludwig, „‚Maria Magdalene‘ leide daran, daß die Kälte des rechnenden Dichters, dem die Persönlichkeiten nur Zahlen waren, auf seine Personen überging. Schiller gab seinen Personen gern von seiner Wärme, Hebbel von seiner Kälte. Der Dichter schließe menschlich mit dem Todesurteil, damit ist das Reich des Tragischen aus; die vergeblichen Windungen und Krümmungen des gewissen Opfers sind nicht mehr tragisch, sind gräßlich und passen nicht auf die edelste Gattung der Poesie, sondern für die Leierorgel der Bänkelsänger. Der Dichter ist der Richter, nicht der Henker“.

Es erübrigt nur noch, meine autobiographische Beleuchtung des Schauspiels — eine andere ist ja gar nicht erstrebt — bis ins Allereinzelnste zu vertiefen. Zunächst das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern. Wie männiglich bekannt, stellt dies in der Regel sich solcher Art dar, daß eine natürliche Anziehungskraft die verschiedenen Geschlechter zueinander hinzieht, fast von der Geburt der Sprößlinge ab. Der Vater hält also seiner Tochter, die Mutter gewöhnlich dem Sohne die Stange und vice versa, während jene beiden auf der anderen Seite dem gleichgeschlechtlichen Kinde gegenüber meist strenge, ja unerbittliche Richter werden. Genährt wird dies, was minder bekannt ist, durch direkt eifersüchtige Regungen. Von solchen Gefühlen des Knaben wider Vater und Mutter sprach ich im früheren bereits weitläufig und es gilt natürlich in gleichem Maße von jeglichem Mädchen. Doch auch die Eltern bleiben von jener Eifersucht nicht frei. Sieht sich doch der Vater um den größten Teil der Gattenliebe durch den verzärtelten Jun-

gen gebracht, wie ganz analog die Mutter durch des Mannes Neigung zu seinem Töchterchen.

All dies bestätigt nun auch die „Maria Magdalene“. Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn, zwischen Mutter und Tochter ist ein recht gespanntes, ja, zwischen den beiden Erstgenannten direkt feindselig, während das andersgeschlechtliche Kind beiden Elternteilen sehr rasch zum erklärten Liebling aufrückt. Klara gegenüber ist die Mutter streng und stets nur bedacht, sie in Ehren und Züchten aufzuziehen, den Sohn hingegen liebt sie geradezu, was freilich nur wenig erwidert wird. Als ihr die Tochter zur Genesung einen Blumenstrauß gibt, heißt das erste Wort, einem liebeheischenden Herzen entsprungen: „Der kommt gewiß von Karl!“ Sehr richtig meint Klara: „Was ihr eine rechte Freude machen soll, das muß von ihm kommen!“ Und „der eiserne Alte“ ergänzt dies Bild: „Über alles in der Welt sagt sie mir die Wahrheit, nur nicht über den Jungen!“ Gleichwohl kann sich die Mutter nicht hehlen: „Ich glaube, er liebt mich nicht einmal. Hast du ihn ein einzigmal weinen sehen während meiner Krankheit?“ Wiederholt das nicht nackt das Betragen des Dichters gegen seine Mutter? Und auch das scheint mir mutatis mutandis dem eigenen Leben H e b b e l s entnommen: „So allerliebst, wie er als kleiner Lockenkopf um das Stück Zucker bat, so trotzig fordert er jetzt den Gulden.“

Wird der Mutter Verhalten durch Liebe diktiert, so die stete Feindseligkeit des Vaters durch dessen eifersüchtige Regungen, die wieder treu nachgebildet sind dem Fühlen des alten Klaus Friedrich H e b b e l gegen seinen Erstling. Wie der Tischler von seinem Sprößling behauptet: „Von dem kommt mir nun und nimmer ein Trost!“ so dieser mit Recht, jener glaube von ihm doch stets nur das Schlimmste. Als Meister Anton von dem Diebstahl im Hause Wolframs vernimmt, wo Karl vor kurzem den Sekretär polierte, glaubt er auf der Stelle, dieser habe sich an fremdem Gut vergriffen, der Sohn des ehrlichsten Mannes der Stadt! Zwar weist sich der Tischler auf der Mutter Entgegnung gleich

selber zurecht: „Es war ein nichtswürdiger Gedanke!“ aber schon daß ein solcher ihm aufsteigen konnte, zeigt, wes er sich von Karl gewärtigt. „Gegen deinen Sohn, das muß ich dir sagen, bist du nur ein halber Vater!“ darf ihm die Mutter ins Antlitz schleudern und der schuldlos Verdächtigte hebt mit Fug seiner Schwester genüber hervor: „Sag’ selbst, hat er nur einen Augenblick an meiner Schuld gezweifelt? Und hat er in seinem überklugen: Das hab’ ich erwartet! Das hab’ ich immer gedacht! Das konnte nicht anders enden! nicht den gewöhnlichen Trost gefunden? Wärst du’s gewesen, sein Schoßkind, er hätte sich umgebracht! Ich mögt’ ihn sehen, wenn du ein Weiberschicksal hättest! Es würde ihm sein, als ob er selbst in die Wochen kommen sollte! Und mit dem Teufel dazu!“

Im Grunde wär’s dem Alten gar nicht recht, wenn Karl unschuldig befunden würde. Kaum ist der Sohn verhaftet worden, geht er in allen Wirtshäusern herum, dessen kleine Geldschulden auszukundschaften. Wie hat er nur gegen das Kegelspiel seines Sohnes gewettert: „Ein Handwerksmann kann nicht ärger freveln, als wenn er seinen sauer verdienten Lohn aufs Spiel setzt. Der Mensch muß, was er mit schwerer Mühe im Schweiße seines Angesichtes erwirbt, ehren, es hoch und wert halten, wenn er nicht an sich selbst irre werden, wenn er nicht sein ganzes Tun und Treiben verächtlich finden soll. Wie können sich alle meine Nerven spannen für den Taler, den ich wegwerfen will.“ Und selbst im wunscherfüllenden Traum erscheint ihm Karl zunächst als Selbstmörder, der die Pistole gegen seine Schläfe abdrückt. Es ist nur Erfüllung eines zweiten Wunsches, der gut neben jenem ersten besteht und seinem potenzierten Ehrgefühl recht gibt, daß der Sohn, nachdem sich der Pulverdampf verzogen, mit dem ehrlichsten und zufriedensten Gesichte dasteht und, reich geworden, Goldstücke von einer Hand in die andere zählt [1]).

---

[1]) Für kundige Traumdeuter will ich hier nur kurz auf die analerotische Bedeutung von Schießen und Goldzählen hingewiesen haben,

Bemerkenswert ist die Reaktion der Kinder. Des Vaters Lieblosigkeit führt bei Karl dazu, daß dieser sich in bewußtem Gegensatz zu jenem entwickelt. „Wir passen einfür allemal nicht zusammen!“ meint der Sohn im Namen Friedrich Hebbels. „Er kann's nicht eng genug um sich haben, er mögte seine Faust zumachen und hineinkriechen, ich mögte meine Haut abstreifen, wie den Kleinkinderrock, wenn's nur ginge!“ Und Klara, welche an dieser einen Stelle des Schauspiels für Johann eintritt, auf den sich alle Liebe des Vaters konzentrierte, steht wieder sehr kühl, ja insgeheim geradezu feindlich wider ihre Mutter. Wiederholt hatte sie die letztere gebeten, ihr Brautkleid anzuziehen. Doch als diese entgegnete: „Mein Brautkleid ist's nicht mehr, es ist nun mein Leichenkleid,“ da mochte die Tochter es gar nicht mehr sehen, weil es sie stets an deren heimlich gewünschten Tod gemahnte und an den Tag, da die alten Weiber es jener über den Kopf ziehen würden. „Dreimal träumt' ich, sie läge im Sarge!“ Und als sie die Mutter nach überstandener schwerer Krankheit dahinschreiten sieht, achtet sie auf Zeichen, ob eines vielleicht deren Tod bedeute. „Ja, wenn meine Mutter gestorben wäre, nie wär' ich wieder ruhig geworden, denn — —.“ Nachdem sie Leonhardt zu Fall gebracht, findet Klara, zu Hause angekommen, die Mutter „krank, todkrank, plötzlich dahingeworfen, wie von unsichtbarer Hand“. Da fühlt sie sich schuldig: „Meinetwegen liegst du so da!“ Nur daß dies weniger auf ihren Fall geht, als auf die heimlichen Todeswünsche, die jetzt nach Vergeltung zu schreien scheinen. Ihr Schuldgefühl wird bloß durch diese Krankheit hochaktuell. Denn Klara begründet es lieber durch die eigene Schwäche, als daß sie sich selber die hundertfach ärgeren Wünsche gestände, ihre Mutter solle das Zeitliche segnen. Man sieht, wie auch hier die Todeswünsche Friedrich Hebbels stets wieder dramatische Gestaltung durchsetzen. Und es ist beinahe überflüssig, zu

---

sowie auf die homosexuelle und masturbatorische, die dem Erschießen mit der Pistole zukommt.

wiederholen, daß hinter Klara und letzten Endes die eigene Mutter Hebbels durchlugt, die sich lieber freiwillig den Tod geben soll, als einem Kinde des Vaters Leben[1]).

Nehmen wir zum Schlusse, daß in der Gestalt des Sekretärs der Dichter seinen eigenen Aufstieg beleuchtet, vom Abc-Schützen zum Jurisdoktor, daß ferner vermutlich im jahrelangen scheinbaren Vergessen der Jugendgeliebten sich manches persönliche Erleben wiederholt bei einer oder selbst bei mehreren Jugendgeliebten Hebbels, deren erste und wichtigste die Mutter war, so hätten wir ziemlich alles erschöpft, was psychoanalytisch aus „Maria Magdalene" herauszuholen ist. Mich dünkt ein gut Teil der Wirkung dieses Dramas, das heute noch so erschütternd an die Herznerven greift, darauf zu beruhen, daß es eine große Bekenntnisschrift darstellt für die Liebe des Dichters zu seinem Vater. Soviel man am Wesen des Meister Anton aussetzen mag — und ich schrak wahrhaftig nicht davor zurück, alle Schwächen und Mängel hervorzuheben — so bleibt er gerade in seiner kleinstädtisch-moralisierenden Beschränktheit, die trefflich neben dem geraden, grundgütigen Herzen besteht, das schönste Zeugnis einer Sohnesliebe. Nur weil Friedrich Hebbel trotz allem und jedem an seinem Erzeuger so innig hing, übertrifft sein simpler Tischlermeister bei weitem alles, was an Heldenvätern je geschaffen wurde.

* *
*

Überblicken wir nunmehr am Schlusse des Buches die Haupttriebfedern in unseres Dichters Leben und Schaffen, so finden wir zunächst, was den allermeisten Menschen zu-

---

[1]) Ich möchte hier nicht unerwähnt lassen, daß von dieser aus noch eine spezifische Liebesbedingung führt zu Christine Enghaus. Die Mutter war ja vom Vater verführt worden, eh' Hebbel sie zu begehren vermochte. Das wiederholte sich später bei seiner Frau. Der Dichter konnte nur ein Weib sich erküren, das schon von einem anderen empfangen hatte. Und sowie er der Mutter gram war, daß sie vor ihm einem anderen gehörte, stutzte er zu Anfang über Christinens Geständnis, bis schließlich in Anlehnung an das mütterliche Vorbild die Liebe siegte. Ja gerade jener Umstand gab einen besonders festen Kitt, weil nur so die Frau der Mutter ganz gleichkam.

kommt, die starke, lebenslange Nachwirkung des familiären, und insbesondere des Elternkomplexes. Liebe, Haß und Eifersucht wider Vater und Mutter, in zweiter Linie gegen den Bruder, bestimmen Hebbel gar mächtig und alle Zeit seines Daseins. Auch der große Respekt vor dem Erzeuger und in weiterer Folge vor dessen Vertretern, eine Ehrfurcht, welche mit den Jahren stets zunimmt, ist wohl den meisten Männern eigen, wenn sie sich auch selten in so stetes Ringen mit dem Gott- und religiösen Problem umsetzt wie bei Friedrich Hebbel. Dem Poeten kommt ferner allgemein zu, daß er die verpönten sexuellen, zumal die Inzestwünsche[1]) zartester Kindheit in dichterische Phantasien umgießen und den Gestalten seiner Einbildungskraft Blutwärme geben kann aus eigenem Herzen. Nicht minder Gemeingut aller Dichter ist dann der freilich bei Hebbel besonders starke Narzißmus. Mehr individuell sind einige andere, vornehmlich für Hebbels Lebensschicksale bedeutsame Umstände: die niedrige Geburt, die Not im Elternhaus und die stete Bevorzugung durch die Mutter mit all jenen Folgen, die ich in früheren Kapiteln schilderte. Für unseren Dichter endlich spezifisch ist die Vereinigung mehrerer Züge, unter welchen etwa hervorzuheben wären: die Stärke der bewußten und unbewußten Kindheitserinnerungen, ein ungewöhnliches Verständnis des Unbewußten und seiner Äußerungen, das Hervorkehren sexueller Kniffigkeiten in fast allen seinen Dramen, eine krankhafte Lust am seelischen Zergliedern des eigenen Ich wie der Geschöpfe seiner Phantasie und vor allem anderen die überaus mächtige analerotisch-sadistische Note[2]).

Von diesen spezifischen Eigentümlichkeiten wirkt am stärksten und für Hebbel am bezeichnendsten im Leben wie im Dichten die ewige Grübelsucht und seine Lust an der Grausamkeit. Beides zusammen gibt nach dem kongenialen Otto Ludwig die „Kälte“ dieses „rechnenden

---

[1]) Vgl. dazu das schöne Buch von Otto Rank, „Das Inzestmotiv in Dichtung und Sage“, Deuticke 1913.

[2]) Der Psychoanalytiker würde etwa sagen: „Hebbels Dichtergabe wurzelte im Boden einer sadistisch-analen Konstitution.“

Dichters". Mehr weniger sind alle Helden seiner Dramen Sherlock Holmes' der eigenen Psyche wie der ihrer Partner. Ein bißchen Detektivtum, ein Stück vom Untersuchungsrichter haben sie sämtlich, Holofernes ebenso wie Meister Anton, Mariamne wie Rhodope, Volker wie der grimme Hagen. Sind sie doch alle Kinder des zwangsmäßig grübelnden Hebbel, der nicht eher ruhte, als bis er die geheimsten seelischen Triebfedern ausgespürt hatte. Noch mächtiger entwickelt, ja letzten Endes am bestimmendsten war seine Lust an der Grausamkeit und die aus dieser gewonnene Tatkraft. Was ihm trotz seiner überragenden Größe die Volkstümlichkeit raubte, doch anderseits auch die Fähigkeit gab, wider alle Ungunst der äußeren Umstände sich durchzusetzen, und sei es selbst über die Leiche der besten Freundin hinweg; was ein gut Teil seines Genies ausmachte und die gewaltigen „Tigersprünge" ermöglichte, mit denen er die letzten Schwierigkeiten nahm, an welchen andere häufig scheiterten; was endlich sein Leben und Schaffen beherrschte, das war sein übermächtiger Sadismus. Ein feinsinniger Kritiker, Otto Prechtler, empfing von der Lektüre der „Maria Magdalene" „einen tiefen, großen, ungewöhnlichen — aber niederdrückenden Eindruck, denn es fehlt die Verklärung. Und das Verhältnis der Schuld zur gräßlichen Strafe ist dämonisch-grausam — nicht göttlich-erbarmend[1])". Dieses Plus an Grausamkeit, das am meisten Spezifische an Hebbels Charakter wie an seinem Können, hat vielleicht den Menschen und Dichter gerettet, doch diesem den höchsten Lorbeer geraubt, den nur ein Poet mit voller Beherrschung seiner Triebe zu erringen vermag.

---

[1]) Fr. Hirth: „Aus Friedrich Hebbels Korrespondenz", Georg Müller, 1913.

Buchdruckerei Carl Fromme, G. m. b. H., Wien V.